Revol. o. 770/1

M. v. O.
Revol.
o. 573/1

Louis Blanc's

Geschichte der zehn Jahre

1830—1840.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

Erster Band.

Hamburg,
M. Engel.
1847.

Vorwort.

Ich schreibe die Geschichte der Angelegenheiten meiner Zeit: eine kitzliche, gefährliche Aufgabe!

Ehe ich zur Feder griff, habe ich mich strenger Selbstprüfung unterworfen, und da ich mich weder auf eigensüchtigen Neigungen, noch auf unversöhnlichem Hasse betraf, habe ich mich fähig geglaubt, die Menschen und die Dinge zu beurtheilen, ohne der Gerechtigkeit ungetreu oder an der Wahrheit zum Verräther zu werden.

Die Sache der Vornehmen, der Reichen, der Glücklichen ist nicht die Sache, der ich diene. Ich gehöre kraft meiner Ueberzeugungen einer Partei an, deren Fehler grausame Buße nach sich gezogen. Aber ich bin in diese Partei erst am Tag

nach ihrer letzten verlornen Schlacht eingetreten. Somit habe ich weder alle ihre Hoffnungen zu theilen, noch persönlich unter ihren Unfällen zu leiden gehabt. Auf diese Art ist es mir möglich geworden, mein Herz sowohl vom Aerger getäuschten Stolzes, als von dem Gifte, das sich selbst in gerechtem Unmuth birgt, rein zu erhalten.

Einleitung.

Blick auf die Restauration.

Meine Erzählung eröffnet sich mit der Erinnerung an eine Katastrophe. Denn so groß ist die Dunkelheit, welche das Prinzip der Dinge einhüllt, daß sich in ihren Anfang für uns stets die Idee des Verfalles mischt. Um in die Geschichte einzugehen, müssen wir über Ruinen schreiten.

Die drei Namen: Napoleon, Alexander, Karl X — wie lautet ihr Echo heute? St. Helena, Tangarok, Holyrood. Als Alexander es zum Sturze Napoleons getrieben, um den Bruder Karls X zu krönen, hatte er also bloß einen neuen Sturz vorbereitet: er hatte zwei große Unfälle vermittelt. Und dazu hatte man die Welt aufrühren müssen.

In der ununterbrochenen Reihenfolge von Unglücksfällen, die sich Geschichte nennt, was sind da all diese famösen Triumphatoren, all diese stolzen Reichevertheiler? Ihre Bedeutungslosigkeit stellt sich noch klarer in ihrem Glück, als in ihrem Unglück heraus. Das neunzehnte Jahrhundert zeigt uns einen Monarchen, noch unglücklicher, noch gedemüthigter, als Karl X. Und dieser Monarch ist der Kaiser Alexander, ohne welchen Karl X nie regiert hätte.

Gewiß war die Macht dieses Kaisers groß und furchtbar.

Er hatte den Frieden von Hauptstadt zu Hauptstadt geführt. Er hatte die Kongresse souverän beherrscht und die Versammlungen der Könige präsidirt. Es war ihm sogar vergönnt worden, vor seinem Stern den eines Mannes erblassen zu sehen, der mehr war, als Cäsar. Nun gut, es schien, als sei er nur darum so hoch erhoben worden, um seine Schwachheit besser zur Schau zu tragen. Von Melancholie verzehrt, besuchte er entlegene Länder, ohne sich selbst ausweichen zu können, und um seine vagen Schmerzen zu betäuben, mischte er sich in alle Aufregungen seiner Zeit. In Paris, wohin ihn das Schicksal der Schlachten getrieben, sah man ihn überrascht, ja beinahe

erschrocken über die Größe seines Geschicks, und voll Traurigkeit über seine Triumphe kehrte er in seine Staaten zurück. Warum war diese Traurigkeit gegen das Ende seines Lebens so ätzend geworden? Was hatte er Abends auf den Kirchhöfen zu knieen? Welche Gedanken verfolgten ihn auf den einsamen Spaziergängen von Czarkoëselo? Hatte Pauls I tragischer Tod irgend ein unverlöschbares Bild in seinem beunruhigten Geiste zurückgelassen? Man glaubte es. Vielleicht erlag er auch blos diesem Lebensüberdrusse, dieser moralischen Krankheit, womit Gott die Mächtigen heimsucht, um die Schwachen und Kleinen für ihre physischen Leiden zu rächen. Er war schon einige Zeit fern von seinem Lande gegangen, das er floh, als man eines Tags, während seine Mutter in der Kathedrale von St. Petersburg für ihn betete, die Ankunft eines schwarzgekleideten Couriers vernahm. Der Metropolit trat in die Kirche, einen kreppumhüllten Christus in der Hand, und man fing an zu singen wie für die Todten. Der Gründer der heiligen Allianz, der gewaffnete Ruhebringer Europas, der Mann, durch welchen in Napoleon der gedoppelte Genius des Kriegs und Frankreichs zu Boden geworfen worden, Kaiser Alexander war nicht mehr.

Ein ergiebiger Stoff zum Nachdenken! Von den zwei Männern, welche in Tilsit die Welt unter sich getheilt, starb der eine fern von seinem Lande, in einer wilden Gegend, wohin er sich, müde der Menschen, der Natur und seiner selbst, geflüchtet. Der Andere, durch seine Allmacht erdrückt, erlosch langsam in der Mitte der Meere. Sie maßen sich an, über die Völker zu verfügen, und können nicht bis zum Ende über sich selbst verfügen. Eine von Gott gegebene Lehre der Gleichheit!

Im Uebrigen folgen sich die Ereignisse auf eine weit logischere Art, als man zu glauben versucht sein könnte, wenn man sieht, wie hinfällig die Regierungen sind und wie gebrechlich die Menschen.

Von dem Tage an, da die konstituirende Versammlung die Eroberungen der Bourgeoisie in Frankreich in ihre Register eingetragen, welche Veränderungen in der Politik! Welche Wechsel! Welche Erschütterungen! Welche unerwartete, gewaltsam in die Macht eingeführte Modifikationen! Und doch erscheint die Bourgeoisie 1815 abermals auf der Bühne, bereit das kaum unterbrochene Werk von 89 fortzusetzen.

In einem Buch, welches sich an das vorliegende anschließen und zu seiner nähern Erklärung dienen wird, habe ich gesagt, wie die Bourgeoisie in Frankreich sich entwickelt hatte. Ich habe auseinandergesetzt, wie sie zum Genusse der bürgerlichen Freiheit durch die Gemeinen, zur religiösen Unabhängigkeit durch das Parlament, zum Wohlstand durch privilegirte Innungen und Meisterrechte, zur politischen Gewalt durch die allgemeinen Reichsstände gelangte. Auf diese letzte Phasis ihrer Entwicklung bezieht

sich die Restauration, während welcher sich die Elemente einer neuen Regierung vorbereiteten.

Ich werde mich daher beschränken, nachzuweisen:

1) daß der Sturz des Kaiserreichs und die Throngelangung Ludwigs **XVIII** im Interesse und das Werk der Bourgeoisie war;

2) daß alle politischen Bewegungen der Restauration durch die Anstrengungen erzeugt wurden, welche die Bourgeoisie machte, um das Königthum zu bemeistern, ohne es zu vernichten. *)

I.

In dieser magischen Geschichte Napoleons und des bewaffneten Volkes scheint die Bourgeoisie gänzlich von der Bühne zu verschwinden. Wenn man jedoch schärfer hinblickt, wird man gewahr, daß in Sachen des Handels, der Industrie, der Finanzen Napoleon das Werk der konstituirenden Versammlung fortgesetzt hat. Die im Prinzip des Gewährenlassens verborgene Tyrannei hat er aufrecht erhalten und befestigt. Seinen Codex hat er aus den alten Gebräuchen und den Quartanten Pothiers hervorgehen lassen. Er hat das Prinzip der Theilung des Eigenthums geheiligt. Er hat nichts gethan, um den individuellen Kredit durch den des Staats zu ersetzen. Mit Einem Wort, er hat alles das befestigt, was heute die Grundlage der Herrschaft des Mittelstandes ist.

Das hat ihn zu Grunde gerichtet.

Denn, während seine Staatsverwaltung die Herrschaft der Bourgeoisie regelte, versuchte sein politisches System die Wiederherstellung der Aristokratie. Seltsamer, unseliger Widerspruch! Was fehlte ihm denn, diesem Manne, daß er nicht einsam und ohne aristokratischen Pomp seinen Weg gehen wollte? Sein Genius hatte ihn mit unermeßlicher Kraft begabt; das persönliche Uebergewicht, das er ausübte, grenzte ans Fabelhafte. Seine Siege hatten ihn mit einem Nimbus umgeben, dergleichen weder Karl der Große, noch Karl der Fünfte jemals besessen. Er hatte aus Frankreich einen Soldaten und sich zum Gott dieses Soldaten gemacht. . . Konnte er denn nicht der Kammerherrn und Pagen entbehren? Aber nein. Es war selbst Napoleon nicht gegeben, nach seiner eigenen Weise Kaiser zu sein. Er mußte Musketiere mit dem Titel Adjutanten, er mußte Wappen-

---

*) Unter Bourgeoisie oder Mittelstand verstehe ich die Gesammtheit der Bürger, welche Handwerkszeuge oder ein Kapital besitzen, mit eigenen Mitteln arbeiten und daher nur bis auf einen gewissen Grad von Andern abhängen. Das Volk ist die Gesammtheit der Bürger, die kein Kapital besitzen und daher gänzlich, sogar in Beziehung auf die ersten Lebensbedürfnisse, von Andern abhängen.

herolde, wappenprangende Equipagen, eine wahrhaft kindische Etikette haben; seine Generale mußten Herzöge, seine Helden Barone, seine großen Männer Fürsten sein. Aus lauter Furcht, sein Genie möchte in zu plebejischem Gewande erscheinen, stattete er jeden seiner Siege mit Adelspatenten aus. Der Sieg von Wagram gab ihm zur Gattin die Tochter eines Monarchen, den er in seinem Vorzimmer hätte können warten lassen, und er, der ehmalige Unterlieutenant, der Schwager eines ehmaligen Stallknechts, bildete sich Wunder was ein, Gemahl einer Erzherzogin zu werden, die er so zu sagen unter der Bagage einer geschlagenen Armee gefunden hatte. Als aber diesem aus dem Volke hervorgegangenen Manne ein Sohn geboren ward, da war es freilich etwas Anderes. Das Wickelkind wird zum König von Rom ernannt, ein eigener Hofstaat wird für die Kinder Frankreichs gebildet, und eine Gräfin, eine wirkliche, leibhaftige Gräfin vertritt Gouvernantenstelle bei diesem Kinde Frankreichs. Jetzt nehmt euch wohl in Acht, mit Verachtung einen Thron zu betrachten, den freilich das Genie eines Emporkömmlings nicht genügend ehrte; um diesen Thron reihen sich, um ihn mit ihrem historischen Glanze zu bedecken, die de Croï, die Just de Noailles, die Albert de Brancas, die Montmorency, kurz Alle, die der unbefleckte Besitz alter, den Würmern entgangener Pergamente empfiehlt. Im Uebrigen werden in den von dieser noblen Horde, welche sich zur Patronin der Bürgerlichkeit des Chefs emporgeschwungen, erstürmten Tuilerien die Formeln sklavischer, die Etikette erniedrigender, als sie je unter den Nachfolgern Hugo Capet's gewesen. Alle Bewegungen sind nach monarchischem Ritus geregelt: die Zahl der jeder Ihrer Majestäten zu machenden Knixe ist streng festgesetzt. Wie kleinlich und jammervoll dies Alles ist! Und dennoch, wer dürfte es wagen, Napoleon den Sinn für wahre Größe abzusprechen? Wie oft sah man ihn nicht durch die Majestät seines Benehmens, seines Gedankens, seiner Sprache gewissermaßen in die höchsten Regionen der Epopee emporsteigen! Aber Kaiser geworden, ließ er sich beherrschen, knechten durch das Prinzip, kraft dessen er sich auf einen Thron gesetzt hatte. Er hätte entweder die Macht der Bourgeoisie vernichten, oder ihre Abneigungen schonend berücksichtigen sollen.

Ueberdies mußte Napoleon, um seine historische Rolle zu erfüllen, Despot und Krieger zugleich sein; die Bourgeoisie aber konnte sich nur unter der doppelten Bedingung des Friedens und der Freiheit entwickeln.

Frieden! Napoleon hätte ihn gewünscht, aber er mußte ruhmvoll sein und durfte seine Macht nicht zu sehr beeinträchtigen. Als im November 1813 Herr von Saint-Aignan ihm die Grundlagen eines allgemeinen Friedens überbrachte, so wie die Alliirten dieselben so eben in Frankfurt festgesetzt hatten, willigte er da nicht ein, seinem Stolze Schweigen zu gebieten?

Und doch waren es harte Bedingungen, die man ihm vorschrieb! Er sollte Spanien, Holland, Italien, Deutschland abtreten, somit das kaiserliche Frankreich vernichten und auf den Länderbesitz des republikanischen zurückführen. Gleichviel: der Kaiser ergibt sich darein. Um die Gemüther desto sicherer zu beruhigen, ersetzt er im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten den Herzog von Bassano durch den Herzog von Vicenza, welchen der Czar liebt. Und als das Opfer vollbracht ist, als der Herzog von Vicenza den Verbündeten geschrieben hat, daß Napoleon einwillige, den Frieden um den Preis so vieler Eroberungen zu erkaufen, da treten die Verbündeten von ihren eigenen Vorschlägen zurück und werfen drei große Armeen nach Frankreich! Welch ein Augenblick, Napoleon der Tyrannei anzuklagen, während das Land von allen Seiten überzogen wird! Aber was vermögen Rücksichten der Ehre gegen die Entfeßlung der Interessen? H. H. Flaugergues, Raynouard, Gallois, Maine de Biran, Lainé, lassen gegen den erstaunten Kaiser die alte Opposition der Parlamente wieder aufleben. Er beantwortet diese Angriffe mit Niedersetzung der Diktatur. Sodann rüstet er sich, voll Vertrauen auf seinen Genius und das Glück Frankreichs, noch einmal den Schlachten entgegenzueilen. Es war eine feierliche Nacht, die Nacht vom 23. Januar 1814, in welcher Napoleon, nachdem er seine geheimen Papiere verbrannt, Gattin und Sohn umarmte. Er sollte sie nicht wiedersehen!

Daß diese Abreise das Signal zu einem neuen Weltbrand gebe, konnte die Bourgeoisie allerdings fürchten und darob erbeben. Aber man kann die Verantwortlichkeit für diese letzten Kämpfe nicht ohne Ungerechtigkeit auf Napoleons Haupt fallen lassen. Die Konferenzen von Chatillon-sur-Seine dürfen nicht vergessen werden: es war der Gedanke des Friedens mitten unter allen Schrecknissen des Kriegs. Allerdings weigerte sich Napoleon, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückführen zu lassen; allerdings hielt er es für seine Pflicht, das Erbe der Republik zu vertheidigen, so lang ihm ein Degen in der Hand blieb. „Wie!" rief er, als er aus Chatillon das Protokoll vom 7. erhielt, „wie! man verlangt, ich solle einen solchen Vertrag unterzeichnen! solle meinen Eid, die Integrität des republikanischen Gebiets zu behaupten, mit Füßen treten! Unerhörte Unglücksfälle haben mir das Versprechen entreißen können, auf die Eroberungen zu verzichten, die ich gemacht habe; aber daß ich auch diejenigen aufgebe, die vor mir gemacht worden; daß ich das so vertrauensvoll in meine Hände gelegte Gut verschleudere; daß ich um den Preis so vieler Anstrengungen, so vielen Bluts und so vieler Siege Frankreich kleiner hinterlasse, als ich es angetroffen: nein! nie!"*)

*) Baron Fain's Manuscript von 1814, Seite 110.

Lag etwa übermäßiger Stolz in diesen Worten? Wer kann dies zu behaupten wagen, nachdem er die Bulletins von dem wundervollen Feldzug von 1814 gelesen? Denn niemals hatte sich dieser unausweichbare Krieger so furchtbar gezeigt. Nachdem er die Verbündeten bei Champaubert, bei Montmirail, bei Montereau, bei Craonne erdrückt, hatte Napoleon gewiß das Recht, über diejenigen, welche das Vaterland überzogen, zu sagen: „Ich stehe näher bei München, als sie bei Paris.“ Aber in dieser Stadt, deren Frauen, gleich denen von Sparta, seit vielen Jahrhunderten den Rauch eines feindlichen Lagers nicht gesehen hatten, befand sich eine nach Frieden dürstende Aristokratie; es waren Bankiers da, die beim Donner der Siege von Anlehen träumten; Fabrikanten, Kaufleute, Alle, die durch den Vernichtungskampf zwischen Napoleon und England Schaden nahmen, das waren die eigentlichen Urheber des Abfalls, der den Fremden die Thore von Paris öffnete.

Konnte sich Paris 1814, wenn auch nur zwei Tage, länger vertheidigen? Diese Frage ist von den Meisten, welche über diese düstere Epoche unsrer Geschichte geschrieben haben, mit: Nein! abgewiesen worden. Zeigen wir, wie sich die Sache vom militärischen Gesichtspunkte aus verhielt. *)

Die Kasernirungsdirektion von Paris und der Umgegend kann zwanzigtausend Mann aufnehmen, je zwei in ein Bett. Nun gut, im März 1814 lagen die Soldaten zu drei in einem Bette, und auch die Speicher der Gebäude waren vollgedrängt von Kriegern, die Mann an Mann auf Stroh schliefen. Somit kann die Zahl der in Paris kasernirten Soldaten auf wenigstens dreißigtausend geschätzt werden.

Ferner standen zu Gebot:

1) mehr als zweitausend unverwendete Offiziere, welche gekommen waren, um vom Ministerium Dienste zu begehren;
2) mehrere Tausende Soldaten, die ganz unbedeutend krank oder in der Genesung waren;
3) alle diese wackern Vorstädter, welche später die Föderirten von 1815 bildeten und sich freiwillig anboten, die zahlreiche in Paris aufgehäufte Artillerie zu bedienen (500 Feuerschlünde mit 8000 Zentnern Pulver);
4) gar manches gutgesinnte Mitglied der Nationalgarde;
5) die Nationalgarde selbst, aus der man scheinbar eine Reserve bilden konnte, und die jedenfalls den Dienst im Innern der Stadt versehen hätte.

Alle diese lebendigen Streitmittel waren gelähmt.

*) Die Nachweisungen, die wir hier folgen lassen, sind einer Erklärung entnommen, die uns mitgetheilt worden ist und von der eigenen Hand eines der im Jahr 1814 mit der Vertheidigung von Paris beauftragten Oberoffiziere herrührt. Dieser Oberoffizier lebt noch und ist Pair von Frankreich.

Seit mehreren Monaten war Paris bedroht. Man hatte somit Zeit genug gehabt, um das Personal der Vertheidigung zu organisiren. Woher kam es, daß nichts vorbereitet war, als der Feind vor unsern Thoren erschien?

Die bereits so zahlreiche bewaffnete Masse, die in Paris lag, mußte sich im Augenblick des Kampfes noch verstärken durch die Corps, die sich auf sie zurückzogen.

Man hat die Zahl der Kavalleristen aller Waffengattungen, die sich damals in Versailles oder der Umgegend befanden, auf zwölftausend angegeben. Dies ist übertrieben; aber das ist wahr, daß, als der König Joseph auf seiner Flucht von Paris durch Versailles kam, eine Menge Kavalleristen, zu Fuß, in kleiner Uniform und Mützen, auf seinen Weg herbeiströmte und ihn in der Meinung, der Kaiser sei's, mit Ergebenheitsgeschrei begrüßte; das ist wahr, daß in Maintenon ein Regiment Ehrengarde sich in der glänzendsten Haltung in Schlachtordnung aufgestellt hatte, und daß Lanciers und Chasseurs, die aus ihren Kantonnirungen kamen, sich in Chartres sammelten.... Diese Truppen waren tapfer und voll Ergebenheit. Welche geheimnißvolle Hand hielt sie unbeweglich zurück in der Nähe von Paris, unter dem Donner der Kanonen, welcher das Schicksal Frankreichs entschied? Ach! sie wurden so gut vom Kampfe entfernt, daß man die Zahl der möglichen Vertheidiger der Hauptstadt nur nach der Fluth von Flüchtlingen beurtheilen konnte, die mehrere Tage hindurch die Straßen nach Blois und Vendome überschwemmte!

Die materiellen Vertheidigungsmittel waren noch weit bedeutender.

Saint-Denis konnte durch Ueberschwemmungen, welche mittelst einfacher Aufziehung von Mühlschleußen zu bewerkstelligen und durch einige Laufgräben wirksamer zu machen waren, vor einem Angriff geschützt werden.

Der Kanal von Saint-Denis, der 20 Meter breit und 2 tief war, schloß die Ebene von Saint-Denis, und die Grundmauern seiner Erdarbeiten am Ufer auf der Seite gegen Paris boten geeignete Brustwehre dar für eine bedeutende Entwicklung von Batterien, die in aller Sicherheit gespielt hätten.

Der Ourcqkanal, 6—8 Meter breit, bildete einen Graben, der, flankirt von den Batterien des Kanals von Saint-Denis, die linke Seite des Dorfes Pantin schützte und deckte. Benützte man noch die Häuser und einige militärische Hindernisse einer raschen Exekution, so wäre es ein Leichtes gewesen, den schmalen Raum zwischen dem Kanal und den Böschungen von Romainville zu behaupten, zumal da er noch überdies durch die in Sicherheit hinter und unter Romainville aufgepflanzten Batterien geschützt war.

Dieses Dorf liegt hoch und günstig zur Vertheidigung. Auf der Seite gegen den Feind zu steht ein schönes, großes Schloß, die Kirche und der Kirchhof, von wo aus die Abhänge nach vorn und sämmtliche Angriffs-

linien des Feindes bestrichen werden können. Zur Vertheidigung der Straßen waren dreihundert spanische Reiter in Bereitschaft gesetzt.

Zwischen Romainville und Montreuil ist ein Raum von drei Viertelmeilen zwar allerdings dem Angriff ausgesetzt, aber hinter demselben befinden sich die Dörfer Belleville, Bagnolet, Charonne und der Wald von Romainville. Unter den Feuern der Artillerie des letztgenannten Dorfes wäre der Feind aufgehalten worden und hätte es einnehmen müssen, bevor er weiter ziehen konnte.

Montreuil, ein unermeßlicher Haufe Häuser und Spaliermauern, bildet ein Labyrinth von Hindernissen, das man mittelst Schießscharten und Versperrungen hätte noch unzugänglicher machen können. Ueberdies ist es durch die Nähe von Vincennes geschützt.

Endlich hätte zwischen dem Schloß von Vincennes und der Marne das mit Verhauen und andern schnell herstellbaren Hindernissen übersäte Gehölz von wackern Soldaten ohne große Anstrengungen behauptet werden können.

Somit reduzirte sich bei einer Armee, wie die, welche 1814 in Paris lag, und mittelst der obengenannten Vorsichtsmaßregeln, die Vertheidigung von Paris auf den Besitz von Romainville.

Es wurden förmliche Vorschläge in dieser Richtung gemacht. Man verwarf sie, und zwar unter dem Vorwand, daß zur Besetzung der ganzen Linie dreißigtausend Mann nöthig seien. Vergebens wurde geantwortet und bewiesen, daß es durchaus nicht schwer falle, über dreißigtausend Mann zu verfügen; die Bewahrheitung dieser Thatsache wurde hartnäckig verweigert, und man begnügte sich, vor die verschiedenen Barrièren ein lächerliches Schattenbild von Vertheidigungsapparat vorzuschieben.

Dies ist noch nicht alles: am Tage vor der Schlacht schickte der Kriegsminister einen Oberoffizier des Geniewesens zu König Joseph ab. Es war 6 Uhr Abends; der Feind begann sich bei Noisy am Fuße der Höhen von Romainville zu zeigen. Es war von hoher Wichtigkeit, ihm durch Besetzung des Dorfes, das den Schlüssel der Stellung bildete, zuvorzukommen. Eben das wollte der Kriegsminister dem Könige sagen lassen. Vergebliches Bemühen! Der Abgesandte konnte trotz aller Bemerkungen, Vorstellungen und dringenden Bitten keinen Zulaß erhalten.

Am andern Tage war es bereits nicht mehr Zeit, das Uebel gut zu machen. Der Feind hatte Romainville während der Nacht besetzt, ohne irgend Widerstand zu erfahren, und am Morgen verkündeten Kanonenschüsse von den diesseitigen Höhen her den Vertheidigern der Hauptstadt, daß ihnen nur noch ein Mittel des Heils übrig bleibe: man mußte Romainville um jeden Preis wiedernehmen. Jerome schlug diesen Akt der Thatkraft vor; er verlangte lebhaft, sich an die Spitze der kaiserlichen Garde stellen

zu dürfen, um eine Position zu erobern, von welcher der Erfolg der Schlacht von Paris abhing: er konnte nichts erlangen.

Was darauf folgte, weiß man; und in welcher französischen Seele hätte eine solche Erinnerung erlöschen können? Man weiß, daß das 6te Corps, welches kaum 5000 Mann zählte, mit staunenswerthem Heldenmuthe dieses Paris, das Herz und Hirn der Welt, vertheidigte. Man weiß, daß der Herzog von Ragusa den Feind, welcher bereits in die Hauptstraße von Belleville eingedrungen war, mit dem Bayonnette angriff, und ihm dabei Hut und Kleider von Kugeln durchlöchert wurden. Aber bereits hatte der König Joseph die Marschälle Mortier und Marmont beauftragt, zu kapituliren, und Abends gegen 5 Uhr, in einer elenden Schenke von La Villette, wurde das Programm zur Leichenfeier des Kaiserthums aufgesetzt.

Weniger bekannt ist, daß der Herzog von Ragusa bei der Rückkehr in sein Hotel und vor der Ratifikation des unseligen Vertrages, dessen Grundlagen so eben festgesetzt worden, einige Zeit die Beute schmerzlicher Unschlüssigkeit war. Und wer überwand diese Unschlüssigkeit? Repräsentanten der Bank und hohen Handelsschaft. Ich klage hier Herrn Jacques Laffitte nicht an. Die Geschichte ist ihm die Gerechtigkeit schuldig, daß er gleich am ersten Tage der Restauration auf die Bresche gestiegen ist, auf der er fünfzehn Jahre hindurch blieb. Aber dennoch hatte Herr Laffitte das Unglück, am Abend des 30. März 1814 Herrn Perregaux zu dem Herzog von Ragusa zu begleiten; er hatte das Unglück, in dem grünen Salon zu erscheinen, wo Marmont's Herz sich den dringlichen Mahnungen einer von Entsetzen ergriffenen Bourgeoisie öffnete.

Auf diese Art kamen die Fremden nach Paris. Daß die Hauptstadt im Stande gewesen wäre, eine lange Belagerung auszuhalten, ist, das gebe ich selbst zu, im höchsten Grade zweifelhaft; aber was bedurfte es, um das Schicksal Frankreichs zu retten? Eines längern Widerstandes von zwei Tagen, denn am Abend der Schlacht hatte der Feind, von seinen Parks abgeschnitten, seine Munitionen erschöpft und der Kaiser nahte.

Unglücklicherweise, und ich bestehe auf diesen Punkt, war Napoleon's Sturz schon lange zuvor in Paris vorbereitet. Das Volk der Vorstädte hatte vergebens um Waffen gerufen. Die Leute, welche damals die politische Bühne besetzt hielten, ließen auf dem Platze des Stadthauses Flinten ohne Patronen und auf dem Revolutionsplatze Patronen ohne Flinten austheilen. Napoleon, der das Volk in der Uniform so sehr liebte, verabscheute das Volk in der Blouse: er wurde grausam dafür gestraft. Er hatte im Jahre 1814 gegen sich die Bourgeoisie, die alles vermochte, und für sich die Bevölkerung der Vorstädte, die nichts vermochte. Er fiel, weil er nicht der Arm der Demokratie hatte sein wollen.

Die französischen Truppen hatten am Abende des 30. März Befehl erhalten, sich auf Chateau d'Eau zurückzuziehen. Von da wurden sie gegen die Barrière d'Enfer geführt. Als man um Mitternacht zum Appell rief, war die Zahl der Anwesenden 1800 Mann! Wie hätte diese Handvoll Soldaten, sich selbst überlassen, die zahllose Masse der Angreifenden in Schach halten können! Also hätte die bürgerliche Bevölkerung von Paris sich bewaffnen müssen, um ihre Herde zu vertheidigen? Es geschah nichts der Art. Die Männer im Kamisol, die Männer in Lumpen, diese allein zeigten sich bereit zu fechten, bereit zu sterben. Und sie hatten nichts zu vertheidigen! Aber die Bankiers, die Fabrikanten, die Kaufleute, die Notare, die Häuserbesitzer, diese jubelten zum Einzuge der Verbündeten. Ja — und ich schreibe dies mit Schamröthe auf der Stirne, denn es ist immerhin mein eigenes Land, von dem ich spreche — ja klein war die Zahl der Leute aus der Bourgeoisie, die damals auch nur daran dachte, einen Degen zu ergreifen. Seitdem ist, ich weiß es wohl, die Tapferkeit der Nationalgarde von 1814 in pompösen Ausdrücken gefeiert worden. Man hat aus dem Erdhaufen Montmartre den Schauplatz unsterblicher Heldenthaten gemacht; die Barrière von Clichy hat Stoff zu einem der rührendsten Gemälde geliefert. Aber die Geschichte, welche über den Parteilügen schwebt und die auf immer entschlafenen Nationen beurtheilt, die Geschichte wird sagen, daß im Jahre 1814 Paris sich nicht vertheidigen wollte; daß die Nationalgarde mit Ausnahme einiger beherzten Leute ihre Pflicht nicht that; daß endlich die Bourgeoisie, ein kleines Häufchen muthvolle Studenten und patriotische, obschon reiche, Bürger abgerechnet, der Invasion entgegenlief.

Als deswegen der Oberst Fabvier, der sich auf Befehl des Marschalls Marmont auf den Barrièren aufgestellt hatte, um das feindliche Heer defiliren zu sehen und seine Macht zu beurtheilen, als der Oberst Fabvier am Tage nach dem 31. März Napoleon von dem, was er beobachtet, Rechenschaft ablegen sollte, war seine Entrüstung so groß, daß er vergebens nach Worten suchte, um sie auszudrücken. Napoleon befand sich in diesem Augenblicke hinter Essonne. Der Oberst Fabvier tritt mit Thränen in den Augen vor ihn. Er hatte dem Kaiser zu sagen, daß das feindliche Heer Paris besetzt halte; daß dieses Heer furchtbar sei; daß man es in der Hauptstadt mit Jubel empfangen habe; und er hätte hinzufügen können, daß er, ein Soldat, Gefahr gelaufen, in dieser Eigenschaft von Nationalgardisten zusammengehauen zu werden, und daß er sein Leben nur dem Schutze eines russischen Offiziers verdanke! „Was spricht man von mir?" fragte der Kaiser den Obersten. — „Sire! ich wage es Ihnen nicht zu wiederholen." — „Sagen Sie es immerhin." — „Man beschimpft Sie von allen Seiten." — „Was wollen Sie?" versetzte Napoleon gelassen, „die Leute sind unglücklich,

und das Unglück macht immer ungerecht.“ Und nicht ein bitteres Wort kam aus seinem Munde.

Napoleon's Sturz lag also in den Gesetzen der Entwickelung der Bourgeoisie. Kann vielleicht eine Nation ihrem Hauptwesen nach industriell und kriegerisch zugleich sein? Napoleon hätte also entweder seiner militärischen Rolle entsagen oder die industriellen Traditionen der Bourgeoisie barsch abfertigen müssen. Zu gleicher Zeit mit dem Schwert regieren und die konstituirende Versammlung fortsetzen zu wollen, war eine Thorheit. Frankreich konnte nicht die Geschicke Rom's und Karthago's zugleich haben. Napoleon erlag und mußte erliegen unter den Anstrengungen der karthaginensischen Partei des französischen Volkes.

Aber wenn die nothwendige Entwicklung der Bourgeoisie den Umsturz des Kaiserreichs herbeirief, so rief sie auch die Throngelangung der Bourbons herbei. Um dies zu beweisen, müssen wir die von so vielen Historikern entstellte Geschichte dieser Throngelangung in der ganzen lehrreichen Naivetät ihrer Details wiederherstellen.

Versetzen wir uns in die Epoche, wo die Diplomaten der Koalition sich in Chatillon für Marne versammelt hatten. Was sollten sie aus dem Schicksal Frankreichs machen? Frankreich war der Welt zu unumgänglich nothwendig, als daß sie ernstlich daran denken konnten, sich in seine Lappen zu theilen. Ueberdies blieb ihm in seinem Unglück immerhin sein Kaiser und seine Verzweiflung. Aber abgesehen von dieser Furcht hatte das todte Frankreich für die Völker etwas noch Schrecklicheres, als das gar zu lebensvolle.

Es gibt nothwendige Völker.

Die fremden Könige begriffen dies. Deshalb hatten sie, als sie den Fuß auf unsern Boden setzten, nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Völkern zu erklären, daß sie nicht Frankreich, sondern den Kaiser bekriegen. Napoleon über den Haufen zu werfen, Frankreich zu schwächen, darauf beschränkte sich ihre Kühnheit, wenn auch nicht ihre Lüsternheit.

Und sie fühlten die Nothwendigkeit, eine solche Beute mit Ehrfurcht zu berühren, so gut, daß sie alle darin übereinstimmten, bei der Wahl einer neuen Regierung müsse vor Allen der Wille der Franzosen befragt werden.

Diese Gesinnung hegte besonders der Kaiser Alexander. Mitten unter diesem gewaltigen Getöse von Waffen und Pferden, womit er Europa erfüllte, war er in schwermüthiges Träumen versunken. Während er von den Ufern der Newa bis an die Ufer der Seine seine zahllosen Krieger durch die zitternde Welt schleppte, hatte sich Oede und Leere um sein Herz gebildet. Das Glück gewährte ihm bald so viel, daß es ihm weitere Wünsche und Hoffnungen gleich unmöglich machte: er war allmächtig und unglück-

lich. Er schämte sich jetzt, in Napoleon einen Sterblichen überwunden zu haben, den er sich überlegen wußte, und fand einen bittern Genuß darin, sich selbst seine Größe abzuläugnen. Die Mäßigung im Triumph ward ihm daher leicht und angenehm: er war gedemüthigt durch diesen Triumph, und das Uebermaß seines Glückes hatte ihn auf immer seiner Freude beraubt.

Mehr als alle andern Fürsten, seine Verbündeten, bestand Alexander darauf, als Befreier in das unterjochte Frankreich einzuziehen; aber wer konnte wissen, was Frankreich wollte? Unter Napoleon's Hand war es stumm geblieben: wie es errathen?

Wenn übrigens die Verbündeten unschlüssig waren, so waren es ihre Mitschuldigen im Innern nicht minder. Was auch die Historiker der Restauration gesagt haben mögen, Herr von Talleyrand wußte nichts, komplottirte nichts, sah nichts voraus. Er wollte bloß den Untergang Bonaparte's, weil er aufgehört hatte, von ihm verwendet zu werden. Bonaparte hätte ihn immer unter seinen Anhängern gezählt, wenn er sich immer darauf beschränkt hätte, ihn zu verachten.

Auch brachte Herr von Talleyrand seine Leidenschaft mit zu den Veränderungen, die im Werke waren. Die Regierung einer unwissenden und schwachen Frau bot dieser eigensüchtigen, zu Haß und Liebe gleich unfähigen Seele eine schöne Aussicht in die Zukunft dar, und deshalb wünschte er die Regentschaft Marie Louisen's. An die Bourbons dachte er kaum, denn kurz vor dem 31. März sagte er zu der Herzogin von Vizenza: „Alles, nur den Kaiser nicht! Lieber sogar die Bourbons!" Im Uebrigen sprach er sich nicht aus, zehrte von der Dummheit der Menschen und ließ, nachdem die Ereignisse sich gestaltet hatten, seine Rückhaltung für tiefe Weisheit gelten. Das war sein ganzes Genie.

In Paris befand sich damals ein Mann, dem es bisher sowohl an Renommée als an Glück gefehlt hatte, den aber eine stürmische Celebrität erwartete. Voll Scharfblick und Kühnheit, besonders auch mit dem Talente begabt, unter den Manieren eines großen Herrn seine ränkesüchtige Thatenlust zu verbergen, trachtete der Baron von Vitrolles nach Wiedereinsetzung der Bourbons. Er eröffnete sich dem Herzog von Dalberg, mit dem er in genauer Verbindung stand und dessen bewegliche Einbildungskraft er durch eine Art revolutionäres Ungestüm verführte.

Der Salon des Herrn von Talleyrand war ohne Nachrichten. Was die Verbündeten dachten, was sie wollten, Herr von Talleyrand befand sich darüber in der gänzlichsten Unwissenheit.

Mittlerweile hörte er von Baron von Vitrolles sprechen. Der Herzog von Dalberg schilderte ihn als einen intelligenten und entschlossenen Mann. Es handelte sich davon, ihn bei den Alliirten zu verwenden, nicht um sie zu

Gunsten der Bourbons zu stimmen, sondern ihre Gesinnung auszuforschen. Diese passive und servile Rolle war die einzige, welche der Herr von Talleyrand bei dieser Gelegenheit spielte. Es ist wahr, er hatte auch versprochen, Herrn von Vitrolles durch einige Zeilen von seiner Hand zu beglaubigen; aber als man sie ihm abforderte, verweigerte er sie aus Furcht vor der Zukunft.

Der Herzog von Dalberg hatte in München sehr genau den Grafen von Stadion gekannt, den Repräsentanten Oestreichs auf dem Kongresse. In München hatten die zwei Herren zarte Verhältnisse mit zwei jungen Damen angeknüpft, deren Namen dem Herzog von Dalberg jetzt wieder beifielen. Er schrieb sie auf ein Schreibtäfelchen, das dem abenteuerlichen Gesandten als Beglaubigungsbrief diente. Der Baron von Vitrolles reiste ab, ohne Herrn von Talleyrand gesehen, ohne von ihm einen Auftrag empfangen, ohne auch nur das Geständniß seiner Zustimmung erhalten zu haben. Er verkleidete sich, nahm in Auxerre den Namen Saint-Vincent an und gab sich dem Grafen von Stadion mittelst der zwei Namen, Erinnerungen an Studienzeit und Liebe, zu erkennen. Auf diese Art gefällt es dem Herrn, über das Schicksal der Völker zu verfügen!

Da der Kaiser Alexander in Troyes war, so verließ Herr von Vitrolles Chatillon, um sich zum Czar zu begeben. Er fand bei Alexander äußerste Abneigung gegen die Bourbons. „Diese Dynastie wieder auf den Thron setzen," sagte der Monarch, „hieße der furchtbarsten Rache Thür und Thor öffnen." — Ney und Labedoyère bewiesen die Wahrheit dieser Ahnung nur zu gut. — „Und dann," fügte er hinzu, „was für Stimmen erheben sich denn für die Bourbons in Frankreich? Einige Emigranten, die uns ins Ohr flüstern, daß ihr Land royalistisch sei — vertreten diese die öffentliche Meinung?" Herr von Vitrolles, der in seinem eigenen und in Talleyrand's Namen sprach, bekämpfte die Einwendungen Alexanders mit vieler Geschicklichkeit. Bei einem letzten Gespräch, das sie mit einander hatten, rief Herr von Vitrolles: „Glauben Sie mir, Sire, Sie hätten nicht so viele Soldaten in diesem Lande verloren, wenn sie aus der Okkupationsfrage eine französische gemacht hätten." — „Das habe ich doch hundertmal gesagt," antwortete Alexander lebhaft. Das Gespräch dauerte drei Stunden, und nach Verfluß desselben war Alexander für die Sache Ludwigs XVIII gewonnen.

Bekanntlich zogen die Verbündeten am 31. März in Paris ein. Herr von Talleyrand hatte seine Salons in Bereitschaft setzen lassen, um den Czar zu empfangen. „Nun," sagte Alexander, als er seines Wirthes ansichtig wurde, „es scheint, Frankreich wünscht die Bourbons zurück?" Diese Worte überraschten Herrn von Talleyrand im höchsten Grade. Aber ge-

wohnt, sein Gesicht in seiner Macht zu haben, hielt er sich zurück und hütete sich wohl, dem zu widersprechen, was er für den Ausdruck eines persönlichen Wunsches des Kaisers hielt. Von diesem Augenblicke an war er für eine Sache bekehrt, die ihm die des Sieges zu sein schien.

In der Konferenz, welche das politische Schicksal Frankreichs entscheiden sollte, war Herr von Pradt einer der Ersten, die für die Bourbons Feuer fingen. Der Herzog von Dalberg, der in den neuesten Royalismus des Herrn von Talleyrand, seines Vorbildes, noch nicht eingeweiht sein konnte, der Herzog von Dalberg ergriff das Wort zu Gunsten Marie Louisens. Plötzlich, als er eine Art Erstaunen auf Alexanders Gesicht wahrnimmt, geräth er in Verwirrung, hält inne und richtet die Augen auf Herrn von Talleyrand, um in den seinigen zu lesen. Herr von Talleyrand blieb unbeweglich, undurchdringlich, die Blicke auf den Boden geheftet. Der Herzog von Dalberg fürchtete, sich zu weit eingelassen zu haben, und alle eilten sich zum Royalismus zu bekennen, um ihre Zukunft nicht zu kompromittiren.

Inzwischen hatten sich auch draußen einige Royalisten zusammengeschaart. Die kleine Anzahl mußte durch verdoppelte Thätigkeit ersetzt werden. Die Lüge von Volksbegeisterung wurde vollständig durchgeführt. Die höchsten Personen des Königreichs spielten auf dem Platze Ludwigs XV und unter den Augen Alexanders eine Komödie, an der sich Schulbuben spiegeln könnten. Alexander erblickte in ein Paar Menschen, welche schrieen, die Nation. Er beurtheilte Frankreich von den Fenstern eines Hotels in der Straße Saint=Florentin herab. Herr von Montmorency, der ein weißes Tüchlein an einem Stocke schwang, zeigte der Koalition in ihrer Verlegenheit einen Ausweg. Was soll ich weiter sagen? Herr Michaud wartete im Vorzimmer des Kaisers Alexander. Er hielt eine zum Voraus verfaßte Proklamation in der Hand: Dank dem Eifer etlicher Royalisten bedeckte sie bald alle Straßenecken von Paris. Das Volk erfuhr daraus zu seinem großen Erstaunen, daß es die Rückkehr der Bourbons aufs Sehnlichste wünsche.

So erfolgte denn diese Rückkehr gegen den Willen des Volkes, das im Jahr 1814 kaum noch vom Dasein der Bourbons wußte, gegen die Sympathien Alexanders, der die Gefahren einer Reaktion fürchtete, endlich gegen die Meinung Herrn von Talleyrand's, der die Regentschaft Marie Louisens gewünscht und für allein möglich gehalten hatte.

Im Uebrigen, nachdem das neue Königthum einmal proklamirt war, drängten sich um dasselbe alle Diejenigen, welche über Reichthümer und Würden zu verfügen hatten. Napoleon hatte die Pairie zweimal erniedrigt: durch sein Glück, das sie kriechend, und durch sein Unglück, das sie undankbar machte. Als aber ihr Herr und Meister zu Boden lag, befand sie sich so schwach, daß sie nicht einmal die Initiative ihrer Undankbarkeit zu neh=

men wagte; sie warf sich dem nächsten besten Schuft in die Arme, und der Senat wurde in Talleyrands Händen eine Maschine der Verräthereien. Zur ewig denkwürdigen Strafe seines Uebermuthes wurde dieselbe Niederträchtigkeit, die Napoleon geschaffen, gehegt und gepflegt hatte, mit ein Werkzeug seines Falles. Er hatte für die Kraft und Dauer seiner Regierung auf die Herabwürdigung der Menschen gerechnet, und seine erste Niederlage ließ ihn allein auf den Trümmern seines Glücks.

Dies geschah im Jahr 1814. Man nannte es die Wiederherstellung des legitimen Königthums. Welches jammervolle Possenspiel! Und wie man bei solchen Schauspielen in Versuchung geräth, in der Geschichte nur die blödsinnige Herrschaft des Zufalls zu erkennen! Aber bloß die Ausführungen und die Werkzeuge sind klein, die Ursachen sind groß. Um die Nachfolger Ludwigs **XVI** in den Palast zurückzuführen, welchen er nur verlassen hatte, um durch ein Gefängniß hindurch auf's Schaffot zu steigen, wäre dazu weiter nichts, als eine Parade vor einem Tartarenchef nöthig gewesen, wenn nicht der innere Kern und Grund dieser scheinbar außerordentlichen Thatsache im Wesen der Dinge gelegen wäre? Die Wahrheit ist, daß Ludwig **XVI** im Jahre 1814 fortgesetzt wurde, weil sein Tod bloß das Signal eines Anhaltens der Bourgeoisie in der Geschichte gewesen war. Damit die Bourgeoisie im Jahr 1814 das Uebergewicht wieder gewinnen konnte, dessen schnelle Zunahme das Regiment des Schreckens und des Kaiserreichs unterbrochen hatte, bedurfte sie einer Regierung, die ihrer bedurfte, die ihre Unterstützung und selbst ihren Schutz nicht entbehren konnte, d. h. einer Regierung ohne innere Kraft, ohne Glanz, ohne Nationalität, ohne Wurzeln. Was die Bourbonische Monarchie dem Bürgerstand wünschenswerth machen mußte, war eben ihre Schwäche und besonders ihre Neuheit; denn so durch und durch Capetisch sie war, so datirte sie doch bloß vom 21. Januar.

Im Jahr 1814 war freilich die große Masse der Bourgeoisie weit entfernt, alle diese Berechnungen anzustellen; auch ist meine Absicht bloß, Eines zu beweisen, nämlich daß die Vorsehung dieselben für sie anstellte. Und je mehr ich an die Kleinheit der Ereignisse denke, aus welchen die Epopee des überwundenen Kaiserreiches zusammengesetzt ist, um so mehr überzeuge ich mich, daß die Geschichtschreiber vor mir Zufälligkeiten als wirkliche Ursachen genommen und mit pompösen, aber bedeutungslosen Vorkommnissen Dinge erklärt haben, die durchaus keine andere vernünftige Erklärung zuließen, als die Nothwendigkeiten des siegreichen Vorschreitens der Bourgeoisie in der Geschichte seit Abschaffung der Feudalherrschaft.

Und hat man nicht z. B. geschrieben und sich geberdet, als glaube man's, daß ohne den Abfall des Herzogs von Ragusa in Essonne die Geschicke Frankreichs eine andere Richtung genommen haben würden? Aber vor

allen Dingen, ist die Wahrheit über diesen Abfall gesagt worden? Man erlaube uns hier, die Logik der Geschichte von einigen Thatsachen zu befreien, mit denen man sie ungeschickter Weise getrübt hat.*)

Napoleon war in Fontainebleau und sann noch auf Mittel, ein letztes Unglück zu beschwören, als der Fürst von Tarent ihm einen Brief zeigte, den er eben entsiegelt erhalten hatte. Er war vom General Beurnonville, Mitglied der provisorischen Regierung, und zuerst dem Herzog von Ragusa zugesendet worden, der ihn auch gelesen hatte. Bei Durchlesung dieses Briefs, der dringende Aufforderungen zum Abfall enthielt, sank Napoleon immer mehr der Muth. Man sprach ihm von Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, ohne daß der Stolz seiner Seele gar zu sehr verletzt schien. Die Unermeßlichkeit seines Unglücks hatte ihn betäubt, ihn, den seine fabelhafte Erhebung nicht einmal in Staunen versetzt hatte. Er setzte jene bedingungsweise Abdankungsakte auf, die in jedes Gedächtniß eingegraben geblieben ist, und ernannte, um die Interessen seines Sohnes zu verfechten und das Spiel wenigstens nicht ganz zu verlieren, den Marschall Ney, Caulaincourt und den Herzog von Ragusa. Dann besann er sich auf einmal eines Andern und sagte: „Marmont ist in Essonne als Soldat besser an seinem Platze, denn in Paris als Unterhändler. Er kennt das Terrain: er bleibe bei der Vorhut." Und Macdonald wurde an Marmonts Stelle ernannt.

Inzwischen hatte der Herzog von Ragusa aus Paris eine unselige Botschaft erhalten. Er ging in einem Garten mit dem Oberst Fabvier spazieren und fragte ihn, was er von den angefangenen Versuchen halte. „Ich", antwortete der Oberst, auf einen Baum mitten im Garten zeigend, „ich bin der Meinung, in einer gewöhnlichen Zeit müßte man den Boten dort aufhängen." Aber diese Gesinnungen waren nicht diejenigen, welche die Seele der Oberanführer belebten.

Die drei von Napoleon ernannten Unterhändler kamen auf ihrem Weg nach Paris über Essonne. Sie besuchten den Herzog von Ragusa und theilten ihm den Zweck ihrer Sendung mit. Marmont wurde im Innersten der Seele gerührt; das Vertrauen, das der Kaiser auf ihn setzte, quälte ihn, wie ein Gewissensbiß. Er gestand, daß er den Vorschlägen Schwarzenbergs sein Ohr geliehen, daß er seine Generale zusammenberufen, daß er sie über die Eröffnungen der Verbündeten befragt und ihrem Rathe zufolge beschlossen habe, Befehl zu einer Bewegung gegen Versailles zu geben. „Aber", fügte er in leidenschaftlichem Ton hinzu, „da ihr mit den Interessen des

*) Beifolgende Erzählung stützt sich auf Notizen, die der Marschall Macdonald geliefert und Herr Arago mir zur Verfügung gestellt hat.

Königs von Rom beauftragt seid, so schließe ich mich euch an und stelle die Bewegung gegen Versailles ein." Er gab wirklich Gegenbefehl und stieg in den Wagen, der die Kommissäre nach Paris brachte.

Nach ziemlich kurzem Aufenthalt auf dem Schlosse Petit-Bourg, wo der Kronprinz von Würtemberg, der die feindliche Vorhut befehligte, sich einquartirt hatte, kamen sie in die goldprunkenden Salons der Straße Saint-Florentin, den Schauplatz so vieler Niederträchtigkeiten. Die offiziellen Unterhändler verfochten die Sache des Sohnes Napoleons. Aber Herr von Talleyrand hatte sich bereits zu Gunsten Ludwigs XVIII kompromittirt: er setzte alle Springfedern der Intrigue in Bewegung, um die Unterhandlung scheitern zu machen.

Das letzte Stündlein des Kaiserreichs schlug: Alexander entschloß sich endlich, sie auszusprechen, diese Worte, die Napoleons und seinen eigenen Todeskampf beginnen sollten. Kaum hatte er sich erklärt, als die Thüre des Gemachs sich öffnete; ein russischer Offizier trat herein und sagte mit einer ausdrucksvollen Geberde: »*Totum.*« Nur zu bald sollte man den Sinn dieses geheimnißvollen Wortes kennen lernen. Seit Marmont's Abreise hatte sich in Essonne Folgendes zugetragen.

Der General Gourgaud war von Fontainebleau nach Essonne geschickt worden. Er langt an, erfährt die Abreise des Herzogs von Ragusa, macht seinem Schmerz in heftigen Ausdrücken Luft und kehrt nach Fontainebleau zurück. Jetzt versammeln sich die Generale. Soll man eine Bewegung nach Versailles anordnen? Ist Napoleon der Mann, der seinen Generalen verzeihen wird, daß ihr Glaube an sein Geschick gewankt hat? Der General Souham sprach sich förmlich für den Abfall aus. Bereits in einer Verschwörung kompromittirt, um die Napoleon wußte, hatte er einen besondern Grund, seinen Zorn zu fürchten. Der General Compans verlangte, man solle nichts übereilen und wenigstens Marmont's Rückkehr abwarten. „Hütet euch wohl", rief der General Bordesoulle, indem er von dem Kaiser sprach, „ihr kennet den Tiger nicht; er liebt Blut und wird uns sammt und sonders erschießen lassen." Den Truppen wurde Befehl zum Aufbruch ertheilt.

Der Oberst Fabvier hatte vom Herzog von Ragusa das Kommando der Vorposten erhalten, die auf den Höhen gegen Paris zu standen. Da er die Bewegung um sich her nicht begriff, so ritt er über die Brücke von Essonne mitten unter den Schaaren von Infanterie, die sich in Unordnung dahin wälzten. Um ein Feuer in der Nähe einer Schenke links von der Brücke bemerkte er die Generale Souham und Bordesoulle. *) Er nähert

---

*) Es existirt ein Brief vom General Bordesoulle, worin er erklärt, daß er, im Einverständniß mit sämmtlichen in Essonne anwesenden Generalen, einen ein-

sich ihnen und fragt den ersten in ehrerbietigem Tone, was die Bewegung der Truppen zu bedeuten habe. „Ich bin nicht gewohnt", antwortet der General Souham, „meinen Untergeordneten Rede zu stehen." Und als der Oberst auf seiner Frage bestand, fügte er die charakteristischen Worte hinzu: „Marmont hat sich in Sicherheit gebracht. Ich besitze meine schöne Größe und habe nicht Lust, mich um einen Kopf kürzer machen zu lassen." Der Oberst Fabvier hielt sich zusammen: er bat nur, man möge ihm erlauben, sich zur provisorischen Regierung zu begeben, und vor seiner Rückkehr nichts beschließen. Dies wurde ihm gerne bewilligt und er reiste schnell nach Paris ab.

Die drei Unterhändler waren bei Herrn von Talleyrand, der Herzog von Ragusa beim Marschall Ney. Als er den Oberst Fabvier eintreten sah, wurde Marmont leichenblaß, und ohne zu warten, bis der Oberst den Mund öffnete, rief er: „Ich bin verloren! —" „Ja, das sind Sie", rief der Oberst Fabvier, „Ihre Truppen gehen zum Feinde über." Der Herzog von Ragusa lehnte sich schwankend an das Kamin und murmelte finster, es bleibe ihm nichts Anderes übrig, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen. „Sie haben noch einen andern Ausweg", sagte der Oberst Fabvier zu ihm, „reisen Sie ab und stellen Sie die Bewegung ein. Der Herzog von Ragusa ergriff diesen Vorschlag mit Lebhaftigkeit, erklärte aber bald darauf, er sei es seinen Kollegen schuldig, sie darum zu befragen, und eilte in Begleitung des Obersten zu Herrn von Talleyrand, zu dem er allein hineinging. Kaum waren einige Minuten verstrichen, als der Oberst Fabvier, der Marmont erwartete, ihn mit Bestürzung auf dem Gesichte zurückkommen sah, aber bemüht, seine Unruhe zu bemeistern. Er wollte nicht mehr abreisen: und er nahm die Verantwortlichkeit eines Abfalls, der nicht sein Werk war, auf sich! Seitdem hat diese furchtbare Verantwortlichkeit nicht aufgehört, schwer auf ihm zu lasten: warum hat er nicht den Muth gehabt, ihre Last abzuwerfen? Glauben lassen, daß man schuldig sei, wenn man Nutzen aus dem öffentlichen Irrthum zieht, das heißt doppelt schuldig sein.

Aus dieser Erzählung geht hervor, daß die Katastrophe, welche den König von Rom mitten unter den Trümmern seines väterlichen Glücks erreichte, sich nicht aus einigen zufälligen Thatsachen, sondern nur aus einem zusammenhängenden Ganzen von unwiderstehlichen Ursachen erklären läßt.

Vor allen Dingen ist unter diesen Ursachen die Abspannung der Generale zu erwähnen, die keine hohen Hoffnungen mehr zu fassen hatten. Na-

---

zigen, den General Lucotte ausgenommen, die Bewegung nach Versailles gegen die Befehle des Herzogs von Ragusa habe ausführen lassen.

poleon hatte einen unersetzlichen Fehler begangen, indem er seine Oberoffiziere mit solchen Gunstbezeugungen überschüttete, daß ihnen nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Nachdem sie mit Würden überhäuft, mit Reichthümern vollgestopft waren, trat Ueberdruß an die Stelle ihrer früheren Thatenlust. Und allerdings hatte Napoleon sie nicht geschont. Seine Siege waren Relais; seine Armeen Wechselpferde, die vor Erschöpfung unter ihm zusammensanken. Wie viele Seelen wären wohl im Stande gewesen, dieses keuchende Rennen nach dem Unbekannten, gleich der seinigen, auszuhalten? Diejenigen unter seinen Generalen, von welchen der Horizont der Wünsche nicht mehr zurückweichen konnte, hatten also endlich allen Muth verloren; die Liebe zur Ruhe hatte sich ihrer bemeistert. Lusthäuser, prachtvolle Hotels, glänzende Equipagen, Frauen, Vergnügungen aller Art, die mühelosen Würden des Friedens, alles das konnte ihnen jeder neue Plan des unermüdlichen Krieges rauben, und nur murrend folgten sie ihm durch dieses Europa, das sein Gedanke aufregte.

Ueberdies hatten sich die militärischen Traditionen der Republik seit langer Zeit in der Armee verloren. Schon seit der Bildung des Lagers von Boulogne hatte man junge, aus der Korruption des Direktoriums hervorgekrochene und von der Korruption des Kaiserreiches adoptirte Herrchen, Soldaten ohne Kraft, denen der Schutz galanter Frauen ins Lager folgte, als betitelte Militärs in die Reihen treten sehen. Gleichwohl hatte Frankreich nicht aufgehört, sich unüberwindlich zu zeigen, aber es hatte aufgehört, durch das thätige und einsichtsvolle Zusammenwirken der Generale, Offiziere und Soldaten zu siegen. An die Stelle dieses Zusammenwirkens, das an den republikanischen Siegen nur eine glorreiche Manifestation hatte, war das Genie eines Einzigen getreten. Die Armee war gleichsam eine kolossale, lebendige Kriegsmaschine geworden, die von einem allmächtigen Arme bedient wurde. Den Kombinationen eines Mathematikers und dem Vertrauen, das er einer Million wohldisziplinirter Soldaten einflößte, hatten wir alle unsere Siege des Kaiserthums zu verdanken. Napoleon hatte die Persönlichkeit der Heere vernichtet.

Als ihn daher seine ersten Generale verließen, befand er sich einsam, obgleich angebetet vom Soldaten. Es war ihm nicht möglich und er verstand es nicht, die Stufen der Hierarchie herabzusteigen, um Hülfe zu finden. Er glaubte sich verloren, als er in Fontainebleau bloß noch Marschälle mit verstörten Gesichtern um sich her erblickte und über ihre Lippen nur den von Undank eingegebenen Ausspruch kommen hörte: „Danken Sie ab!" Abdanken! und warum? Hatte Napoleon kein Heer mehr? Konnte er nicht noch auf die Ergebenheit der Generale zweiten Ranges rechnen, derjenigen, welche die Wohlhabenheit noch nicht verweichlicht, die Intrigue noch nicht mit ihren Netzen umsponnen hatte; derjenigen, welche die verderbnißschwangere

Luft der hauptstädtischen Salons noch nicht geathmet? Wenn die Corps von Soult und Suchet sich vereinigt hätten, wäre dann die Partie mit einem Spieler, wie Napoleon, nothwendig verloren gewesen?

Diese Raisonnements, auf die ein Korporal kommen konnte, fielen Napoleon selbst kaum ein. Merkwürdig, wie die Schwachheit der Menschen sich hauptsächlich in den Sachen kund gibt, die am meisten von ihrer Macht zeugen! Napoleon hatte jederzeit einen solch wunderbaren Einfluß um sich ausgeübt, daß er an dem Tage, wo man an seiner Zukunft zu zweifeln schien, selbst, wie die Andern, daran zweifelte. Wenig an Widerstand gewöhnt, machte ihn der erste Widerstand, den er zu erfahren hatte, so verdutzt, daß er darüber Muth und Fassung verlor. Er wurde bis zum Uebermaß unschlüssig zur Sühnung des Mißbrauches, den er fünfzehn Jahre hindurch von seinem Willen gemacht hatte.

Man sehe ihn in Fontainebleau. Seine Unschlüssigkeit ist wirklich jammerwürdig; er weiß weder als Kaiser zu leben, noch zu sterben. Nachdem er für sich abgedankt, geht er immer weiter zurück und dankt für seine Familie ab. Aber kaum hat er dem Herzog von Vizenza das entscheidungsvolle Papier zugestellt, worin der Stab über seine Dynastie gebrochen ist, so besinnt er sich anders, bereut es, und jetzt sieht man ihn seinem abgetretenen Kaiserthrone nachlaufen, wie ein Kind seinem verlornen Spielzeug. Dann, als er erfährt, daß jede Rückkehr unmöglich, daß das Opfer unwiderruflich geworden ist, sucht er mühsam diese wirkliche Größe, die seinen Händen entgleitet, durch eine erkünstelte zu ersetzen; er will den Philosophen machen, er glaubt sich in seinen Erinnerungen zu gefallen, er unterhält sich ganz laut mit den berühmten Todten und kommentirt glorreiche Selbstmorde. Komödie, die ein großer Mann mit sich selbst spielt!

Kommt die letzte Nacht, die er in Fontainebleau zubringen soll. Man hat sie entschleiert, die Geheimnisse dieser Nacht! Kerzen werden angezündet, der Doktor Yvan wird gerufen, dem Marschall Bertrand kommt eine Meldung zu, Schluchzen ertönt die Gallerie entlang, auf der sich das Gemach des Kaisers öffnet. Er leidet gräßliche Schmerzen, sagt man, und seitdem hat man erzählt, er habe einen Versuch gemacht, sich zu vergiften. *) Es ist möglich, daß er sich in seinem Stolze begraben wollte: in dieser erhabenen und tiefen Seele mischte sich Exaltation mit Verschlagenheit, und die Berechnung schloß die Poesie nicht aus.

Im Uebrigen hätte ihn der Selbstmord vom Todeskampfe gerettet, denn seit 1814 war seine Rolle zu Ende. Dadurch, daß er sich wieder aufrichtete, konnte er seinen Sturz nur vollständiger machen.

*) Siehe das Manuskript von 1814 vom Baron Fain.

Man denke in der That darüber nach und man wird zur Ueberzeugung gelangen, daß unter allen im Jahr 1814 möglichen politischen Kombinationen keine den wahren Interessen der Bourgeoisie so durchaus entsprach, als die Throngelangung der Bourbons. Der König von Rom und die Regentschaft Marie Luisens war nichts Anderes, als der Schatten des Kaisers, auf dem Throne sitzend, oder vielmehr der Kaiser selbst, der noch von seinem Verbannungsorte aus Frankreich beherrschte. Den Herzog von Orleans kannte man noch nicht genug, und es bedurfte noch etlicher Jahre mehr, bis die Bourgeoisie ihn schätzen lernte und sich gewöhnte, ihn als ihr natürliches Oberhaupt zu betrachten. Ludwig XVIII allein schien geeignet, die konstitutionelle Monarchie an dem Punkte wieder aufzunehmen, wo Ludwig XVI sie gelassen; er allein konnte, wie die Bourgeoisie es wünschte, die königliche Gewalt in Unterordnung ausüben.

Die Rückkehr der Bourbons unter dem Schutze unserer Feinde versetzte Frankreich freilich und nothwendig Europa gegenüber in ein Verhältniß der Unterordnung und Abhängigkeit. Aber was lag der hohen Bourgeoisie an dieser subalternen Stellung unseres Landes, wenn nur ein dauernder Friede, die Oeffnung der Häfen, die Ausdehnung oder die Befestigung der Handelsverbindungen, mit einem Wort die Herrschaft der Industrie die Folge davon sein sollte? Wenn sie nur Geld dabei gewann, so war die Demüthigung mehr als aufgewogen durch den Profit.

Lag nicht überdies eine für die Eigensucht von Krämerseelen höchst verführerische Bürgschaft der Stabilität in der Wiedereinführung des Grundsatzes der Legitimität, dessen Verwerfung auf einige Augenblicke die Konvulsionen von 93 und die mörderischen Schlachten des Kaiserthums herbeigeführt hatte?

Aber Ludwig XVIII führte die Emigration mit sich zurück. Mußte er nicht die Schulden seines Exils bezahlen? Mußten die Repräsentanten des im Jahre 89 besiegten Adels nicht ihre Macht wieder zu erobern, die Wunden ihres gezüchtigten Stolzes zu rächen suchen? Mußte nicht der Hof nebst allem, was das Zeremoniell für Plebejer Beleidigendes hat, wieder aufleben? Und was noch wichtiger war, standen nicht die Käufer der Nationalgüter in Gefahr, derselben beraubt zu werden? Ich werde den Umfang und die Bedeutung dieser Befürchtungen weiter unten erörtern; aber welche Wichtigkeit man ihnen beilegen mag, so viel läßt sich versichern, daß die Restauration, vom rechten Gesichtspunkte aus betrachtet, ihrem Wesen nach eine That des Mittelstandes war: sie entsprach, ich wiederhole es, den theuersten Interessen, den ureigensten Instinkten der Bourgeoisie.

Deshalb proklamirte sie auch sogleich ihre Grundsätze. Ist nicht mit Ludwig XVIII der Liberalismus auf den Thron gestiegen? Ist es nicht

der Chef dieser restaurirten Dynastie, der die Charte geschaffen und dadurch die politische Macht der Bourgeoisie organisirt hat?

Hier eröffnet sich eine Reihe von Ereignissen, deren Charakter wohl zu studiren von Wichtigkeit ist.

....

Die Regierung Ludwigs XVIII begann mit Eitelkeit, und so beginnen alle Regierungen. Es kann auch nicht anders sein. Die Könige würden Niemand über ihre Größe täuschen, wenn sie nicht durch den künstlichen Scheinglanz, womit sie sich umgeben, zuvor sich selbst täuschten.

Ludwig XVIII hatte gewiß vom Schicksal herbe Lehren empfangen. Diese Krone, welche die Hand eines barbarischen Eroberers dem Nachfolger Ludwigs XIV auf das Haupt setzte, sie war mit königlichem Blute befleckt. Ludwig XVIII wußte recht gut, wie der Glanz seines Namens getrübt worden. Man hatte seine schimpflich geächtete Familie in der Welt umherirren und von Hauptstadt zu Hauptstadt um eine Gastfreundschaft betteln sehen, die eine Menge schmählicher Demüthigungen mit sich führte. Er selbst war müde geworden auf den Straßen des Exils. Auf seiner Flucht durch Deutschland hatte er eines Tags vor einem Pfosten ausruhen müssen, auf welchen ein König die Worte hatte schreiben lassen: „Bettler und Geächtete dürfen sich nicht länger, als eine Viertelstunde, hier aufhalten.“ Und gleichwohl wußte dieser so hart geprüfte Mann nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich aufzublähen über seinen Triumph und sich selbst seine Macht zu beweisen. Vor Allem beschäftigte er sich mit der Bildung eines prunkvollen Hofstaats. In diesem Palast, von welchem aus man den Platz erblickte, wo die Hand des Henkers Ludwig XVI berührte, wurde die alte Etikette wiederhergestellt, und um dem neuen Hofe einen Oberhofmarschall, einen Großalmosenier, einen Oberzeremonienmeister, einen Oberhofgarderobier, einen Oberhofinspektor zu geben, schienen die berühmtesten und ältesten Namen kaum alt und berühmt genug.

Die hohe Bourgeoisie fühlte sich tief beleidigt durch diesen Anfang; sie hatte Unrecht. Ich weiß wohl, daß der herrschende Theil bescheiden auftreten sollte. Zwischen dem größten und dem kleinsten Menschen ist der Unterschied nicht so bedeutend, daß der Wille des Einen rechtmäßigerweise den des Andern absorbiren könnte. Der Stolz ist nur dem Gehorchenden gestattet; der Gebietende kann sich für diese freche Anmaßung nur durch Demuth Verzeihung erwerben. Aber solche Wahrheiten sind zu hoch für eine unwissende und verdorbene Gesellschaft. In der unreinen Mitte, in welcher sich die Bourgeoisie 1814 herumtrieb, ein bescheidenes Königthum verlangen, hieße ein unmögliches Königthum verlangen.

Dem sei, wie ihm wolle, wenn dieser erste Regierungsversuch unglücklich war, wenn Napoleon seine einen Augenblick gedemüthigten Adler ohne Anstrengung von Elba zurückführen konnte, so kam dies daher, daß das Königthum in seinem Anfang nicht demüthig und klein genug auftrat. In den Salons der Bank und der hohen Handelsschaft verzieh man ihm nicht, daß er die Hand nach den Trümmern der Adelsherrschaft ausgestreckt hatte. Besonders verzieh man ihm nicht, daß er zu Ministern und Rathgebern Männer erwählt, wie die Herren von Montesquiou, von Ambray, Ferrand, blasse und hinfällige Personifikationen der besiegten Ideen. Argwöhnisch, wie alle neuen Mächte, war die Bourgeoisie unversöhnlich in ihrem Groll, absolut in ihrem Willen.

Dies zeigte sich schon bei der Eröffnungssitzung im Monat Juni. Die Rede des Monarchen wurde günstig aufgenommen, weil sie gemäßigt, unterwürfig und sogar ein wenig traurig war. Aber als der Siegelbewahrer von der Tribüne herab die alten monarchischen Formen wieder vernehmen ließ, da entstand in der ganzen Versammlung eine furchtbare Bewegung. Reformationsordonnanz hatte Herr von Ambray zu sagen gewagt, als er von der Charte sprach, und lautes Murren erstickte seine Stimme. Ein ahnungsschweres Murren! ein Murren, das sich fünfzehn Jahre später, durch dasselbe Wort hervorgerufen, in einen schrecklichen Sturm verwandeln sollte. So sind durch eine merkwürdige Fügung des Schicksals die drei Sylben, die im Jahre 1814 den Kampf beginnen, dieselben, die ihm 1830 ein Ende machten! In der That war 1814 die Frage zwischen der Bourgeoisie und dem Königthum dieselbe, wie heutzutage, und es handelt sich darum, zu wissen, was siegen werde, das Wahlprinzip oder das erbliche Prinzip, die Souverainetät der Versammlungen oder die der Krone, das Gesetz oder die Ordonnanz.

Während man so der Nation im Ganzen das furchtbare Problem der Einheit der Staatsgewalt aufzulösen gab, war Paris der Schauplatz der verschiedensten Umtriebe. Die Kaiserlichen konspirirten und bereiteten, ich weiß selbst nicht, welche finstern Schlangenwege zur Rückkehr eines Mannes, der nur mit dem Fuß auf die Erde zu stampfen brauchte, um ein Heer aus derselben heraufspringen zu lassen. Fouchét besuchte häufig die komplottlustigen Handwerker, nicht um sie zu unterstützen, wie man geglaubt hat, sondern um sie um so gewisser zu verrathen. Seine Eigensucht hatte ihn nicht getäuscht: er fühlte, daß die Kraft auf Seite der bürgerlichen Interessen und liberalen Ideen war. Diese Interessen und diese Ideen, nachdem er sich als ihr Vertreter festgestellt, in die Gewalt einzuführen; in dieser Eigenschaft der Restauration seine Dienste anzubieten und sie zu beherrschen, indem er sie bediente, das war sein Zweck. Herr von Talleyrand befand sich da-

mals in Wien, wo er die Schmach seines Landes unterhandelte. Fouché blieb also Herr des Schlachtfeldes. Er machte sich ans Werk und trieb seine Sache so fein, daß eines Tags Herr von Montesquiou mehrere einflußreiche Männer der royalistischen Partei zusammenrief, um sie zu fragen, ob es nicht gut für die Monarchie wäre, wenn die Gewalt einem liberalen Ministerium übergeben würde. Das Ministerium nun, um das es sich handelte, war Fouché, der es vorbereitet hatte. Und wißt ihr auch, aus welchen Männern er es hat zusammensetzen wollen? Aus den Herren Lainé, Lally-Tollendal und selbst Voyer-d'Argenson. Auf diesem Abhange glitt man hin, so wahr ist es, daß als Hauptsache nichts Anderes im Hintergrunde lag, als der Triumph des Liberalismus als Prinzipien, der Bourgeoisie als Interessen.

Auf einmal verbreitete sich eine Nachricht seltsamer Art. Man erzählt, der Verbannte habe so eben den Boden berührt, wo er Kaiser gewesen; die Städte erheben sich bei seinem Nahen, die Bataillone eilen ihm mit Rufen der Liebe entgegen, das bewaffnete Frankreich bildet sein Staatsgefolge. Nun gut! Hier kann man den Grad von Macht sehen, wozu die Bourgeoisie gelangt war. Das Gerücht hatte wirklich nicht gelogen: Napoleon nahte, getragen auf den Armen einer wahnsinntrunkenen Armee; er nahte schnell, wie seine Adler, deren Bild die kaiserliche Standarte überragte. Um vom mittelländischen Meere bis an die Seine zu gelangen, braucht man zwanzig Tage; er brauchte kaum so viel Zeit, um sich des Kaiserthums wieder zu bemächtigen. Er zog in seine Hauptstadt zum einen Thore ein, während das andere Königthum, durch das entgegengesetzte Thor fliehend, trübselig und bebend einem zweiten, noch demüthigenderen Exil entgegeneilte. Dies ist noch nicht viel. Am andern Tag musterte er seine getreuen Legionen und ließ sich aufs Neue als Cäsar begrüßen, und einige Tage später schickten die zu Wien versammelten Souveraine, gleichsam um von der Macht dieses Mannes Zeugschaft abzulegen, ihren auf dem Rückwege begriffenen Heeren Befehl zu, Rechtsumkehr zu machen und sich gegen Frankreich zurückzuwenden. Konnte das Schicksal mehr thun für den Ruhm eines Sterblichen? Eitler Glanz! Eintagstriumph! Es gab in Frankreich eine Macht, mit der Napoleon nicht abgerechnet hatte und an der sich die seinige sehr schnell brechen sollte. Einen Augenblick überrascht, kommt die Bourgeoisie wieder zu sich. Der Liberalismus schickt sich zum zweiten Male an, den kaiserlichen Thron zu untergraben. Napoleon muß in die Zusatzakte willigen, er muß sich Fouché als Minister und als Controlleur gefallen lassen; er muß ein Ohr für dieses parlamentarische Geschwätze haben, das ihm so von ganzer Seele zuwider und zum Ekel ist. Aber seine Konzessionen sind ebenso unmächtig, wie seine Diktatur, gegen diesen Bund aller

merkantilen Interessen, gestützt auf eine heuchlerische Achtung der Freiheit und Rechte des Volkes. Ganz Europa strengt sich an gegen Napoleon. Er fällt. Und von wem, frage ich, von wem waren die Folgen von Waterloo vorbereitet worden? Etwa von der Aristokratie? Diese verbarg sich damals in Gent oder in Wien; diejenigen vom Adel, die ihr Land nicht verlassen hatten, hielten es für das größte Glück, sich vergessen zu machen; der Baron von Vitrolles schmachtete in den Kerkern von Vincennes, und der Marquis von Lafayette hatte schon seit langer Zeit erklärt, daß er kein großer Herr sei. Waren es die Soldaten, die Handwerker, die Arbeiter der Vorstädte von Paris, die Proletarier? Von diesen konnte ihn keiner vergessen haben: Die Kinder des Volks, die Männer im Kamisol und mit der Mütze oder in einfacher Uniform waren es, die nach der Schlacht von Waterloo alle Tage unter die Fenster des Elysée=Bourbon strömten und das gewohnte Geschrei erhoben: „Es lebe der Kaiser!“ Und was trug sich in denselben Stunden im Schooße des gesetzgebenden Körpers zu, wo die Interessen und Leidenschaften der Bourgeoisie sich wieder aufgenommen hatten? „Er danke ab! Er danke ab!“ so dachte die Versammlung, und dieser Wunsch, der hier die Herzen Aller erfüllte, fand sich bald in jedem Munde. Man wollte selbst Napoleon II nicht, so ungeduldig war man, mit der kaiserlichen Vergangenheit zu brechen und die Traditionen von 89 wieder aufzunehmen!

Ich weiß nicht, warum glänzendes Unglück so tief bewegt; was mich betrifft, so gestehe ich, daß das gemeine, gewöhnliche Unglück mein Herz am meisten rührt. Ich beklage Diejenigen, welche der Sturm zu Boden wirft, ohne daß sie die Befriedigung gehabt haben, frei darin zu athmen und ihm zu trotzen; ich beklage Diejenigen, die, mit einer starken Seele begabt, gleichwohl gestorben sind, ohne gelebt zu haben; Diejenigen, deren mit dem Staub der Wege vermischte Asche der Wanderer betritt, ohne daran zu denken. Ach mein Gott! es gibt gewisse Niederlagen, die ebenso berauschen, wie Siege. Der menschliche Stolz gefällt sich an großen Unfällen, wie an großen Erfolgen. Hoch herab zu fallen ist eine Art, vom Schicksal ausgezeichnet zu werden. Daß Napoleon in wenigen Stunden von seinem Piedestal herabglitt; daß er in dem für seinen Sohn in Bereitschaft gesetzten Palast fremde Fürsten sich einquartiren sah; daß man ihm zum letzten Vaterland einen in der Unermeßlichkeit der Meere verlorenen Felsen gab, und daß er sich dort langsam unter dem Auge seiner grausamsten Feinde verzehrte, darüber muß man ihn nicht beklagen. Aber daß die versprochene, gehoffte Abschaffung der vereinigten Rechte eine der Ursachen seines Falles geworden; aber daß er, der Krieger ohne Gleichen, von einigen zusammengekoppelten Kaufleuten gebändigt worden ist; aber daß er über eine Versamm=

lung von Prokuratoren und Geldmäklern nichts vermocht hat, er, von dem man mit Wahrheit gesagt, daß seine Gegenwart auf zahllose Armeen dieselbe Wirkung hervorbringe, wie die Erscheinung des Löwen auf die unerschrockensten Jäger, ach! das ist es, was ihn zum Gegenstande ewigen Mitleides machen muß. Die Stunden, die für ihn im Elysée=Bourbon verstrichen, damals als er seine letzte Nacht durchwachte, waren Stunden der Demüthigung und Bitterkeit, wie vielleicht nie ein Mensch ähnliche durchzumachen gehabt hat. Darin und nur darin finde ich eine wahrhafte und genügende Sühnung seines Stolzes.

Die Bourgeoisie vollendete also im Jahre 1815 das 1814 begonnene Werk. Aber ihre Führer, durch die Erfahrung aufgeklärt, ergriffen diesmal ihre Vorsichtsmaßregeln und rückten mit ihren Vorbehalten heraus. Damit Ludwig XVIII, wenn er sich seiner Krone wieder bemächtigte, keinen einzigen Augenblick aufhören konnte, ein bürgerlicher Monarch zu sein, war es von Wichtigkeit, ihm als Minister einen den herrschenden Interessen ergebenen Mann an die Seite zu geben, einen Mann, der zugleich Gewandtheit genug besaß, um im Namen des Königs zu regieren. Fouché eignete sich vortrefflich zu dieser Rolle. So wurde er denn der nothwendige Mann. Man erinnert sich, daß nach dem Unglück von Waterloo die Kammern eine Regierungskommission ernannten. Carnot war Mitglied derselben, Präsident aber war der Herzog von Otranto. Es ist wahr, Carnot liebte das Volk.

Das erste, was Fouché that, nachdem er Herr der Geschäfte geworden, war, daß er den Baron von Vitrolles auf freien Fuß setzte. Sie hatten ein Gespräch mit einander. Herr von Vitrolles wollte Paris verlassen, um dem König entgegenzugehen; der Empfang der ihm von Fouché zu Theil ward, hielt ihn zurück. „Ich kann," sagte Herr von Vitrolles zum Herzog von Otranto, „der Sache Ludwigs XVIII hier mit Nutzen dienen, aber nur unter drei Bedingungen: erstens daß man mir nicht nach dem Leben trachtet; zweitens daß sie mir wenigstens fünfzig Pässe geben, um Verbindungen mit dem König zu unterhalten; drittens daß ich jeden Tag zu Ihnen vorgelassen werde." — „Was Ihren Kopf betrifft", antwortete Fouché mit der pittoresken Vertraulichkeit der Sprache, „so hängt er in denselben Haken, wie der meinige. Die fünfzig Pässe sollen Sie haben, und sehen können wir uns, wenn Sie es für gut halten, nicht bloß einmal, sondern zweimal des Tags." Auf diese Art wurde Herr von Vitrolles eine Art Vermittler zwischen den Bourbons und Fouché: der Restauration auf der einen Seite, der Bourgeoisie auf der andern.

Während übrigens Fouché mit dem Hof von Gent thätige Verbindungen unterhielt, schickte er nach Oestreich Emissäre mit dem Auftrag, die Sache des Kleinen Königs von Rom zu verfechten, und schrieb an seinen

Kollegen auf dem Wiener Kongreß, er solle die Diplomatie über die Kandidatur des Herzogs von Orleans ausforschen; somit stellte er sich bei allen Komplotten vorne an und machte sich bei allen Kombinationen möglich.

Herrn von Talleyrand kostete es keinen großen Kampf, auf Fouché's Absichten in Beziehung auf den jüngsten Zweig einzugehen. Gewandte Vorstellungen machten, daß sie auch bei Kaiser Alexander Wurzel faßten, so daß eines Tags der Czar im vollen Kongreß auf einmal die Frage so stellte: „Läge es nicht im Interesse Europa's, wenn die Krone Frankreichs dem Herzog von Orleans aufs Haupt gesetzt würde?" Ueber diesen unerwarteten Vorschlag war alles im höchsten Grade verblüfft. Aber hatten nicht die hundert Tage die politische Unmacht der ältern Bourbons bewiesen? Zwischen einem 21. Januar und einem 20. März, welche Bürgschaft für die Ruhe Europa's und die Sicherheit der Könige? Schon neigte man sich auf die Seite des Herzogs von Orleans, als die Opposition des Lords Clancarty das Projekt vereitelte. Lord Clancarty drückte sich lebhaft über die Gefährlichkeit solcher Aufmunterungen des Ehrgeizes von Seitenverwandten aus. Jetzt änderte Herr von Talleyrand mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit seinen Plan, schrieb an Ludwig **XVIII** und enthüllte ihm diese Art diplomatischer Verschwörung, deren sämmtliche Fäden er mit eigener Hand zusammengeknüpft hatte.

Inzwischen kommen die Fürsten nach Arnouville. Der Baron von Vitrolles eilt ihnen entgegen, voll Ungeduld, die Gesinnungen der Häupter der Koalition selbst auszuforschen. Wie groß war seine Ueberraschung, als der Herzog von Wellington zu ihm sagte: „Es handelt sich hier sowohl um Sachen, die dreifarbige Kokarde, als um Personen, Fouché." Als nun Herr von Vitrolles den Herzog erinnerte, daß die dreifarbige Kokarde das Zeichen einer Empörung gegen den König und Fouché ein Königsmörder sei, so antwortete der englische General: „Nun gut! dann könnte man vielleicht die Frage der Sachen fallen lassen, aber die der Personen, nein! das ist unmöglich." *) Merkwürdige Worte, die wohl verdienen, genauer überlegt zu werden! Nach der Ansicht der Verbündeten repräsentirte also Fouché eine mächtigere Idee, als diejenige, welche von der dreifarbigen Kokarde selbst ausgedrückt wurde! Ach! freilich hatte die französische Revolution zwei Arten von Leidenschaften erweckt: die einen männlich und strahlend, stolz, patriotisch; die andern eigensüchtig und kaufmännisch. Die ersteren repräsentirte die dreifarbige Kokarde; aber nachdem sie in ihrer wundervollen Explosion die Welt geblendet und aufgestört, waren sie am Ende eingeschlummert; von der Republik wieder aufgeweckt, waren sie gewissermaßen von Napoleon er-

*) Wir können die Authentizität dieser interessanten Details verbürgen.

schöpft worden. Die zweiten personifizirten sich in Fouché. Unglückseligerweise gehörte diesen die Gewalt.

Man wundere sich nach solchen Vorgängen nicht mehr, wenn die Ernennung Fouché's zum Polizeiminister eine der Bedingungen von Ludwigs XVIII Einzug in Paris wurde. Die Bourgeoisie verlangte eine Bürgschaft: man gab sie ihr. Unter den Royalisten selbst betrachteten viele diese Ernennung Fouché's als ein nothwendiges Unglück, unter andern der Bailli von Crussol, ein Mann von ehrlichem überzeugungskräftigem Royalismus.

Das Gefühl dieser Nothwendigkeit war es auch, was Ludwig XVIII bestimmte, auf seinem Bureau einen Mann sitzen zu lassen, den er als Mörder seines Bruders verwünscht hatte. Man kann dies aus den zynischen Worten schließen, die er an den Baron von Vitrolles richtete, als der Herzog von Wellington und Herr von Talleyrand nach Neuilly abgegangen waren, wo der Herzog von Otranto sie erwartete: „Ich habe ihnen empfohlen, ihr Bestes zu thun, denn ich fühle wohl, daß ich meine Jungferschaft preisgebe, wenn ich Fouché annehme.“

Im Uebrigen sollten alle diese Skandale bald durch den großen Skandal des zweiten Einzugs der Verbündeten in Paris überschattet werden. Diesmal wurde kein Kampf geliefert, kein Blut vergossen. Paris kapitulirte nicht: es bot sich hin. Die Mitschuldigen der Fremden hatten diesmal nicht im Schatten gehandelt, sondern in hellem Sonnenschein, im Angesichte Aller, in dem Palast, der den öffentlichen Berathungen gewidmet war. Wie ließe sich das Aussehen von Paris während dieser schauderhaften Tage malen? Der Stolz Frankreichs hatte sich in den Busen seiner unglücklichsten Kinder geflüchtet: die Proletarier waren das ganze Vaterland; aber was vermochten sie? Höchstens begegnete man an der Einbiegung öder Straßen, an abgelegenen Gasseneckеn einigen alten Soldaten, welche Worte des Fluches murmelten. Und während den prachtvollen Hauptstraßen, den strahlenden Boulevards entlang die Fremden zu Tausenden defilirten, nicht wie im Jahre 1814 Ueberraschung und Bewunderung, sondern Zorn, Verachtung und frechen Hohn auf der Stirne tragend, begrüßten Gruppen von eleganten Frauen, an die Fenster gelockt, die vorübergehenden Sieger und ließen Schärpen und Tücher flattern zum Zeichen ihrer Fröhlichkeit; die Reichen setzten ihre prachtvollsten Gemächer in Bereitschaft, um die englischen und preußischen Offiziere darin zu empfangen, und die Kaufleute entfalteten in der Trunkenheit einer lüsternen Freude um die Wette das Kostbarste, was sie hatten.

Gleichwohl erweckte diesmal der Einbruch der Feinde in die Hauptstadt keinen so allgemeinen Enthusiasmus, als ihre erste Invasion. Man muß es zum Lob eines Theils der Bürgerschaft sagen, sie konnte sich eines Gefühls der Traurigkeit und der Scham nicht erwehren. Der Anblick der Land=

bewohner, die sich unter lautem Jammergeschrei mit ihren Habseligkeiten und ihren Herden in die Stadt flüchteten, verkündete deutlich genug, welche Aenderung in der Gesinnung der Verbündeten eingetreten war: man fürchtete Sie. Und gleichwohl ...... doch nein: die Nachwelt wird dieses Uebermaß von Schmach nie glauben wollen — gleichwohl tanzte man auf dem auf alle Ewigkeit geschändeten Rasen der Tuilerien, einige Schritte vom Pont des Arts hinweg, wo unsere Feinde zwei Kanonen aufgepflanzt hatten, jeden Augenblick bereit, Feuer auf unsere Gebäude zu speien! Aehnlich den Wilden, die sich mit verschlungenen Armen um einen besiegten Feind herum drehen und winden, wagten es Franzosen, um das blutende Vaterland herum fluchwürdige Farandolen aufzuführen. Die Fremden sahen es; sie verachteten uns.

So eröffnete sich in Frankreich die Aera der materiellen Interessen.

Diejenigen konnten sich übrigens einen Augenblick in ihrem Egoismus erfreuen, die voraus berechnet hatten, was ihnen eine bis damals beispiellose Demüthigung an Geld einbringen werde. Denn um das Maß der Erniedrigung voll zu machen, ließen sich die Besiegten von den Siegern mit Gold beladen. Paris verkaufte sich im Detail, nachdem es sich im Großen preisgegeben, und hatte nicht einmal das Verdienst einer uneigennützigen Schmach. „Die Kaufleute nahmen zehnmal so viel ein, als gewöhnlich; sämmtliche jungen Offiziere hatten kostspielige Maitressen, Logen in den Theatern und ließen es sich wohl sein bei Very. Von diesem Jahre 1815 datiren sich die meisten Kaufmannsreichthümer in der Hauptstadt. Man kann sich keinen Begriff machen von dem Aufwand der Chefs der verbündeten Heere: Der Großfürst Constantin und sein Bruder ließen im Zeitraum von vierzig Tagen 1,500,000 Rubel in Paris sitzen. Blücher, der von der französischen Regierung drei Millionen empfing, verpfändete seine Güter und hatte sich, als er abreiste, in den Spielhäusern gänzlich ruinirt."*) Man sieht es, Paris empfing seinen Lohn reichlich; die Feinde Frankreichs waren verschwenderisch, und die Lieferanten dieser bezauberten Horden zeigten sich ebenso eifrig, die Vortheile ihrer Trunkenheit auszubeuten, als diese selbst, sich in Vergnügungen und frecher Ungezogenheit zu erschöpfen.

Aber die Resultate, welche die Invasion mit sich brachte, hatten die Eigenthümlichkeit, daß Frankreich auf eine brutale Weise der Stadt Paris aufgeopfert wurde.

Im Jahr 1815 bestand die vom Kaiserreich gestiftete Centralisation in ihrer ganzen Fülle; alle Instinkte, alle Interessen, alle Leidenschaften von mehr als dreißig Millionen Menschen konzentrirte Paris in ihrer Mannigfaltigkeit,

---

*) Geschichte der Restauration von einem Staatsmann 3. Band Seite 64 und 65.

ohne sie zu schwächen; es nahm sie alle zusammen in sich auf, ohne sie zu ändern. Paris war bereits Frankreich. Die Invasion zeigte deutlich, was eine solche Centralisation Unterdrückendes haben kann; eine Stadt wurde bereichert und ein ganzes Königreich der Plünderung hingegeben. Ja, die verwüsteten Felder, die Masse ruinirter kleiner Gutsbesitzer, der in seiner Quelle vertrocknete Landbau mehrerer Provinzen, die Erdrückung wohlhabender Städte unter dem Gewichte willkürlicher Kontributionen, mit Einem Wort, Alles, was die Eroberung in ihren wildesten und rohesten Ausbrüchen kann und wagt, das repräsentiren diese Goldstücke, welche die Fremden mit höhnischer Gedankenlosigkeit in Paris verschleuderten.

Ein anderes bemerkenswerthes Resultat: wie Frankreich zum Nutzen der Mutterstadt unbarmherzig gebrandschatzt wurde, so verarmte am Ende die große Masse der Bourgeoisie zum Vortheile einiger glücklicher Kapitalisten. Die Unterhaltungskosten für die 700,000 Fremden, die auf unserm Boden lasteten, der abscheuliche Mißbrauch der Requisitionen, die Vermehrung von Auflagen aller Art, die gezwungenen Anlehen, die Milliarde, die als Kaufpreis unserer Erlösung festgesetzt worden, welche Last für die Bürger! Es ist wahr, daß man, um sich dieser Last zu entledigen, zum Kredit seine Zuflucht nehmen mußte; es ist wahr, daß die Bedingungen des mit den ausländischen Bankiers Baring und Hoppe kontrahirten Anlehens, von denen die angesehensten Pariser Bankiers ein Achtel erhielten, denjenigen, welche das Geld dazu gaben, den unermeßlichen Vortheil von 20 bis 22 % sicherten; es ist wahr, daß diese ersten finanziellen Maßregeln der Restauration den großen Kapitalisten dermaßen günstig waren, daß wenn Herr Casimir Perier in einer Broschüre den Skandal der Operation angriff, dies unter Anderm aus dem Grunde geschah, weil es nationeller gewesen wäre, sich bloß an französische Bankiers zu wenden. Erhaben über die Masse der Bürgerschaft, die sich unter der Last krümmte, schöpfte die hohe Bourgeoisie aus der öffentlichen Schmach einen Zuwachs von Kraft und Wohlhabenheit. In dieser Beziehung ist es klar, daß die Invasion gewissermaßen ein neues, den Reichsten zur Verfügung gestelltes Mittel war, um die Aermsten auszuplündern. Im Grunde nahmen die Fremdlinge, als sie später unsere Grenzen zurückpassirten, vielleicht keine große Masse Geld mit sich; aber die Masse, die sie verrückten und in unbefugte Hände brachten, war ungeheuer. Durch das Loos der Schlachten, zwischen die großen Kapitalisten und die kleinen Industriellen, zwischen die Bankiers und die Handwerker, zwischen die kühnen Spekulanten und die Arbeiter getrieben, gaben sie den ersten unter dem Titel Anlehen, was sie den zweiten als Auflage entrissen.

So hatte sich die Bourgeoisie noch nicht der Geschäfte bemächtigt, als bereits das in ihrem Busen verborgene Todesprinzip dem aufmerksamen Philosophen durch das erste materielle Ergebniß der Invasion angezeigt war.

Man denke über die Zeilen nach, die ich so eben geschrieben; sie enthalten im Keim die ganze soziale Geschichte der Bourgeoisie: die Bank, welche sich der Industrie und des Handels bemeistert, den individuellen Kredit, der den Starken nützt, den Schwachen schadet, mit einem Wort, den Grundsatz der Konkurrenz, welcher die unvermeidliche Wirkung hat, kleine Glücksgüter über den Haufen zu werfen, mittlere zu untergraben, so daß das Ganze am Ende auf eine wahre finanzielle Feudalität oder, wenn man will, auf eine Oligarchie von Bankiers hinausläuft. Bewunderungswürdiges Gesetz der Vorsehung, welche dem Verbrechen die Drohung der Züchtigung an die Seite stellte, aus dem Egoismus der Bourgeoisie den Anfang ihrer Auflösung hervorgehen ließ und mit den schmählichen Ursachen ihres Gedeihens zugleich die Ursachen ihres endlichen Unterganges anzeigte!

Aber was auch seine angeborenen Laster sein mögen, ein Regime, an das sich zahllose Leidenschaften knüpfen, stürzt nicht an einem Tage über den Haufen. Oft reichen selbst mehrere Generationen nicht hin, das Gift eines schlechten Prinzips zu absorbiren. Jedes tyrannische Regime kann mit einem Abgrunde verglichen werden, welcher mit Todten auszufüllen ist. Die grausame Operation geht langsam von Statten, denn der Abgrund ist tief.

Also und trotz einiger im Uebrigen nicht sehr augenfälliger Zeichen künftigen Verfalls war diesem mitleidlosen Regime der Konkurrenz und des Individualismus im Jahre 1815 eine lange Herrschaft versprochen. Nur begehrte diese Herrschaft vervollständigt zu werden. Die Macht der Bourgeoisie hatte ihre Wurzeln in der gesellschaftlichen Ordnung: es blieb ihr nichts mehr übrig, als in das Gebiet des Staats einzudringen. War der Individualismus zu Boden geworfen, so rief er den Liberalismus in die Höhe.

Auch beschäftigte sich die Bourgeoisie von 1815 bis 1830 lediglich und allein mit Vervollständigung ihrer Herrschaft. Das Wahlsystem zu ihrem Nutzen zu kehren, sich der parlamentarischen Gewalt zu bemächtigen, sie, wenn sie einmal erobert war, souverain zu machen, das war fünfzehn Jahre hindurch das Werk des Liberalismus, ein Werk, das sich in die Worte zusammenfassen läßt: **Das Königthum bemeistern, ohne es zu vernichten.** Also erschien, nach dem Vorübergang dieser Revolutionäre von 93, welche mit so wildem Heroismus die politische Tradition mit Füßen getreten, nach der Herrschaft eines Mannes, der, nur sein eigener Ahn, das antike Geschrei der Versammlungen zum Schweigen zu bringen versucht hatte, die Tradition auf's Neue ungebändigt und führte den durch die all=

gemeinen Reichsstände und die Parlamente so lange behaupteten Kampf gegen das Königthum mit sich zurück.

Wie viel Neues, das sich durch den natürlichen Gang der Ereignisse in diesen alten Streit eingeführt! Das Schlachtfeld hatte sich verwandelt; der Gegenstand des Kampfes war nicht mehr derselbe; der Siegespreis hatte eine andere Bestimmung, und die Kämpfer ein anderes Gesicht. Was liegt daran? Dieser neu erstehende Streit hatte etwas an sich, was die Ereignisse nicht zu verändern vermocht: seine ureigene Natur.

II.

Als man im Jahre 1830 die Bourbons fallen sah, gab man diesem Ereignisse verschiedene Erklärungen:

— Sie waren, sagte man, in Frankreich eingezogen, getragen auf den Wogen der Invasion, deren Schaum sie bildeten. — Sie hatten Frankreich zur Vasallin Europa's gemacht, und die Hand ihrer Minister war nicht verdorrt, als sie die Verträge von 1815 unterzeichnete. — Sie hatten in den Schooß des trauerumhüllten Vaterlandes Tausende von Edelleuten, eine stolze Race, und die Geistlichkeit, eine anmaßende, lüsterne Kaste, zurückgeführt. — Sie hatten mit Proskriptionen begonnen, und der Schatten Ney's erhob sich gegen sie mit der Anklage des Mordes. — Sie hielten das Schwert über das Haupt der Nationalgüterkäufer erhoben, und schon ihr bloßes Dasein war eine endlose Drohung.

Alle diese Beschwerden — wehe dem, der sie für ungegründet erklären wollte! Aber genügen sie vielleicht, um die Rolle der Bourgeoisie im Jahre 1830 historisch zu erklären? Ich antworte: Nein.

Wenn Ludwig XVIII es wagte, seine Krone auf dem Schlachtfelde von Waterloo, diesem blutgedüngten Boden, aufzuheben; wenn er in der Mitte eines englischen, russischen und preußischen Generalstabes in Paris wieder einzog; wenn er sich nicht entblödete, dem Prinzregenten von England ein moralisches Oberlehensrecht über das Erbe Ludwigs XIV und Napoleons zuzuerkennen; wenn Wellington durch ihn Marschall von Frankreich wurde; wenn, während er sich in den Tuilerien im Königthum versuchte, der Baron von Müffling, ein Fremder, zum Gouverneur seiner Hauptstadt gemacht; wenn das Museum von den Preußen ausgeplündert wurde; wenn Blücher in einem Anfall von Wuth ungestraft davon sprechen konnte, unsere Gebäude in die Luft sprengen zu lassen; wenn Alexander als der Freund des Königs von Frankreich betrachtet wurde, weil er sich begnügt hatte, die zum Andenken an unsere Siege erbauten Brücken unter den Schritten seines Heeres erdröhnen zu lassen; wenn die Verbündeten, ehe sie sich überhaupt in

Unterhandlungen mit diesem selben Könige von Frankreich einließen, die Auflösung der Loirearmee forderten und erlangten, damit Frankreich nichts mehr thun konnte, als um Gnade flehen; endlich — denn ach, sie ist sehr lang, die Liste unserer damaligen Demüthigungen — wenn unsere Feinde durch den Vertrag vom November das Recht erhielten, nicht bloß Frankreich auf seine letzten Grenzen zu reduziren, sondern auch seine Festungen niederzureißen, mit seinem eigenen Gelde neue gegen das Land zu bauen, seine Politik zu überwachen, fünf Jahre lang sein Gebiet besetzt zu halten . . . war dies alles etwa bloß das Verbrechen des Königs, der Fürsten und der Minister? Warum hatten die Repräsentanten der Bourgeoisie, die Mitglieder des gesetzgebenden Corps dem besiegten Napoleon den Degen verweigert, den er als einfacher General verlangte, um das Unglück von Waterloo wieder gut zu machen, das Vaterland zu retten oder zu sterben? Und warum hat die Pariser Bourgeoisie nicht beim Anblick der ersten Feuer der feindlichen Bivouacs das so kampfbereite Volk aufgeboten und aufschreiend und verzweiflungsvoll, wie die glorreichen Mönche von Saragossa, selbst zu den Waffen gegriffen? Aber nein: alle Thore der Stadt wurden geöffnet; die Straßen ertönten von Jubelgeschrei; in den öffentlichen Gärten wurde getanzt, und in allen Theatern begrüßte mehrere Monate hindurch der Enthusiasmus derjenigen, die in's Theater gehen, in Alexander den Halbgott der Invasion! Ich wiederhole es: die Kaufleute nahmen zehnmal so viel ein, als gewöhnlich. Von 1815 datiren sich die meisten Kaufmannsreichthümer in der Hauptstadt. Der beste Beweis, daß die Bourgeoisie im Jahre 1830 in den Bourbons nicht die von den Fremden nach Frankreich gebrachten Fürsten züchtigen wollte, ist der Umstand, daß sie Philipp, Herzog von Orleans, auserwählt und auf ihren Thron gesetzt hat. Dieser Herzog von Orleans, wie war er nach Frankreich zurückgekommen? Hatte er sich nicht auch im Nachtrab der Invasion befunden? Gerechtigkeit und Wahrheit für Alle! Hätte die Bourgeoisie im Jahre 1830 für das Königthum 1815 büßen lassen wollen, so hätte sie, sage ich, an den ältern Bourbons das Verbrechen gerächt, dessen sie sich selbst mitschuldig gemacht hatte. Das geschah nicht. Das Volk war es, das sich daran erinnerte. *)

*) Man höre, in welchen Ausdrücken Herr Villemain, der seit 1830 Minister gewesen ist, dem Kaiser Alexander zu seinem Siege von **1814** Glück wünschte, und zwar in voller Akademie am **21.** April **1814**:

„Wenn alle Herzen zum voraus eingenommen sind von diesem erhabenen Besuche, so muß ich um Verzeihung bitten, daß ich es wage, die Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen. Welcher Kontrast zwischen einem so schwachen literarischen Interesse und einem solchen Auditorium! Die Fürsten des Nordens, die in früheren Zeiten diesen selben

Konnte sich die Bourgeoisie mit mehr Grund gegen den Adel erheben? Ich habe zugegeben, daß im Jahre 1841 Ludwig XVIII das Unrecht begangen hatte, sich gar zu offen zum Kultus der alten Namen zu bekennen; aber dieses Unglück hatte er seit 1815 wieder gut zu machen geeilt. Lesen wir nicht auf der ersten Ministerliste dieser Epoche neben dem Namen Talleyrand von Perigord den Namen Pasquier, dem Advokatenadel angehörig, und die noch weniger aristokratischen Namen Chouvion-Saint-Cyr, Fouché, Louis? Herr Decazes, der so lange Zeit die Seele der Regierung unter der Restauration war, verdankte er seinen Einfluß etwa Pergamenten? Die Herren von Villèle, von Corbière, von Peyronnet, welche die letzten Jahre der Restauration mit ihrer Existenz ausfüllten, waren sie nicht beinahe ganz neue Menschen? Daß der hohe Bürgerstand einen sehr lebhaften Widerwillen gegen die Adeligen und die Priester hegte, daß er die einen unter dem Feldgeschrei: Gleichheit! mit seinen eifersüchtigen Leidenschaften, und die andern unter dem Feldgeschrei: Gewissensfreiheit und Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt! mit seinem frostigen Skeptizismus verfolgte, ist allerdings sehr wahr. Nur hätte er sich niemals freiwillig den Gefahren einer Revolution ausgesetzt, wenn es sich für ihn nur darum gehandelt hätte, den Triumph seines Skeptizismus und seiner Eitelkeit zu sichern.

Was einzelne Grausamkeiten betrifft, welche man Ludwig XVIII so sehr zum Vorwurf macht, so muß man zugeben, daß der Stempel, den sie in

Sitzungen anwohnten, haben sie es wohl vorausgesehen, daß eines Tages ihre Nachkommen durch den Krieg hieher geführt werden sollten? Das sind die Revolutionen der Reiche, aber für großherzige Seelen ändert sich die Macht der Künste nicht. Vor dem Bilde der Künste bleiben die bewaffneten Monarchen stehen, wie die reisenden Monarchen. Sie ehren es in unsern Denkmälern, im Genie unserer Schriftsteller und in dem umfassenden Ruhme unserer Gelehrten. Die Beredtsamkeit oder vielmehr die Geschichte wird diese literarische Urbanität feiern, während sie diesen Krieg ohne Ehrgeiz, diesen unverbrüchlichen und uneigennützigen Bund, dieses königliche Opfer der theuersten Gefühle, der Ruhe der Nationen und einer Art europäischen Patriotismus dargebracht, erzählen muß. Der tapfere Erbe Friedrichs hat uns bewiesen, daß die Wechselfälle der Waffen einen wahren König nicht vom Thron herunterwerfen; daß er sich, gestützt auf die Arme seines Volks, immer edel wieder erhebt und unüberwindlich bleibt, weil er geliebt ist. Die Großherzigkeit Alexanders führt unsern Augen eine jener antiken Seelen wieder vor, deren Leidenschaft Ruhm war. Seine Macht und seine Tugend verbürgen Europa langen Frieden. Sein Heldengeist, geläutert durch das Licht der modernen Zivilisation, erscheint würdig, die Herrschaft derselben zu verewigen, würdig, zu erneuen, ja zu verschönen das Bild des kaiserlichen Philosophen Marc Aurel, würdig endlich, auf dem Throne die bewaffnete Weisheit einer Macht zu zeigen, so groß wie die Wünsche, welche sie für das Glück der Welt hegt."

der Geschichte behalten haben, ihnen hauptsächlich durch die Umstände aufgeprägt worden ist.

„Morgens 9 Uhr *) — sagt ein Historiker der Restauration — stieg Ney, mit einem blauen Frack angethan, in einen Miethwagen. Er hatte Herrn von Semonville um eine Flasche Bordeaux bitten lassen und sie getrunken. Der Großreferendar begleitete den Marschall bis an den Fiaker. Der Pfarrer von Saint-Sulpice saß ihm zur Seite, zwei Gensdarmerieoffiziere vorn auf dem Wagen. Der Trauerzug ging durch den Garten des Luxembourg auf der Seite des Observatoriums. Draußen vor dem Gitterthor schlug er sich links und machte fünfzig Schritte weiter unter den Eingangsmauern Halt. Sobald der Wagen stehen blieb, stieg der Marschall schnell heraus, stellte sich acht Schritte von der Mauer und sagte zu dem Offizier: „Ist es hier, mein Herr?“ „Ja, Herr Marschall.“ Jetzt nahm Ney seinen Hut mit der linken Hand ab, legte die rechte auf sein Herz und rief den Soldaten zu: „Kameraden, schießt auf mich!“ Der Offizier gab das Signal zum Feuern, und Ney fiel, ohne irgend eine Bewegung zu machen.“

Was bei dieser schauderhaften Exekution den peinlichsten Eindruck machte, ist das im Finstern Schleichende, Unheimliche. Keine Volksmenge ist da im letzten Augenblicke; man hat sie getäuscht: sie ist auf der Ebene von Grenelle. Michel Ney, ein Marschall von Frankreich, der Fürst von der Moskowa, der Herzog von Elchingen, wird an einem stummen, öden Ort, am Fuße einer Mauer von Soldaten erschossen, die sich auf Befehl einer, vor ihrer eigenen Gewaltthat bangenden Regierung versteckt hatten. Dieß erklärt, warum die ersten Grausamkeiten der Restauration eine Feuerspur in den Herzen zurückließen. Ney hatte gegen Ludwig XVIII den Degen gekehrt, den er 1814 zu seiner Vertheidigung von ihm empfangen hatte: das ist keine Frage. Es ist wahr, er war durch eine schützende Kapitulation gedeckt, aber das Schwert der Reaktionen läßt sich wegen solcher Kleinigkeiten nicht Einhalt thun. Ueberdies war es seit einem halben Jahrhundert nichts Neues, seine Feinde zu tödten. Das Jahr 93 hatte den Henker müde gemacht. Aber die Streiche, welche die Revolution geführt, hatten ihre Erklärung und mehr als ihre Entschuldigung in den Nothwendigkeiten einer unerhörten Lage. Das Geräusch des Beiles im Jahre 93 verlor sich im Geschrei des Forums und in dem allgemeinen Sturm. Hier war nichts der Art. Man versammelte sich, um zu tödten, und eine ganze Nation stand schweigend um die Henker herum. Dem sei, wie ihm wolle, wenn die Bourgeoisie darüber empört war, so war ihre Entrüstung ge-

*) Geschichte der Restauration, von einem Staatsmanne, Band 3, Seite 404.

wiß eine uneigennützige, weil Ney und Labedoyère als Opfer einer, durch die eigene Mitwirkung der Bourgeoisie bekämpften und überwundenen Idee starben, weil sie als Opfer des Kaiserreichs, weil sie als Opfer der hundert Tage starben. Napoleon hatte den Herzog von Enghien in den Laufgräben von Vincennes erschießen lassen: Ludwig XVIII gab Napoleon Mord mit Mord heim, eine Art von Nacheiferung, welche den Herrn der Welt gar trefflich ansteht! Aber dies ist alles. Hat die Bourgeoisie vielleicht am Tage nach der Julirevolution, damals, als sie allmächtig war, ihrem Könige die Rehabilitirung Ney's vorgeschrieben? Und warum hat sie es nicht gethan?*)

Ich komme an einen andern Punkt: das Interesse der Nationalgüterkäufer. Diese Frage war wichtiger für die Bourgeoisie, denn es war nicht mehr bloß eine Sache des Gefühls und der Menschlichkeit. Auch hütete man sich wohl, die Interessen in dieser Beziehung in Aufruhr zu setzen. Ludwig XVIII, der so viele Fehler beging, beging wenigstens diesen nicht. In seiner Erklärung von Saint-Ouen versicherte er, die Besitzer der Nationalgüter sollen nie beunruhigt werden. Was sage ich? Hat selbst die Kammer von 1815, so trunken sie von Aristokratie war, die Kühnheit ihrer gegenrevolutionären Leidenschaften jemals so weit getrieben? Man erinnere sich an das Gesetz über aufrührerisches Geschrei. Dieses Gesetz sprach im Artikel 5 eine Strafe für jedes Wort aus, das geeignet wäre, die Besitzer von Nationalgütern zu erschrecken. „Wozu diese Maßregel?“ rief damals der

---

*) In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, heute, den 7. März 1841, verkündigen die Journale, daß der Sohn des Marschalls Ney sich entschlossen hat, seinen Sitz in der Versammlung einzunehmen, die beinahe einstimmig das Todesurtheil über seinen Vater gesprochen. In dem Briefe, worin er die Motive dieses Entschlusses erklärt, lese ich:

„Der Sohn des Marquis von Strafford nahm seinen Sitz im Oberhause nicht eher ein, als bis er die Zurücknahme des Beschlusses ausgewirkt, der unter der Regierung Karls I seinen Vater ungerecht verurtheilt hatte.“

„Weniger glücklich als er, oder weniger gut bedient durch die Umstände und den Stand unserer Gesetze, ist es mir nicht vollständig gelungen, eine heilige Pflicht zu vollziehen, für die ich gleichwohl seit 1831 ohne Unterlaß und mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln gearbeitet habe.“

„Meine Anstrengungen bei den verschiedenen Ministerien, die sich während dieses Zeitraums folgten, sind jederzeit an Unstatthaftigkeitseinwendungen gescheitert, entnommen, sei es nun den Lücken unsers Codex in Revisionsangelegenheiten, sei es den Nachtheilen, welche die Heraufbeschwörung gewisser Erinnerungen, deren sich die Leidenschaften unfehlbar bemächtigen würden, für die öffentliche Sicherheit haben könnte.“

„Was soll ich sagen? So kämpfe ich ohne Erfolg seit 10 Jahren!“

Das hat die Regierung der Bourgeoisie dem Andenken des Marschalls Ney aufgespart.

Vicomte von Chateaubriand in voller Pairie — „Um ein Schweigen aufzuerlegen, das in Ermangelung der Menschen die Marksteine der Güter brechen würden, deren Besitzer man beruhigen will." Verwegene Worte, deren Verwegenheit aber Herr von Chateaubriand trotz aller seiner Beredtsamkeit selbst in einem Augenblick, wo die Gegenrevolution sich bis zur Ungezogenheit kühn zeigte, nicht geltend zu machen vermochte. Wenn also das Interesse der Nationalgüterbesitzer so oft von der liberalen Polemik in Anregung gebracht wurde, so geschah dies bloß, weil es dieser nicht ganz aufrichtigen Polemik eine Waffe zum Kampf lieferte. Und wenn man mir die Milliarde der Emigrirten entgegenhält, so werde ich antworten, daß die Bourgeoisie diese Kriegserklärung nicht abgewartet hatte, um sich unversöhnlich zu zeigen; ich werde ferner antworten, daß dieser contrerevolutionäre Akt erst nach der Wahl des Königsmörders Abbé Gregoire, erst nach der Ermordung des Herzogs von Berry beschlossen wurde, d. h. erst als die Monarchie, auf's Aeußerste getrieben, sich endlich entschloß, alles gegen ihre Feinde zu wagen, weil sie wohl einsah, daß ihre Feinde alles gegen sie wagen würden. Ueberdies lasse man ja nicht aus dem Auge, daß die Entschädigungsmilliarde, wenn sie die Grundsätze von 98 verurtheilte, auf der andern Seite auch eine Bürgschaft für die Nationalgüterbesitzer und der Kaufpreis ihrer Sicherheit war. Wenn diese Entschädigung bezahlt war, so waren die Besitzer auf immer gegen jede Verfolgung geschützt, und wer sich am meisten zu beklagen hatte, das waren alle diese armen Handwerker, alle diese Arbeiter, alle diese Kinder des Volks, von denen die Emigration ihren Tribut erhob, obgleich sie niemals an dem an ihnen begangenen Raube hatten Theil nehmen dürfen.

Indem ich nun auf das zurückkomme, was ich beweisen wollte, wiederhole ich, daß der Kampf, der 1815 begonnen hatte, zur Revolution von 1830 führen mußte, weil er nichts war, als eine zum Vortheil der Bourgeoisie sich entscheidende Fortsetzung des Kampfes, den die allgemeinen Reichsstände schon vor 1789, wiewohl ohne Glanz, ohne Kraft, ohne Konsequenz, gegen das monarchische Prinzip geführt hatten.

Kann die Gesellschaft zwei Köpfe haben? Ist die Souveränetät theilbar? Liegt nicht zwischen der Regierung durch einen König und der Regierung durch eine Versammlung ein Abgrund, der sich mit jedem Tage tiefer zu höhlen strebt? Und sind nicht überall, wo dieser Dualismus Statt findet, die Völker verdammt, jammervoll zwischen einem 10. August und einem 18. Brumaire einherzutreiben? Am Tage, wo Ludwig XVIII sich auf den Thron setzte, wurde ihm dieses Problem vorgelegt, wie es während der hundert Tage Bonaparte vorgelegt worden war. Und da die soziale Macht der Bourgeoisie angehörte, so mußte sich natürlich die Frage zu ihren Gunsten entscheiden. Die Hindernisse, welche das Königthum während der Restau-

ration zu bekämpfen hatte, die zahllosen Feindseligkeiten, die sich auf seinem Wege gruppirten, die Stürme, die es umsausten, diese Art Volksbeben, von dem es 1830 über den Haufen gestoßen wurde, schrieben sich alle daher.

Wäre es nur wenigstens möglich gewesen, zwischen dem Königthum und der Kammer eine vermittelnde Macht zu schaffen! Aber nachdem die Rechte der Aftererbsatzung (Substitution) auf immer abgeschafft, die Theilung der Güter eine unvermeidliche Thatsache geworden, die Aristokratie dreimal besiegt war, was vermochte da eine Pairie? Die von 1815 stellte weiter nichts vor als eine Anhäufung von Ruinen und war in Wirklichkeit nichts anderes, als die lebendige Geschichte eines Viertel-Jahrhunderts von Verräthereien. Man achtete sie so gering, daß Ludwig XVIII sie ganz einfach als ein Mittel betrachtete, „den Leuten seines Hofstaates bei der Geburt ihres Erstgeborenen einen Ring an den Finger zu stecken." So viel ist wahr, daß das Personal der Pairie im Jahre 1815 ohne Bedenklichkeit und ohne Scham umgemodelt wurde. Man kassirte Pairs von Frankreich und schuf dafür neue; der Pairstitel wurde eine Art Belohnung oder Aufmunterung für das hohe Gesinde des Schlosses. Und nach allem diesem hielt sich Herr von Talleyrand für einen großen Staatsmann, weil er es dahin gebracht, daß eine solche Pairie als erblich erklärt wurde. Welche Armseligkeit der Gesichtspunkte! Als der Sohn des Lords Chesterfield seine Rundreise an die verschiedenen Höfe Europa's antrat, sagte sein Vater zu ihm: „Geh' hin, mein Sohn, geh' hin und besieh' Dir's, von was für Menschen die Welt regiert wird." Ich begreife diese Verachtung.

Ja, die Regierung der Restauration war noch nicht am Werke, als sich bereits die nothwendige Rivalität dieser zwei Gewalten, des Königthums und der Kammer, als der wesentlichste und wichtigste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und Sorgen herausstellte. Und man sehe, welche Umstände den Kampf ankündigen und vorbereiten! Als die Wahlen beginnen, theilen zwei Männer die ministerielle Gewalt unter sich, Talleyrand und Fouché: dieser gewandt, scharfsichtig, ein abgefeimter Intrigant, im Besitz des Vertrauens der Bourgeoisie und wohlbewandert in der Kunst, unreine Triebfedern zu handhaben; dem andern fehlte es eben sowohl an intellektueller als moralischer Tüchtigkeit, allein er galt für einen großen Herrn ohne Vorurtheile und erfreute sich eines unermeßlichen Rufes als Staatsmann, weil die Niederträchtigkeit ihre Triumphe hat, die jeder gewöhnliche Geist mit denen der Geschicklichkeit verwechselt. Zwischen diesen zwei Männern ist die Feindschaft klar und offenkundig; Jedermann sieht, Jedermann sagt es, und dies scheint die Klippe zu sein, an der sich das Ministerium zerschlagen muß. Doch nein, es wird sich auflösen, aber seine Auflösung wird das erste Zeugniß

für die Macht der bürgerlichen Interessen und die unwiderstehliche Kraft des Wahlprinzips sein.

Was Fouché zu einem nothwendigen Minister gemacht hatte, weiß man. Er konnte folglich nur fallen, um einem Manne Platz zu machen, der gleich ihm die Fähigkeit besaß, die Interessen und Leidenschaften der Bourgeoisie bei der Gewalt zu vertreten. Diejenigen, welche das außerordentliche Glück des Herrn Decazes nur der persönlichen Zuneigung Ludwigs XVIII zugeschrieben, scheinen mir den Grund der Dinge nicht durchdrungen zu haben. Herr Decazes war plebejischen Ursprungs. Kein Band konnte ihn an die Regierung großer Herren knüpfen. Er liebte das Geld, denn er kannte seinen Werth; er liebte die Gewalt und er errieth ihre Bedingungen. Scharfblick, Geschmeidigkeit, Thätigkeit, Skeptizismus, subalterner Ehrgeiz — er besaß an guten und an schlechten Eigenschaften so viel, als nothwendig ist, um zu wissen, auf welcher Seite sich die Macht befindet, und sich ihrer zu bemeistern. Der Liberalismus auf seinem minder erhabenen Standpunkte konnte keine wahrere Personifikation finden. Herr Decazes war ein Fouché im verkleinerten Maßstabe.

Gerade das ist es, was Herrn Decazes in den Augen der Bourgeoisie geeignet machte, Fouché zu ersetzen. Auf der andern Seite hatte er sich aus Veranlassung des staunenswürdigen Marsches Napoleons nach Paris am 20. März geäußert: „Man erwirbt die Legitimität nicht im Wettlauf," und abgesehen von diesem Glaubensbekenntniß zogen ihn die Royalisten dem Herzoge von Otranto vor, weil seine Kleider wenigstens nicht nach Blut rochen.

Auf diese Art wurde Herr Decazes auf den Gipfel der Ehren getrieben, und Fouché fiel, indem er einen seiner würdigen Nachfolger zurückließ. Ludwigs XVIII persönliche Neigung für den neuen Minister förderte sein Glück, erklärt es aber nicht; Herr Decazes war liberal, und darin lag seine Kraft. Die Zeit der Günstlinge war vorüber, und hätte Herr Decazes keine andere Stütze gehabt als dieses königliche Wohlgefallen, das sich durch Schmeichelei erhaschen und erhalten ließ, so hätte sich sein Einfluß, wie der des Herrn von Blacas, niemals über die Antichambre-Herrschaft hinaus erstreckt.

Aber neben diese auffallende Thatsache, die plötzliche Erhebung des Herrn Decazes, stellt sich ein nicht minder charakteristisches Faktum, der Sturz des Ministeriums Talleyrand. Warum sinkt dieses Ministerium zusammen? Weil die ersten Wahlmännerwahlen eine dem Ministerium feindselige Kammer ankündigen. Herr von Talleyrand fürchtet eine gar zu lebhafte Opposition; er geht zum König und fragt ihn, ob das Kabinet in dem Kampfe, der sich vorbereite, vollkommen auf die Unterstützung

der Krone rechnen dürfe. Ludwig XVIII, schon lange eifersüchtig auf den Ruf des Fürsten, stellt sich durch die in dieser Aengstlichkeit versteckte Anmaßung beleidigt, und zum großen Erstaunen des ganzen Hofes löst er das Ministerium auf und übergibt das Schicksal des Königthums in Frankreich den kraftlosen Händen des Herzogs von Richelieu. Muß man diese Sachen nicht sehr merkwürdig finden? Ein Bürgerlicher, ein Liberaler, Herr Decazes wird das Haupt der royalistischen Regierung; gleich im Anfang wird das erste Ministerium der Restauration schon durch die bloße Annäherung der Kammer und gewissermaßen durch den Schatten des Wahlprinzips über den Haufen geworfen; dieser Sieg wird am Tage vor der Schlacht erfochten: klingt nicht dies alles, wie eine Offenbarung dieser Macht, deren vollständige Entwicklung in politischer Beziehung die fünfzehn Jahre der Restauration sein sollten?

Diese unüberwindliche Macht des Wahlprinzips, als Entwicklungsmittel zum Nutzen der Bourgeoisie betrachtet, diese Macht wurde von den intelligenteren Royalisten so deutlich geahnt, daß einige von ihnen unglaubliche Anstrengungen machten, um Fouché bis zur Einberufung der Deputirten am Ruder zu erhalten; Zeuge Herr von Vitrolles, der unaufhörlich sagte: „Ehe ihr Fouché wegschickt, erwartet doch die Kammer!“

Aber noch bezeichnender ist das, was folgt. Die Wahlen sind zu Ende, die Kammer versammelt sich. Wer über den Charakter aller Reaktionen nachgedacht hat, weiß recht gut, warum diese Kammer sich für ausschließlich royalistisch ausgeben mußte. Man sprach von nichts als vom Könige; Treue gegen den König war die Tugend der Epoche; nach der offiziellen Sprache zu schließen, wäre Frankreich nie vollständiger monarchisch gewesen, und nichts gleicht dem Enthusiasmus, der in der Versammlung losbrach, als Herr von Vaublanc rief: „Die unermeßliche Majorität der Kammer will ihren König.“ Aber wie! diese so ausgezeichnet royalistische Kammer beginnt mit einer Reihe lebhafter Angriffe auf das Königthum. Der erste Gesetzesentwurf, *) den der Siegelbewahrer der Kammer vorlegt, wird mit vielfachem Gemurre angehört und nur mit Modifikationen, die ihn gänzlich entstellen, angenommen. Eine glänzende Einweihung der Initiative der Versammlung! Und mit welchem Eifer sucht nicht die Initiative von Stund an Gelegenheit, sich geltend zu machen! Da mag es sich nun um das von Herrn Decazes vorgelegte Gesetz über die Suspension der individuellen Freiheit, oder um den vom Herzog von Feltre eingebrachten Entwurf über die Prevotalgerichte handeln, die Kammer glaubt sich berufen, nicht bloß die Arbeit der Minister zu verbessern, sondern sie gänzlich umzuändern. Sie

*) Der Gesetzesentwurf über aufrührerisches Geschrei.

allein hält die politische Bühne besetzt; sie allein regiert. Hat man je seit dem Konvent eine gewaltthätigere, herrischere, von dem Gefühl ihres Rechtes trunkenere Versammlung gesehen? Sie hört, daß der König die Ordonnanz vom 24. Juli legalisiren lassen will, welche die royalistische Rache auf neunzehn ausgezeichnete, den Gerichten übergebene Köpfe und auf achtunddreißig Personen, über welche das Verdammungsurtheil gesprochen ist, beschränkte. Bei dieser Nachricht geräth sie in die höchste Wuth, und damit das Amnestiegesetz nicht gar zu nachsichtig werde, bemächtigt sie selbst sich der Initiative und ursurpirt somit das persönlichste aller Vorrechte des Königthums! Kann man sich etwas Hochmüthigeres denken? Und gibt es einen entschiedeneren Akt der Souveränetät, als dieser Gesetzesentwurf des Herrn von Labourdonnaye, der mit einem und demselben Schlage sämmtliche Marschälle, sämmtliche Generäle, sämmtliche Präfekten, sämmtliche hohe Beamte, die zur Rückkehr Bonaparte's mitgewirkt, ächtete; der alle Königsmörder, welche die Zusatzakte unterzeichnet, zur Strafe zog; der alle Mitglieder der Familie Bonaparte vom vaterländischen Boden ausschloß; der das Vermögen so vieler Bürger mit Sequestration belegte; der mit einem Worte die richterliche Gewalt zur Dienerin der gesetzgebenden Gewalt machte? Diese großartige Anmaßung sanktionirt indessen die Versammlung unter den Augen des Königs, welcher förmlich erklärt hatte, daß er in die Proskription der Königsmörder nicht willigen werde.

Man hat gesagt, Ludwig XVIII sei hierin nicht aufrichtig gewesen, er habe die Königsmörder im Grunde verabscheut und sich den Anschein, sie schützen zu wollen, bloß gegeben, um die ganze Gehässigkeit der Proskription auf die Kammer zu schieben. Mag sein. Aber er hatte sich laut ausgesprochen, und seine Minister bekämpften in seinem Namen die Entwürfe der Kammer mit der äußersten Lebhaftigkeit. Man denke sich die Wirkung, die ein so heftiger, erklärter Kampf auf die öffentliche Meinung hervorbringen mußte, wie es sich auch im Uebrigen mit den geheimen Gedanken und der Heuchelei der Kämpfenden verhalten mochte! Eines Tags kommt der Herzog von Richelieu und sagt der Kammer: „Der König hat sich über Ihre verschiedenen Vorschläge und Ihre zweckgemäßen Berathungen Bericht erstatten lassen. Das Testament Ludwigs XVI schwebt ihm beständig vor Augen.“ Und als die Kammer diese Worte vernimmt, bleibt sie unbeweglich, stumm; Drohung steht auf allen Gesichtern: das Ministerium muß zu langen Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen, um die Versammlung freundlicher zu stimmen. Endlich willigt sie in die blutigen Kategorien des Herrn von Labourdonnaye, aber auf der Verbannung der Königsmörder besteht sie, nachdem sie den faktiös royalistischen Ausruf des Herrn von Bethisy: „Es lebe der König, und wenn —!“ mit Bravos übertäubt

hat. Und wenn! Der Kampf der beiden Prinzipien machte sich sogar in dem glühenden Royalismus der Versammlung Luft.

Dies ist noch nicht Alles: das Wahlgesetz wird der Kammer vorgelegt. Zwei Systeme kommen in Vorschlag: das eine stellt in jedem Bezirk ein Wahlkollegium auf und gibt dem König das Recht, jedem Wahlkollegium Friedensrichter, Maires, Generalvikare, Steuereinnehmer, Pfarrer u. s. w. beizugesellen; das andere setzt zum Vortheil der Reichen die Wahl nach zwei Abstufungen fest. Die Alternative ist furchtbar. Siegt das erste System, so hat das Königthum die Wahlen in seiner Hand und entwächst aller Zucht. Triumphirt hingegen das zweite, so ist es verloren; die parlamentarische Gewalt hat kein Gegengewicht mehr; der ungleiche Kampf zwischen Pym und Karl I, zwischen Robespierre und Ludwig XVI, zwischen Lafayette und Bonaparte beginnt auf's Neue, um fortzuwähren; das Königthum ist auf dem Wege der Abgründe. Und nun — das dem Königthum tödtliche System ist es, das bei der ultraroyalistischen Kammer von 1815 Gnade findet. Welcher Stoff zu Betrachtungen!

Möglich, daß diese Kammer nur dem Ministerium zu Leibe gehen wollte, nicht dem Königthume; daß sie die parlamentarische Allmacht aus Taktik proklamirte, nicht aus Prinzipien; daß sie aus der Wahlgewalt nur deshalb einen unwiderstehlichen Hebel machen wollte, weil sie gerade in ihren Händen war. Und was beweist dies anderes, als daß die großen Ereignisse Gesetzen gehorchen, durch welche die Ränke des Egoismus und die ganze Strategie der Leidenschaften vereitelt werden? Was liegt der Geschichte an dem, was die Kammer von 1815 gewollt hat? Nur das bleibt, was sie gethan hat. Nun, sie hat den Grundsatz der unumschränkten Souveränetät der Versammlung ausgesprochen, und sie ist es, die, ohne es selbst zu wissen, die Prämissen des Syllogismus gesetzt hat, dessen Schluß nach fünfzehnjährigen Kämpfen das Jahr 1830 gezogen.

Deswegen lag schon die ganze Julirevolution in der famösen Ordonnanz, welche die unauffindbare Kammer auflöste.

Gleichwohl appellirte Ludwig XVIII durch die Ordonnanz vom 5. September nur an neue Wahlen und an eine neue Wahlmethode. Im Grunde hieß dies zu Gunsten des Königthums diesem auch in England anerkannten und gültigen Auflösungsrechte Gesetzeskraft geben, diesem Kronen beschützenden Rechte, das aber gewiß nicht zu viel in sich begriff, da es nicht verhindert hatte, daß der zweite Stuart auf dem Schaffot seinen Tod fand. Welchen Eindruck brachte jedoch dieser so auffallend monarchische Akt hervor? Diejenigen, welche man die Ultraroyalisten nannte, waren bestürzt; diejenigen, die man die Liberalen nannte, jubelten. Das Gegentheil hätte Statt finden müssen, wenn es in Frankreich wirklich auf der einen Seite Freunde der

Monarchie, auf der andern Freunde der Freiheit gegeben hätte. Aber nein: die Ultraroyalisten verwünschten die Ordonnanz vom 5. September, weil sie eine Kammer aufhob, in der sie herrschten, und opferten somit einem augenblicklichen Interesse der Stellung alle Grundsätze der Monarchie. Die Liberalen dagegen empfingen dieselbe Ordonnanz mit lauter Freude, weil die parlamentarische Gewalt, die dadurch geschlagen wurde, ihnen noch nicht gehörte, und opferten somit einem augenblicklichen Interesse der Stellung alle Interessen der Freiheit.

Wirklich entsprachen die Worte hier den Ideen nicht. Unter diese Benennungen Liberale und Royalisten versteckten sich Interessen, welche in Wirklichkeit weder die der Freiheit, noch die der Monarchie waren.

Der wahre Zwiespalt, welcher in Frankreich Statt fand, war der: Die Einen wollten, die Nation sollte sich vorzugsweise dem Ackerbau zuwenden, die Kultur im Großen sollte wiederhergestellt und das große Besitzthum durch Afterlehen und das Erstgeburtsrecht wieder eingeführt werden; die Geistlichkeit sollte mit den Staatswaldungen entschädigt, die administrative Zentralisation aufgehoben, mit einem Worte das Land wieder unter das aristokratische Regime gestellt werden, dessen Grundfeste die Bourgeoisie mit Hülfe der Könige über den Haufen geworfen hatte. Die Ideen der Andern waren diesen schnurstracks entgegengesetzt. Die ersten waren im Allgemeinen Adelige, Emigranten, geistliche Würdeträger, Sprößlinge alter Familien; sie bildeten, was man die feudale Partei hätte nennen können. Die zweiten waren Söhne von Parlamentsanhängern, Bankiers, Fabrikanten, Kaufleute, Nationalgüterbesitzer, Aerzte, Advokaten, die Bourgeoisie.

Um die Worte bei Seite zu lassen und auf den Grund der Dinge einzugehen, so drehte sich der Kampf also bloß um die Ideen der Feudalität und die Interessen der Bourgeoisie. Nun, die Abkömmlinge derer, welche die monarchische Zentralisation durch Karl den Kühnen so feindselig bekämpft, der Graf von Soissons, Montmorency, Cinq=Mars, waren sicherlich nicht royalistischer, als die Söhne derjenigen, welche durch die Jansenisten, die Magistratur und die Philosophen die Throne so gewaltig erschüttert hatten. In den Augen der feudalen wie in den Augen der bürgerlichen Partei war das Königthum mehr ein Werkzeug, als ein Prinzip. Damals, als es der Bourgeoisie seine Unterstützung zuwandte, mußte sich also die feudale Partei hinter der parlamentarischen Gewalt verschanzen und die Sprache der öffentlichen Freiheiten sprechen. Als es sich dagegen den Absichten und Leidenschaften der feudalen Partei zuwandte, so war es an der Bourgeoisie, den Thron im Namen der Freiheit anzugreifen. So erklären sich die Widersprüche und Anomalieen, aus denen die politische Bewegung der Restauration zusammengesetzt ist.

Im Jahre 1816 konnte die Bourgeoisie beinahe sagen, sie sitze neben Ludwig **XVIII**, den sie durch Herrn Decazes beherrschte, auf dem Throne. Deshalb fingen die sogenannten Ultraroyalisten an, die königliche Gewalt abzunützen, und wurden sämmtlich Doktoren des Liberalismus. Da war es Herr von Villèle, der sich über den unkonstitutionellen Einfluß des Königs auf die Wahlen vom Pas = de = Calais beklagte. Da waren es die Herren von Castelbajac und von Labourdonnaye, die auf der Tribüne die Vertheidigung der Preßfreiheit und der persönlichen Freiheit übernahmen. Wer erinnert sich nicht der Petition des Herrn Robert und der stürmischen Debatten, die sie veranlaßte? Wie! man hatte es gewagt, über Herrn Robert eine willkürliche Haft zu verfügen! Man war so weit gegangen, sein Journal zu unterdrücken! Was sollte aus der Presse werden, wenn es der Gewalt frei stand, so furchtbare Streiche zu führen? Von welchen Gefahren wurde die Gesellschaft nicht bedroht, wenn man dem Regiment der Willkür diese Elastizität gab? Solche Reden hallten vom einen Ende Frankreichs zum andern wieder. Und von wem wurden sie gehalten, diese Reden? Von den Ultraroyalisten. Dabei ist zu bemerken, daß die übermäßige Strenge gegen Herrn Robert ihre Quelle in einer Flugschrift hatte, die, wie man allgemein glaubte, aus seinen Pressen hervorgegangen war, und in welcher die königliche Majestät im Kothe herumgezogen wurde.

Während dieser Zeit spielten die Liberalen folgende Rolle. Herr Decazes war beschäftigt, das System der Censur, der Präventivhaft, der Ausnahmsgesetze vorzubereiten, der Kammer vorzulegen, zu unterstützen und von seinen Freunden unterstützen zu lassen. Herr Villemain führte eine ängstliche Oberaufsicht über die Presse und unterdrückte Journale zu seinem Zeitvertreib. Herr Royer = Collard, der für keinen Ultraroyalisten galt, sprach sich laut für den Vorrang der königlichen Gewalt aus und gab Herrn von Castelbajac bei der Preßfreiheitsfrage die Antwort: „Man darf nicht verkennen, daß da, wo es Parteien gibt, die Journale aufhören die Organe der individuellen Ansichten zu sein, daß sie sich vielmehr den Interessen widmen, die sich ihrer bemächtigen, dadurch zu Werkzeugen ihrer Politik, zum Tummelplatze ihrer Kämpfe werden, und ihre Freiheit also weiter nichts ist, als die Freiheit der entfesselten Parteien."

Kam das Wahlgesetz vom 5. Februar 1817, welches die Departementswahlen nach einer einzigen Abstufung und mit Zugrundelegung eines Census von 300 Franken festsetzte. Eine vom Ministerium veröffentlichte Statistik machte bekannt, daß die Zahl der Bürger, welche 300 Franken Abgabe, die für Patente mit eingerechnet, bezahlten, 90,878 betrug. Das Gesetz vom 5. Februar 1817 gab also die parlamentarische Macht dem reichen Bürgerstande preis. Auch sah man alsbald die Rollen wechseln. Je mehr sie

im Parlament die Oberhand bekam, um so kräftiger trat die Bourgeoisie gegen das Königthum auf, dessen sie nicht mehr bedurfte, und fing an dieselben Freiheiten zu vertheidigen, deren Vertheidigung sie vor dem Gesetz vom 5. Februar der feudalen Partei überlassen hatte. Man mußte das Gesetz über die Präventivverhaftungen zurücknehmen, man mußte die Censur abschaffen, und das Polizeiministerium wurde so augenscheinlich eine Sinekur, daß Herr Decazes selbst aus Schamgefühl seine Aufhebung verlangen mußte. Aber je mehr sich das monarchische Prinzip vor ihr demüthigte, um so höher steigerte diese Bourgeoisie, die es im Anfang so lebhaft vertheidigt hatte, ihre Forderungen. Während die Politiker des Pavillon Marsan den König mit ihren Intriguen zu umspinnen suchten, untergruben die Schriftsteller der Bourgeoisie ohne Unterlaß die Grundlagen des Thrones. Die Polemik der Minerva wurde von Tag zu Tag feindseliger. Bereits legte man den Wählern die Kandidatur von Bürgern vor, die, wie Herr Voyer d'Argenson, durch herbe Unabhängigkeit bekannt waren. Die Wahlen von 1818 enthielten die ganze Bedeutsamkeit dieser Bewegung: Manuel wurde in der Vendee an zwei Orten gewählt, und die Sarthe schickte auf die Bänke der Kammer den berühmtesten aller Feinde der königlichen Familie, Herrn von Lafayette.

Was hatte also die feudale Kammer von 1815 gethan, als sie der parlamentarischen Gewalt so viele Kraft und einen solchen Schwung gab? Sie hatte mit eigenen Händen ein scharfes, blitzendes Schwert für die Bourgeoisie geschmiedet. Die Geschichte, wenn man sie mit Aufmerksamkeit ergründen will, zeigt sich voll von solch' hohen Lehren. Aehnlich gewissen Mönchen, die wenigstens für sich das Bewußtsein ihres Nichts haben, wenden die Parteien oft ihr Leben dazu an, sich selbst eine Grube zu graben. Ich sehe es gerne an, mit welchen Mienen gewisse Menschen über die Bühne der Welt schreiten: sie bilden sich ein, den Gesellschaften ihren Impuls zur Bewegung zu geben, während sie nur ihre eigene Ohnmacht um ihre eigene Achse herumdrehen; sie schrauben sich zur Unsterblichkeit hinauf und möchten gerne dem lieben Gott das Weltregiment für die Zukunft abnehmen. Närrischer Ehrgeiz! Gott allein schreitet mitten durch die aufgeregten Generationen hindurch.

Inzwischen fing Europa an, sich über den Stand der Dinge zu beunruhigen. Die fremden Souveräne hatten Frieden in unserm Lande zu stiften geglaubt, indem sie die Herrschaft der Charte und den politischen Dualismus einführten, den sie begründet. Der Irrthum war groß. Endlich merkten sie es. Herr von Richelieu, der zum Kongreß von Aachen abgereist war, brachte von da lebhafte Besorgnisse über die der Monarchie vorbehaltene Zukunft mit: es handelte sich um Abänderung des Wahlsystems. Unglück-

licherweise lag die Gefahr, gegen die man sich auf dem Kongreß von Aachen so stark ereifert hatte, nicht im Gesetz vom 5. Februar. Um den Thron zu befestigen und über alle Stürme zu erheben, hätte man in Frankreich, wenn es möglich gewesen wäre, nicht diese oder jene Wahlkombination, sondern die Wahlgewalt selbst vernichten müssen. Denn, in welche Hände man auch diesen furchtbaren Hebel legen wollte, es war unmöglich, daß das Königthum lange seiner Wirkung widerstand. Die Wahlmacht andern übertragen, hieß dem monarchischen Prinzip andere Feinde geben, aber nicht es retten.

Das hatten weder die Souveräne, noch Herr von Richelieu, ihr Repräsentant und Organ im Ministerrathe, begriffen. Im Uebrigen waren Herrn von Richelieu's Versuche, das Gesetz vom 5. Februar umzustoßen, vergeblich, und hatten, wie man weiß, kein anderes Resultat, als daß sie seinen Sturz beschleunigten: Herr Decazes, sein Kollege und sein Rival, Herr Decazes, dessen Verbannung er verlangt hatte, blieb in der Gewalt und berief den General Dessole an seine Seite. Das Wahlrecht aufrecht zu erhalten war der Zweck des neuen Ministeriums, oder mit andern Worten, die Monarchie wählte Minister, deren Programm die Vernichtung der Monarchie war.

Ohne Zweifel kam ein solcher Gedanke Niemanden. Die Bourgeoisie selbst hatte bei ihrem feurigen Rennen nach der absoluten Herrschaft bloß ein verworrenes Gefühl dessen, was sie that, und war weit entfernt zu glauben, daß sie das Königthum abschaffe, wenn sie es abhängig mache. Aber, ich wiederhole es, die Menschen sind fast immer die Spielzeuge der Dinge, welche sie vollziehen. Die Gesellschaften leben in einem ewigen Mißverständnisse.

Das Ministerium Dessole konnte nichts anderes sein und war in der That nichts anderes, als eine ununterbrochene Reihenfolge von Siegen, welche die mit der parlamentarischen Gewalt bewaffnete Bourgeoisie über das Königthum davon trug. Gleich der erste Akt der Sitzung von 1818 war die Zuerkennung einer nationalen Belohnung für den Dienst, welchen Herr von Richelieu, sagte man, Frankreich erwiesen hatte, indem er es von der fremden Okkupation befreite. Wie theuer uns dieser Dienst zu stehen kam, will ich nicht ins Gedächtniß zurückrufen. Man konnte diesmal mit Wahrheit sagen, die Ehre Frankreichs habe aus allen Poren geschwitzt. Aber die Bourgeoisie hatte ihren Zweck erreicht: ihr Wohlstand hatte zugenommen in der Demüthigung des Vaterlandes: Herr von Richelieu verdiente dafür wohl einige Erkenntlichkeit. Gleichwohl hatte dieser Mann eine loyale Seele. Es war sein Unglück, daß er die Erniedrigung Frankreichs hatte unterzeichnen müssen. Dennoch bleibt es wahr, daß es ein Skandal war, ihn zu belohnen: man schuldete ihm nichts als Mitleid.

Dem sei, wie ihm wolle, die Abstimmung der Kammer in dieser Frage war eine offenkundige Wegbahnung zur parlamentarischen Diktatur. „Nehmt euch in Acht! nehmt euch wohl in Acht!“ wurde von den Bänken der Rechten gerufen. „Alles das ist antimonarchisch. Ihr macht es den Versammlungen der Revolution nach.“ Aber es ist kindisch, von einer Macht zu verlangen, daß sie sich selbst Grenzen setze. Die Kammer ging weiter und auf diesem Wege durfte sie nicht mehr stehen bleiben.

Was that man nicht alles, um sie zu gewinnen? Der König rief die Proskribirten zurück. Der Kriegsminister, Herr von Gouvion Saint-Cyr, öffnete alten Offizieren die Cadres der Armee. Der Justizminister, Herr von Serres, schrieb an alle Generalprokuratoren, und empfahl ihnen in dringenden Ausdrücken, die persönliche Freiheit wohl zu respektiren. Der Minister des Innern, Herr Decazes, dekretirte, die Industrie solle eingeladen werden, von Zeit zu Zeit ihre Wunder zur Schau zu stellen, und weihte auf diese Art die Feste der Arbeit in einem Lande ein, wo der Pomp der Monarchie bereits nicht mehr existirte. Was soll ich weiter sagen? In einem Gesetzesentwurf über die ministerielle Verantwortlichkeit huldigten die Repräsentanten der Krone der politischen Allmacht der Bourgeoisie, während sie in einem Gesetzesentwurf, welcher die vorläufige Zensur abschaffte und die Journale unter die Jury stellte, ihre gerichtliche Allmacht anerkannten. Dies hieß, wie man deutlich sieht, allen Forderungen entgegenkommen. Aber, wenn zwei rivalisirende Gewalten einander gegenüberstehen, so ist es nicht genug, daß die schwächere nachgibt: ihr Schicksal ist, zu erliegen. Die Bourgeoisie verlangte immer mehr, als man ihr gab. Der Gesetzesentwurf über die Verantwortlichkeit der Minister wurde zu vag und unvollständig gefunden. Derjenige, welcher die Preßfreiheit regelte, wurde heftig angegriffen, weil er verantwortliche Verleger schuf und eine Kaution verlangte. Die Klagen der Tribüne fanden in der Presse lärmende, furchtbare Echos. Geängstet durch jedes Gerücht, das sich um sie her verbreitete, hatte die Pairskammer davon gesprochen, das Gesetz vom 5. Februar zu modifiziren, und die Minister hatten sie alsbald gezüchtigt durch einen Pairsschub, der ihre Majorität änderte und eine Menge Bürgerliche ihrem Schooße einverleibte. Selbst das genügte nicht mehr. Die Gährung wurde immer heftiger. Die Minerva verlangte, der Wählbarkeitszensus solle aufgehoben werden. Der Konstitutionnel fragte ironisch, ob zweihundert Deputirte wohl getreu dreißig Millionen repräsentiren. Herr Bavoux hielt flammende Reden an die studirende Jugend, und bei der Erklärung der Artikel 86 und 89 des Strafcodex, worin das einfache Komplott gegen das Leben des Königs mit denselben Strafen belegt wird, wie das vollendete Verbrechen, sagte er: „Der Traum des Marsyas, den Dionysius von Syrakus als Majestätsver-

brechen bestrafte, und der Tod des Edelmanns, der auf offenem Markte hingerichtet wurde, weil er den Gedanken gehabt, Heinrich III zu ermorden, sind das nicht Thatsachen, die unser gegenwärtiger Codex legitimirt, trotz der unausbleiblichen und allgemeinen Mißbilligung der Nachwelt?" Man begreift, welche Wirkung solche Worte auf junge Herzen haben mußten. In der Rechtsschule fanden Unruhen Statt, und Herr Bavoux wurde vor die Assisen gestellt. Aber die Bourgeoisie beklatschte seinen Muth, die Jury erklärte ihn nicht schuldig, und als er aus dem Saale kam, drängten sich die Studenten in Menge heran, um ihn zu beglückwünschen und zu umarmen.

Die Nachrichten von außen vermehrten diese Gährung der Gemüther, welche die Schriftsteller der Bourgeoisie so thätig unterhielten. Die antimonarchischen Manifeste der deutschen Gesellschaften wurden günstig aufgenommen. Die Ermordung Kotzebues hatte Bewunderer. Es war die Zeit, wo die mächtige Stimme der Reformatoren von Manchester in ganz Europa wiederhallte. Es versteht sich von selbst, daß die französische Presse das Programm dieser zahllosen Versammlungen gab, die den Boden Großbritaniens bedeckten, und man las in den Journalen: „In Smithfield hat eine Versammlung Statt gehabt. Henry Hunt, von dem Gegner der Reform beschuldigt, Geld angenommen zu haben, hat geantwortet: Der Herzog von York hat dieser Tage die Summe verspielt, die ihm das Parlament als Vormund seines kranken Vaters ausgesetzt. Dies ist ohne Zweifel ein Beweis für die Moralität der hohen Klassen der Gesellschaft. Dieselbe Moralität hat Lord Sidmouth veranlaßt, das Amt eines Schatzkammerbuchhalters, eine Sinekur von 3000 Pfund Sterling jährlich, seinem Sohne zu übertragen, der noch ein Kind ist. Die legitime Gattin des Herzogs von Sussex, mit der er sehr lange gelebt hat, ist neuerdings von diesem Prinzen verstoßen worden, und man hat ihr 2678 Pfund Sterling gegeben von den Steuern, die man euch aus der Tasche gejagt ꝛc. ꝛc."

Diese giftigen Anklagen gegen die englische Aristokratie entsprachen in Frankreich Interessen und Feindseligkeiten, die in den Salons der Magistratur und der Finanz leidenschaftlichen Gebrauch davon machten, und das Königthum empfing den Gegenstoß dieser Angriffe.

Die feudale Partei ihrerseits gebrauchte eine mehr gewandte, als aufrichtige Taktik, und reizte die Minister gegen die Bourgeoisie auf. Herr von Chateaubriand schrieb in den Conservateur, Herr Decazes habe sich von Anfang an zum Verfolger der Revolutionäre hergegeben und sie ohne Maß und Ziel verfolgt. Der General Donnadieu schleuderte eine Flugschrift in die Welt, worin er die ganze Gehässigkeit der Grenobler Ereignisse vom Jahre 1816 auf den Günstling Ludwigs XVIII schob. Er erzählte, als Antwort auf ein Gnadengesuch, das er zu Gunsten von sieben Verurtheilten

an den König gerichtet, habe ihm eine telegraphische Depesche den Befehl gebracht, sie sogleich umzubringen. Selbst den offenkundigen und ganz besonderen Schutz, den die Regierung dem industriellen Genie angedeihen ließ, machte man ihr zum Verbrechen, und die weiße Fahne wunderte sich über die Gefälligkeit und Ungezwungenheit in der Politik des Herrn Decazes, der die Ausstellung der Industrieprodukte mit den Wahlen zusammenfallen lasse; das heiße, der Bourgeoisie zu verstehen zu geben, daß man ihr schmeichle, um sie zu täuschen.

Man muß hinzufügen, daß es damals die Politik der Ultras war, durch höhnische Provokationen zum Jakobinismus zu treiben. „Da habt ihr's", sagte das Journal des Debats aus Veranlassung eines neuen Beschlusses des deutschen Bundestages zu den Gegnern der Feudalpartei, „jetzt seid ihr doch gezwungen anzuerkennen, daß ganz Europa Ultra ist, wie wir. Jetzt hat man euch überführt, daß das, was ihr Europa, die Völker, das Jahrhundert nennet, sich in letzter Analyse auf einige Krämer von Rouen, die in der Straße der Ramassés auf Baumwollenballen und Zuckerfässern sitzen, auf ein Paar milchbärtige Schüler der Universität Jena mit langen Haaren und kurzen Röcken, und auf einige Tausende ehrlicher Radikalen reduzirt, denen die Branntweindünste den Kopf illuminirt haben." Diese auf Baumwollenballen sitzenden Krämer wollten zeigen, was ihnen zu wagen erlaubt war. Sie wählten Herrn Gregoire und schienen somit das blutige Haupt Ludwigs XVIII ihren Gegnern als Handschuh hingeworfen zu haben.

Aber ihre Gegner freuten sich darüber: „Lieber jakobinische Wahlen, als ministerielle!" hatte die weiße Fahne gesagt. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Die Herzogin von Angoulême seufzte und weinte mehr, als je; der Graf von Artois erhielt das Recht, seine Stimme hören zu lassen; Ludwig XVIII, welcher die Erinnerungen an das Ministerium Fouché schwer auf seiner Krone lasten fühlte, wich vor dem Phantom seines Bruders zurück: von diesem Augenblick an war die Abschaffung des Gesetzes vom 5. Februar beschlossen.

Die Minister Dessole, Louis und Gouvion Saint-Cyr wollten die Aufrechterhaltung dieses Gesetzes: sie mußten sich von der Gewalt zurückziehen, und an der Spitze des neuen Kabinets erblickte man mit Erstaunen — Herrn Decazes! Herrn Decazes, der von der Rednerbühne der Pairskammer herab den Vorschlag Barthelemy's einen unseligen genannt, Herrn Decazes, der den Herzog von Richelieu zum Rücktritte gezwungen hatte, um dieses selbe Wahlsystem, um dessen Aufhebung es sich jetzt handelte, vor jedem Angriffe zu schützen. Aber der Günstling war schlecht berathen von seinem Ehrgeiz. Wenn man die Fahne wechselt, so muß man der Partei, zu der man über-

geht, Bürgschaften geben: Herr Decazes sah sich genöthigt, die persönliche Freiheit zu suspendiren. Das Gesetz, das den Abfall des Ministers so eklatant verkündigte, wurde mit dem Namen Verdächtigengesetz gebrandmarkt, und die Partei, der er seine ganze Ehre zum Raube gegeben, bediente sich dieses Verdächtigengesetzes, um die eigenen Freunde dessen einzukerkern, der es eingebracht. Die liberale Partei organisirte zu Gunsten der Opfer ein Subskriptionskomité, dessen Thätigkeit so furchtbar wurde, daß die Subskriptionen als Werbungen zur Revolte betrachtet werden konnten und wirklich betrachtet wurden. Welchen Nutzen sollte Herr Decazes aus seiner Apostasie ziehen? Die Bourgeoisie, die er verrieth, verließ ihn, und die feudale Partei wußte ihm keinen Dank für eine unfreiwillige Umkehr.

Plötzlich verbreitete sich eine Nachricht seltsamer Art. Im Augenblick, wo er aus dem Theater kam, war der Prinz, auf welchem die Unsterblichkeit der königlichen Race beruhte, der Herzog von Berry, von einem Unbekannten angefallen und mit einem Dolch in die Seite gestochen worden.

Als unter Karl II in England die herrschende Partei die Papisten vernichten wollte, hatte sie einen frechen Betrüger, Namens Titus Oates, aufgestellt, welcher das Verbrechen eines Individuums der ganzen katholischen Partei ins Gewissen schob. Jahrhunderte gehen hin über die Gesellschaften, aber sie nehmen ihren alten Schlamm mit in ihrem Laufe. Die Titus Oates fehlten auch nicht nach der Ermordung des Herzogs von Berry. „Der Prinz“, sagten die Feinde der Bourgeoisie, „ist von einer liberalen Idee erdolcht worden.“ Und da man bloß auf eine Gelegenheit wartete, um Herrn Decazes über den Haufen zu werfen, so stürzten ihn die sogenannten Ultraroyalisten mit dem Geschrei: „Sie sind der Mitschuldige Louvels!“ Lügenhafte Vorwände freilich! wohlbekannte Kniffe von Parteien, die sich auf dem Grab des ermordeten Prinzen ein Rendezvous gaben, um sich gewissermaßen mit seinem Leichnam zu bekämpfen. Die wahren Ursachen von Herrn Decazes Sturz waren weit weniger gehässig und weit entschiedener: er fiel, weil er an dem Tage, wo er sich gegen das Gesetz vom 5. Februar ausgesprochen, aufgehört hatte, der Gewalt etwas zu repräsentiren. Und die Zärtlichkeit des Königs vermochte nicht ihn aufrecht zu erhalten zu einer Epoche, wo das Königthum nur noch ein hinwelkender Greis war, zu dem man Sire sagte, wenn man mit ihm sprach.

Da also die Ermordung des Herzogs von Berry für diejenigen, welche sich die Freunde der Könige und Prinzen nannten, eine vollkommen glückliche Spekulation gewesen, so sah sich natürlich Herr von Richelieu an die Spitze der Geschäfte gestellt. Hier kommen wir an die lehrreichsten Seiten der Restaurationsgeschichte; aber ehe wir diesen Gedanken entwickeln, laßt uns sehen, wie die politische Sendung des neuen Kabinets erfüllt wurde.

Diese Sendung bestand darin, die politische Gewalt durch Aenderung des Wahlsystems in andere Hände zu bringen. Man verlor keine Zeit, und gleich im Mai 1820 wurde der seit kurzem versammelten Kammer ein Wahlgesetzesentwurf vorgelegt. Die bedrohte Bourgeoisie versammelte ihre ganze Streitmacht und rüstete sich zu kräftiger Vertheidigung. Sie gab Broschüren heraus, sie ließ alle Journale zu gleicher Zeit seufzen oder brummen, sie rief aus den Provinzen feurige Petitionen hervor, sie erklärte die Charte in Gefahr. Alle Geister waren wach: die Diskussion eröffnete sich im Sturme.

In Paris bestand damals eine Verbindung, ein ächter der Freimaurerei entsprossener Klub, der sein politisches Treiben unter der Maske eines zeremoniösen Hokus=Pokus im Grand=Orient versteckte. Gestiftet von vier Schreibern der Octroiverwaltung, den Herren Bazard, Flotard, Buchez und Joubert, hatte sich dieser Klub unter dem Namen Loge der Wahrheitsfreunde im Anfang in den Schulen des Rechts, der Medizin, der Pharmazeutik rekrutirt, dann aber auf Bazards Vorschlag eine große Anzahl junger Handelsbeflissener aufgenommen. Auf diese Art war es der Loge der Wahrheitsfreunde gelungen, sich in der Pariser Jugend einen mächtigen Einfluß zu verschaffen, und sie war im Stande, der Bewegung zu gebieten.

Inzwischen hatte in der Kammer der Abgeordneten die Diskussion mitten unter der lebhaftesten Angst begonnen, und, obgleich sehr leidend, hatte sich Herr von Chauvelin ins Palais=Bourbon tragen lassen, in einem Aufzug, der wohl geeignet war, die Phantasie lebhaft anzuregen. Von den Einen mit Jubel empfangen, wurde er von den Andern beschimpft. Die Gelegenheit war günstig, um das Volk aufzureizen; die Loge der Wahrheitsfreunde bemächtigte sich ihrer: ihre Mitglieder verbreiten sich in der Hauptstadt, um ihr den Geist mitzutheilen, der sie belebt: in den Hörsälen entsteht Tumult, und zahlreiche Gruppen von Studirenden bilden sich mit dem Geschrei: „Es lebe die Charte!“ um den Palast der Berathungen. Ihrerseits eilen Militärs, die der Feudalpartei angehören und größtentheils bürgerlich gekleidet sind, mit Stöcken bewaffnet, herbei. Es kam zu einem Streite, zu Unordnungen, ein junger Mann wurde getödtet. Wer erinnert sich nicht des Eindruckes, welchen Lallemands Tod in Paris hervorbrachte. Man schuldete ihm eine rührende Leichenfeier; sie wurde pompös. Die Unruhen verlängerten sich. Die ganze Garnison war auf den Beinen. Man sah die Boulevards entlang eine grollende Masse junger Leute sich wälzen, mit der sich in der Straße Saint=Antoine alle die Arbeiter vermischten, welche das Elend unaufhörlich zur Verfügung des Unvorhergesehenen stellt. Niemand kann sagen, was geschehen sein würde, wenn nicht der Regen,

der in Strömen herabstürzte, den Angriffen der Kavallerie zu Hülfe gekommen wäre. Nicht weniger groß war die Verwirrung in der Kammer. Der Vater des unglücklichen Lallemand hatte einen Brief geschrieben, um das Andenken seines Sohnes zu rächen, welches einige Journale des Hofs niederträchtigerweise beschimpft hatten. Herr Laffitte las diesen Brief mit tiefer Stimme vor, während die Deputirten seiner Partei mit gen Himmel erhobenen Händen riefen: „Welche Abscheulichkeit!“ Manuel trat auf und, an den Marmor der Tribune gelehnt, krank, das Gesicht mit Blässe bedeckt, sprach er das fürchterliche Wort: „Mörder!“ Mehrere Sitzungen wurden von Trauerberichten ausgefüllt, welche die Deputirten der Bourgeoisie vortrugen. Herr Demarçay hatte Dragoner auf einen harmlosen Volkshaufen in der Straße Rivoli einhauen und zwei von ihnen ihre Pferde bis in die Passage Delorme treiben sehen. Nicht minder rührende Gemälde entwarf Herr Kasimir Perier. Und während dieser Zeit veröffentlichten die Journale das düstere Verhör Louvels, dieses seltsamen Menschen, der bloß darum einen Prinzen erstochen hatte, um in ihm mit einem einzigen Stoß ein ganzes Königsgeschlecht zu vertilgen — eines Mannes von unversöhnbaren Ueberzeugungen, unversöhnbarer jedoch, als sein Herz.

In der unendlichen Aufregung, welche durch dieses alles hervorgerufen wurde, beschuldigten sich die beiden Parteien gegenseitig mit großer Heftigkeit. Sie hatten, bis auf einen gewissen Grad, beide Recht. Die Bourgeoisie hatte das Recht, über die Exzesse einer grausamen Repression entrüstet zu sein, ihr selbst aber konnte man vorwerfen, daß sie sich aufrührerisch und gewaltthätig benommen habe.

In den Straßen war einige Male der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ gehört worden. Die Deputirten der Linken erklärten, diejenigen, die so gerufen, seien Polizeiagenten, und nur die seien gute Bürger, die gerufen haben: „Es lebe die Charte!“ Der Geist der Bourgeoisie zeigte sich hier ganz und vollständig.

Solche Ruhestörungen, welche sie im Jahre 1819 offen in Schutz nahm, hat sie seitdem zu wiederholten Malen gebrandmarkt. Ach ja freilich, im Jahr 1819 war sie noch nicht am Ziel ihrer Eroberungen! Dem sei, wie ihm wolle: da alle Unruhen, die nicht zu einer Revolution führen, zu Gunsten der Gewalt ausfallen, die ihnen den Kopf zertritt, so wurde die Bourgeoisie im Parlament besiegt, weil sie ihre Feinde nicht auf der Straße besiegt hatte. Einige ihrer Führer wurden von Schrecken ergriffen: einige Gewisse ließen sich erkaufen, und nach stürmischen Debatten machte das Gesetz vom 5. Februar einem Wahlsystem Platz, das der feudalen Partei eine besondere Repräsentation gab. Sie hatte die Wahl nach zwei Abstufungen verlangt: man gab ihr, indem man in jedem Departement ein doppeltes

Kollegium einführte, mehr und Besseres, als sie verlangt hatte. Groß war die Freude der Sieger. Was indeß die Monarchie betrifft, so irrte sie, wenn sie sich gerettet glaubte: sie war verloren.

Um den Thron über den Bereich der Stürme zu erheben, war es, habe ich gesagt, nicht genug, diese oder jene Wahlkombination zu modifiziren: man hätte das Wahlprinzip selbst vernichten müssen. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird aus dem Nachfolgenden hervorleuchten.

Das Ministerium Richelieu hatte über die Bourgeoisie einen der Siege erfochten, welche über das Schicksal der Reiche zu entscheiden scheinen. Welche Erkenntlichkeiten war ihm nicht die feudale Partei schuldig! Wie viele Segnungen mußte nicht der Krone ein so glänzender Dienst zuziehen von Seite der Royalisten, wenn es aufrichtige darunter gegeben hätte!

Uebrigens war der Herzogin von Berry ein Sohn geboren worden, gleichsam zum Beweise, daß Louvels Hand sich verirrt habe, als sie den Stoß führte, und daß die Vorsehung selbst sich auf die Seite der Monarchie stelle. Gewiß ist es Wahnsinn, an unversiegbare Dynastieen zu glauben, wenn ihre Zukunft auf dem Haupt eines wimmernden, schwächlichen Geschöpfchens beruht, und gewiß war es, seitdem Wien den Sohn Napoleons bewachte, Niemand mehr erlaubt, die Lächerlichkeit des Ruhmes und die Unmacht der Gewalt in Zweifel zu ziehen. Aber so groß ist der blödsinnige Stolz der Großen der Erde, daß dieser Stolz ihre Intelligenz unter die gemeinste, alltäglichste Philosophie herabdrückt. Sie meinten jetzt, die Geburt des Herzogs von Bordeaux müsse das Königthum mit einem neuen Nimbus umgeben.

Dazu kommt, daß die Minister alles aufboten, um die Aristokratie zu gewinnen. Es war natürlich, daß bei dem neuen System die Wahlen ihr den Vortheil sicherten, und so hatte es sich auch herausgestellt. Die Wahlen von 1820 hatten der Bourgeoisie nur eine sehr kleine Anzahl Repräsentanten gegeben und eine Kammer erzeugt, die ganz so feudal war, wie die von 1815. Um sich die Gunst dieser Kammer zu erwerben, berief Herr von Richelieu alsbald die Männer in seine Nähe, welche sie in Schutz nahm. Er stellte Herrn von Corbière an die Spitze des königlichen Raths des öffentlichen Unterrichts und ernannte Herrn von Villèle zum Minister ohne Portefeuille.

Eitle Konzessionen! Die beiden Prinzipe standen sich nicht so bald gegenüber, als sie sich schon bekämpften. Die feudale Kammer von 1820 zeigte sich dem feudalen Minister, Herrn von Richelieu, nicht minder feindlich, als sich die weiland bürgerliche Kammer dem bürgerlichen Minister, Herrn Decazes, feindlich erwiesen hatte; so sehr war der Kampf der zwei Gewalten eine natürliche, unvermeidliche Sache.

Diese Feindseligkeit offenbarte sich schon in der Antwortsadresse auf die Thronrede. Nachdem sie von den Verbesserungen gesprochen, welche sie in der gesellschaftlichen Ordnung einführen wollte, fügte die Kammer hinzu: „Diese wichtigen Verbesserungen werden wir mit der Mäßigung verfolgen, die mit der Kraft Hand in Hand geht." Dieß war gewiß die Sprache einer souveränen Versammlung.

Inzwischen wird die Sitzung eröffnet. Und welche Stimme ertönt zuerst von der Tribune herab? Die unerbittliche Stimme des Generals Donnadieu, der den Ministern des Königs schmachvolle Korruptionsversuche vorwirft. Noch ganz zermalmt von den Folgen dieser Anklage, bringen die Minister einen Gesetzesentwurf über die Donatare ein, einen Gesetzesentwurf, der die Entschädigung der Emigrirten vorbereitet. Und nun sehe man, wie die ganze aristokratische Fraktion der Kammer dem Herrn Duplessis von Grenedan zujauchzt, welcher die Entschädigung der Donatare einen Lohn für die Verschwörer nennt. Ein Munizipalgesetz wurde mit Ungeduld erwartet. Die Minister bemühen sich, indem sie es ausarbeiten, den Geist der alten Zeiten darin wieder aufleben zu lassen; sie übergeben die ganze Gemeindegewalt einer sehr geringen Anzahl von Wählern, die unter den Reichsten gewählt werden. Würden ihre Ideen angenommen, so wäre der Rückkehr der Feudalität auf dem Lande Thüre und Thor geöffnet. Aber wie! sie haben es gewagt, in den städtischen Gemeinden für den König, und in den ländlichen Gemeinden für seinen Repräsentanten die Ernennung des Präfekten und der Adjunkte in Anspruch zu nehmen! Unverzeihliches Verbrechen in den Augen der Royalisten in der Kammer!

Damals war es, daß Ludwig XVIII gepreßten Herzens ausrief: „Ich habe ihnen die Rechte meiner Krone preisgegeben; sie wollen nicht: das ist eine Lektion." Es war wirklich eine Lektion, und zwar von größerer Bedeutung, als Ludwig XVIII vermuthen konnte, denn ihr ganzer Sinn war der: überall, wo die Regierung eines Königs und die einer Versammlung einander gegenüberstehen, wird es Unordnungen geben, und die Gesellschaft zwischen der Diktatur und der Anarchie wandeln, d. h. zwischen zwei Abgründen.

So stand es mit der Monarchie in Frankreich, als ein Ereigniß eintrat, das noch wichtiger für sie war, als die Geburt des Herzogs von Bordeaux. Auf einem Felsen, im fernen Süden, in der Mitte der Meere, war Napoleon gestorben. Die Welt schauerte.

Napoleons Fall war tief, unermeßlich gewesen: er zeugte besser für sein Genie, als seine Triumphe. Welchem weltumfassenden Herzen, welchem unbesiegbaren Willen, welcher hervorragenden Intelligenz hat die Geschichte eine absolute Straflosigkeit gewährt? Welcher große Mann war nicht und

glaubte sich nicht zur Auszeichnung des Unglücks bestimmt? Cäsar stirbt, gemordet im Senate. Sulla bebt und zagt vor der Beständigkeit seines Glückes: er dankt ab. Karl V mißtraut seiner eigenen Macht: er wird Mönch. Das Schicksal wahrhaft starker Seelen ist nicht, bis zum Ende auf dem Gipfel zu bleiben, sondern mit Glanz zu fallen. Man zeige mir einen Mann, der sich zahlreiche Hindernisse und unversöhnliche Feinde zu erschaffen gewußt hat: wenn die Hindernisse sein ganzes Wollen erschöpft, und seine Feinde ihn mit Füßen getreten haben werden, dann werde ich sein Genie begrüßen, und bewundern, welche Kraft er haben mußte, um sich ein solches Unglück zu bilden.

Die Dynastie der Bourbons hatte einen Feind weniger. Der Hof täuschte sich indeß, wenn er sich freuen zu können glaubte. So lange Napoleon lebte, war jede andere Kandidatur als die seinige unmöglich. Nachdem Napoleon gestorben, drängten sich die Prätendenten auf der finstern Bahn der Verschwörungen. Es gab eine Partei für Napoleon II, eine Partei für Joseph Bonaparte, eine Partei für den Prinzen Eugen, und die Krone wurde von einer Menge im Finstern schleichender, subalterner Ehrgeizigen zum Aufstreich gebracht. Damals war es, daß dem General Lafayette von Seiten des Prinzen Eugen die Summe von fünf Millionen angeboten wurde, um die ersten Kosten einer Revolution zu Gunsten des Bruders der Königin Hortensia zu decken. Dieser Antrag, der von Lafayette weder angenommen noch verworfen wurde, veranlaßte später seine Reise nach Amerika und gab ihm die Idee zu den seltsamen Schritten ein, die er bei Joseph that.

Aber der furchtbarste Feind des Throns der Bourbons war ein Prinzip, unter dessen Anstrengung selbst Napoleon erlegen, das Wahlprinzip. Die Sitzung von 1821 vollendete, was die Sitzung von 1820 begonnen hatte. Die Thronrede beantworteten die Royalisten der Kammer mit einer Adresse, worin sich folgende, für den Monarchen persönlich beleidigende Phrase vorfand: „Wir wünschen Ihnen Glück, Sire, zu Ihren fortwährend freundschaftlichen Verhältnissen mit den fremden Mächten und hegen das gerechte Vertrauen, daß ein so kostbarer Friede nicht mit Opfern erkauft ist, die sich mit der Ehre der Nation und der Würde der Krone nicht vertrügen."

Als daher im Jahre 1830 die Bourgeoisie in einer ewig denkwürdigen Adresse der königlichen Gewalt die parlamentarische Souveränetät entgegenstellte, und zwar mit Gefahr furchtbarerer Stürme, so befolgte sie nur das Beispiel der feudalen Kammer von 1821.

„Ei wie!" rief Herr von Serres, als er den Adreßentwurf gelesen, „Ihr Präsident will also hingehen und dem Könige in's Gesicht sagen, die

Kammer hege das gerechte Vertrauen, daß er keine Niederträchtigkeiten begangen habe? Das ist eine grausame Beschimpfung." Unnütze Abmahnung! Was Herr von Serres als eine grausame Beschimpfung betrachtete, das sagte der Präsident der Kammer wirklich dem erbitterten aber machtlosen Könige in's Gesicht. Also unter der Hand derer, die bloß von der Anbetung der unwissenden Menge leben, sollet ihr zusammenstürzen, ihr alten Götzenbilder!

Hier beginnt der politische Dualismus, dessen Entwickelungen man bisher gefolgt ist, einen neuen Charakter anzunehmen, und wird einige Zeit statt des Kampfes der zwei Gewalten die freiwillige Knechtschaft der einen zum Erfolg haben. Um diese Aenderung begreiflich zu machen, ist es nöthig, Ursprung, Zweck und Verlauf des Carbonarismus aus einander zu setzen, denn sein Einfluß auf die Beziehungen der beiden Gewalten sollte bedeutsam und dauernd sein.

Am 1. Mai 1821 saßen drei junge Männer, die Herren Bazard, Flotard und Buchez, an einer runden Tafel in der Straße Copeau. Aus den Köpfen dieser drei unbekannten Leute und aus diesem Bezirke, einem der ärmsten der Hauptstadt, ging der Carbonarismus hervor, der einige Monate später Frankreich in Brand steckte.

Die Juliusunruhen von 1820 hatten zu der Militärverschwörung vom 19. August geführt, die am Tage vor dem Kampfe erstickt wurde. Der Schlag, der die Verschwörer getroffen, hatte Wiederhall gefunden in der Loge der Wahrheitsfreunde, deren angesehenste Mitglieder sich zerstreuten. Die Herren Joubert und Dugied gingen nach Italien. Neapel war in voller Revolution. Die beiden jungen Franzosen boten ihre Dienste an und verdankten nur der Protektion von fünf Mitgliedern des neapolitanischen Parlaments die Ehre, ihren Kopf in diesem Unternehmen wagen zu dürfen. Man weiß, auf welche Art diese Revolution mißglückte und mit welcher traurigen Schnelligkeit das österreichische Heer die glänzenden Vorhersagungen des Generals Foy Lügen strafte. Herr Dugied kam nach Paris zurück, unter seinem Rock das dreifarbige Band tragend als Abzeichen des Grades, den er im italienischen Carbonarismus erlangt hatte. Herr Flotard hörte von seinem Freunde die Einzelnheiten dieser Einweihung zu Bestrebungen, von denen man bisher in Frankreich nichts gewußt. Er sprach davon im Administrativrathe der Maurerloge der Wahrheitsfreunde, und die sieben Mitglieder, aus denen dieser Rath zusammengesetzt war, beschlossen, den französischen Carbonarismus zu gründen, nachdem sie einander geschworen, unverbrüchlich das furchtbare Geheimniß zu bewahren. Die Herren Limperani und Dugied wurden beauftragt, die Statuten zu übersetzen, welche der letztere von seiner Reise mitgebracht hatte. Sie paßten vortrefflich für den italienischen Charakter, eigneten sich aber schlecht, in Frankreich

ein Gesetzbuch für Verschwörer zu werden. Ihr Hauptgedanke war wesentlich religiös, sogar mystisch. Die Carbonari wurden darin bloß als der kriegführende Theil der Freimaurerei, als eine Christus, dem Patrioten par excellence, ergebene Armee betrachtet. Man mußte auf Modifikationen denken, und die Herren Buchez, Bazard und Flotard wurden erwählt, um die Grundlage einer vernünftigern Organisation vorzubereiten.

Der herrschende Gedanke der Verbindung hatte nichts Bestimmtes, nichts Festgesetztes, und beschränkte sich nach der Redaktion der Herren Bazard, Flotard und Buchez etwa auf folgende Erwägungen: „In Betracht, daß Gewalt kein Recht ist, und daß die Bourbons durch fremde Waffen zurückgeführt worden sind, verbinden sich die Carbonari, um der französischen Nation die freie Ausübung des Rechts, sich nach eigenem Belieben eine Regierung zu wählen, zurückzugeben." Dies hieß die Volkssouveränetät dekretiren, ohne sie zu definiren. Je unbestimmter jedoch die Formel war, um so mehr entsprach sie der Verschiedenheit der Abneigungen und des Hasses, welche man gegen die Regierung der Bourbons hegte. Man konspirirte demnach auf einer unermeßlichen Leiter mit ungeheurem Eifer, und zwar ohne einen Gedanken an die Zukunft, ohne vorgängige Untersuchungen, so wie es jeder launenhaften Leidenschaft gefallen mochte.

Wenn aber auch der Carbonarismus als Prinzip nur ein knabenhaftes Spiel gewesen ist, so war er doch als Organisation etwas Mächtiges und Wunderbares. Trauriges Loos der Menschen! Ihre Kraft zeigt sich in den Mitteln, ihre Schwäche in dem Ergebniß.

Man kam überein, um einen Mutterbund, den man die Hohe Venta nannte, unter dem Namen von Zentral-Venten andere Verbrüderungen zu bilden, unterhalb deren die besonderen Venten handeln sollten. Die Zahl der Mitglieder für jede Verbrüderung war auf zwanzig festgesetzt, um auf diese Weise das Strafgesetz zu umgehen. Die hohe Venta bestand ursprünglich aus den sieben Gründern des Carbonarismus: Bazard, Flotard, Buchez, Dugied, Carriol, Joubert und Limperani. Sie rekrutirte sich selbst.

Um die Zentral-Venten zu bilden, ging man auf folgende Weise zu Werke: Zwei Mitglieder der hohen Venta gesellten sich einem dritten bei, ohne ihn von ihrer Eigenschaft in Kenntniß zu setzen, und ernannten ihn zum Präsidenten der künftigen Venta, in welche sie selbst, der Eine unter dem Titel eines Deputirten, der Andere unter dem eines Zensors, eintraten. Da die Aufgabe des Deputirten war, mit der höheren Brüderschaft zu korrespondiren, und die des Zensors, den Gang der sekundären Verbrüderung zu kontroliren, wurde durch dieses Mittel die hohe Venta gleichsam der Kopf jeder der Venten, welche sie schuf, während

sie gleichwohl ihnen gegenüber Herrin ihres Geheimnisses und ihrer Handlungen blieb.

Die besonderen Venten waren nur eine administrative Unterabtheilung, welche zum Zweck hatte, die Verwickelung zu vermeiden, welche die Fortschritte des Carbonarismus in den Verhältnissen zwischen der hohen Venta und den Deputirten der Zentral-Venten herbeiführen könnten. Im Uebrigen, so wie diese vom Mutterbunde ausgingen, eben so gingen die unteren Verbrüderungen von den sekundären Gesellschaften aus. Es lag in dieser Kombination eine wunderbare Elastizität. In Kurzem vermehrten sich die Venten in's Unendliche.

Man hatte die Unmöglichkeit eingesehen, der Wachsamkeit der Polizei ganz zu entgehen; um nun die Gefährlichkeit derselben zu mindern, kam man überein, daß die Venten gemeinschaftlich handeln sollten, ohne jedoch sich unter einander zu kennen, und zwar so, daß die Polizei nur, wenn sie bis zur hohen Venta gelangte, das Ganze der Organisation kennen lernen konnte. Es war mithin jedem Carbonaro, der einer Venta angehörte, bei Todesstrafe verboten, sich in eine andere Venta einzuführen.

Die Gründer des Carbonarismus hatten auf den Beistand der Truppen gerechnet — daher die ihnen gegebene doppelte Organisation. Jede Venta stand unter einer militärischen Hierarchie, auf gleicher Höhe mit der bürgerlichen Hierarchie. Dem Carbonarismus der hohen Venta, der Zentral-Venten, der besonderen Venten zur Seite waren die Legion, die Kohorten, die Zenturien, die Manipeln. Wenn der Carbonarismus bürgerlich handelte, wurde die militärische Hierarchie gleichsam als nicht vorhanden betrachtet; handelte er dagegen militärisch, so verschwand die bürgerliche Hierarchie. Abgesehen von der Kraft, welche das Spiel dieser beiden Gewalten und ihre alternative Regierung erzeugte, lag auch in den doppelten Benennungen, welche sie nothwendig machten, ein Mittel, die Polizei von der Spur der Verschwörung abzuleiten.

Der Carbonaro war verpflichtet, eine Flinte und fünfzig Patronen zu haben und den Befehlen unbekannter Oberer unbedingt und bis in den Tod zu gehorchen.

Auf vorstehende Weise konstituirt, verbreitete sich der Carbonarismus sehr schnell über alle Theile der Hauptstadt. Er drang in sämmtliche Schulen ein. Ich weiß nicht was für ein glühendes Feuer in den Adern der Jugend kreiste. Jeder bewahrte das Geheimniß, jeder zeigte unbegrenzte Hingebung. Die Mitglieder jeder Venta erkannten sich an besonderen Zeichen, und man hielt geheimnißvolle Musterungen. In mehreren Venten wurden Inspektoren aufgestellt, die darüber wachten, daß Jeder seine Patronen und seine Flinte hatte. Die Verbündeten übten sich in ihren Wohnungen

in den Waffen; mehr als einmal wurde auf einem mit Stroh bedeckten, getäfelten Boden exerzirt. Und während diese merkwürdige Verschwörung unter dem Schutze einer beispiellosen Vorsichtigkeit sich ausbreitete und tausend unsichtbare Bande um die Gesellschaft schlang, schlief die Regierung im Schooße der Sicherheit!

Die Gründer des Carbonarismus waren, wie man gesehen hat, unbekannte junge Männer ohne offizielle Stellung, ohne anerkannten Einfluß. Als es sich nun darum handelte, ihr Werk zu vergrößern und das Netz, womit sie ganz Paris eingegarnt, über ganz Frankreich auszuspannen, gingen sie in sich und mißtrauten sich selbst. Es bestand damals ein parlamentarisches Komité, dessen Mitglied Herr von Lafayette war. Herr Bazard, der den General sehr gut kannte, bat seine Freunde um Erlaubniß, ihn in ihr Geheimniß zu ziehen. Es konnte nicht an Einwendungen fehlen. Wozu diese Mittheilung, welche der leicht zugängliche Charakter Lafayette's mißlich und gefährlich machen konnte? Wenn er in den Bund eintreten und gleich allen Andern seinen Kopf einsetzen wollte — ja, dann —! Lafayette, in Kenntniß gesetzt, zauderte keinen Augenblick und trat in die hohe Venta ein. Die Muthigsten seiner Kollegen in der Deputirtenkammer folgten seinem Beispiele. Die obersten Leiter des Carbonarismus irrten sich indeß, wenn sie diesen Beitritt für durchaus nothwendig hielten. Da die Carbonari von Anfang an nicht gewußt, von welchen Händen der Impuls ausging, der ihnen gegeben wurde, so hatten sie nie anders geglaubt, als daß sie denselben liberalen Notabilitäten gehorchten, die erst später zur Theilnahme an dieser geheimnißvollen Macht berufen wurden. Ihre wirkliche Anwesenheit in der hohen Venta fügte daher der moralischen Wirkung, welche ihre vorausgesetzte Anwesenheit bisher hervorgebracht hatte, nichts bei. Was diese hohen Personen vermochten und was sie wagen würden, lag noch im Dunkel der Zukunft.

Wie dem aber auch sei, so war ihr Eintritt in den Bund durch ihren Verkehr mit den Provinzen den Fortschritten des Carbonarismus doch nützlich. Mit Empfehlungsschreiben versehen reisten mehrere junge Männer in die Departements, um den Carbonarismus dort zu organisiren. Herr Flotard wurde in den Westen geschickt, Herr Dugied ging nach Burgund, Herr Rouen, der Aeltere, in die Bretagne, Herr Joubert in's Elsaß. In ihrer Stellung zu den Departements betrachtet, erhielt die hohe Venta den Namen oberste Venta, und der Carbonarismus wurde überall so organisirt wie in der Hauptstadt. Der Eifer für die Sache war allgemein, unwiderstehlich, beinahe über ganz Frankreich waren Komplotte und Verschwörer verbreitet.

Die Sache gedieh so weit, daß in den letzten Tagen des Jahres 1821 Alles zu einem Aufstande bereit war in La Rochelle, in Poitiers, in Niort,

in Colmar, in Neu-Breisach, in Nantes, in Befort, in Bordeaux, in Toulouse. Auch in einer großen Anzahl Regimenter waren Venten errichtet worden, und selbst die Garnisonswechsel waren für den Carbonarismus ein schnelles Mittel der Propaganda. Wenn der Präsident einer militärischen Venta eine Stadt verlassen mußte, so erhielt er die Hälfte eines Matallstücks, dessen andere Hälfte in die Stadt geschickt wurde, wohin sich das Regiment begab, und wohin zugleich ein Mitglied der hohen Venta oder der Zentral-Venta reiste. Durch diese Art der Kommunikation und gegenseitigen Erkennung, welcher die Polizei nicht auf die Spur kommen konnte, wurden die in den Geheimbund aufgenommenen Soldaten die Commis-Voyageurs des Carbonarismus und führten, so zu sagen, die Verschwörung in ihren Patrontaschen mit sich.

Inzwischen war die Stunde des Losschlagens gekommen: wenigstens glaubte man es. Da das Personal der obersten Venta ungebührlich angewachsen war, so errichtete man in derselben ein Komité der Bewegung, das sich speziel mit den Vorbereitungen zum Kampf beschäftigen mußte, aber ohne Zustimmung der obersten Venta keinen definitiven Entschluß fassen durfte. Dieses Komité entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Sechsunddreißig junge Männer empfingen Befehl, nach Befort abzugehen, wo das Signal zum Aufstande gegeben werden sollte. Sie reisten ohne Bedenken ab, obgleich fest überzeugt, daß sie dem Tode entgegengingen. Einer von ihnen konnte Paris nicht verlassen, ohne dadurch einer Ehrensache auszuweichen; er zögerte so wenig, als seine Kameraden, er versagte ein Duell, da es sich um ernsthaftere Kämpfe handelte, und opferte auf diese Art einer patriotischen Pflicht sogar den Ruf der Tapferkeit, der edlen Seelen so theuer ist. Je näher das letzte Stündchen heranrückte, um so zuversichtlicher zeigten sich die Verschwörer: auf der Straße von Paris nach Befort ertönte die Marseillaise, dieser magische Gesang, den man schon so lange nicht gehört hatte.

Blut sollte fließen: warum nicht an die Folgen denken, wenn das Glück günstig war? Treu dem Geiste des Carbonarismus dachten die Mitglieder der obersten Venta nicht daran, Frankreich irgend eine besondere Regierungsform aufzunöthigen. Sogar die Dynastie der Bourbons war nach ihren Grundsätzen nicht absolut und unwiderruflich proskribirt. Aber jedenfalls mußte man für die große Nothwendigkeit aller Revolutionen, eine provisorische Regierung, sorgen. Man nahm die Grundlagen der Verfassung vom Jahre 3 an, und die fünf designirten Direktoren waren die Herren von Lafayette, Corcelles Vater, Köchlin, von Argenson, Dupont (von der Eure), d. h.: ein Mann des Degens, ein Repräsentant der Nationalgarde, ein Fabrikant, ein Mann der Verwaltung, ein Beamter.

Manuel hatte dem Carbonarismus bisher nur eine unstete und unentschiedene Mitwirkung geliehen. Als er hörte, daß man auf dem Schauplatze der Insurrektion diejenigen verwenden wollte, die zum voraus berufen waren, ihren Erfolg zu regeln, benutzte er seinen Einfluß auf einige von ihnen und namentlich auf Herrn von Lafayette, um ihnen die Reise nach Befort abzurathen, sei es nun, daß er das Unternehmen für schlecht angelegt oder unreif hielt, oder daß seine starre Seele sich bei dem Gedanken an die Zukunft einem geheimen Mißtrauen geöffnet hatte.

So viel ist wahr, daß von allen einflußreichen Männern, deren Anwesenheit auf dem Schauplatze der Revolution erwartet wurde, nur ein einziger sich auf den Weg begab, der General Lafayette. Aber eine Familienpflicht, die er immer mit gewissenhafter Frömmigkeit erfüllt hatte und auch jetzt nicht verabsäumen wollte, hielt ihn einige Stunden zu lang in seinem Landhause Lagrange zurück. Am 1. Januar 1822, einige Meilen von Befort, begegnete die Postchaise, worin der General und sein Sohn saßen, einem Wagen, der die Herren Corcelles Sohn und Bazard führte. „Nun wie stehts?“ — „Alles ist aus, General, Alles verloren!“ Verzweiflungsvoll schlug Lafayette eine andere Straße ein, während die Herren Corcelles Sohn und Bazard, um ihre Freunde in Paris möglichst schnell zu benachrichtigen, auf einem elenden Karren mit Postpferden nach der Hauptstadt eilten. Es war eine Kälte von zwölf Graden; — Schnee bedeckte alle Straßen. Bazard hatte, als er nach Paris kam, ein Ohr erfroren.

Ich will mich nicht auf die Details dessen einlassen, was in Befort geschehen war: der Sergent, der am Abend des 31. Dezembers, als er in sein Quartier zurückkommt, auf seinen Kapitain zugeht, ihn auf die Schulter klopft und durch die ungewohnte Vertraulichkeit seiner Sprache unseligen Argwohn erweckt; der Platzkommandant Toustain, welcher in Kenntniß gesetzt wird, die Offiziere zusammen beruft und bei sich behält; der Schrecken derjenigen unter ihnen, die mit im Komplott waren, die Unentschlossenheit der verschworenen Soldaten, als sie sich ihrer Anführer beraubt sehen; die tumultuarische Zusammenrottirung auf dem Platze; der Posten, der zu den Waffen greift; die Kolonne der Tags zuvor in den Vorstädten angelangten jungen Männer, die auf den Platz losmarschiert und durch das Herabsinken des Fallgitters im entscheidenden Augenblick entzwei geschnitten wird; der Pistolenschuß auf den Lieutenant des Königs, auf dessen Kreuz die Kugel ihre Kraft verliert; die Zerstreuung der Verschworenen, unter denen sich der wackere Oberst Pailhès befand, der ungestüme Guinand und Pance, dieser starke Charakter, dieses patriotische Herz; die Verhaftung mehrerer; die Sympathieen, die sie durch ihren Muth erwecken; ihr Prozeß; ihr sieghafter Einfluß auf die Richter — Alles das bildet gewiß eine der pathetischsten Epi-

soden in diesem so oft mit Blut getränkten Drama der Restauration. Aber einige dieser Details sind veröffentlicht worden. *) Andere sind weniger bekannt, verdienen aber eine Stelle in der Geschichte der Bourgeoisie.

Der Carbonarismus hatte in Befort eine keineswegs tödtliche Niederlage erlitten. Auf einem Punkte erstickt, konnte die Insurrektion an einem andern losbrechen. Herr Flotard war nach La Rochelle geschickt worden, um dort eine Bewegung vorzubereiten, und diese Stadt war voll von Verschwörern. Die drei Bataillonchefs der Marineartillerie warteten nur auf das Signal. Man hatte Einverständnisse mit Poitiers und mit der Garnison von Niort. Ein beherzter Offizier, Herr Sofreon, sollte dem Carbonarismus siebenhundert Mann zuführen, welche zu dem Kolonialdepot auf der Insel Oleron gehörten, und die er nach Senegal zu führen beordert war. Der Chef des Depots selbst hatte sich auf Herrn Sofreons Mittheilungen eingelassen, und man rechnete, wo nicht auf die Unterstützung, so doch auf die Neutralität des Herrn Feisthamel. Auch in Nantes rührte man sich, und der General Berton schickte sich an, nach Saumur zu marschiren.

Herr Flotard, der im Begriff war, La Rochelle zu verlassen, speiste eines Tages im Gesandtenhotel an der Table d'hote, als zwei Militärs, die er nicht kannte, in seiner Gegenwart auf die neuesten Verhältnisse zu sprechen kamen. „Dieser Narr von Berton,“ sagte der eine, „er glaubt sich ganz sicher; er meint im Geheimen zu konspiriren, aber der General Despinois läßt sich von Stunde zu Stunde über sein ganzes Treiben Bericht abstatten, und hat im Sinn, ihn bei der nächsten besten Gelegenheit erschießen zu lassen.“ Sehr erschrocken reiste Herr Flotard sogleich nach Nantes ab und kehrte erst nach Paris zurück, nachdem er den General Berton gewarnt und ihm nachdrücklich von seinem Plane abgerathen hatte. Die Expedition nach Saumur fand gleichwohl Statt; sie scheiterte, wie zu erwarten war, und Berton sah sich genöthigt, von Asyl zu Asyl zu fliehen.

Der Carbonarismus hatte einen Grundfehler. Das Ungestüm seiner Stifter und die Aengstlichkeit der angesehenen Männer, die sich hatten aufnehmen lassen, waren einander beständig hinderlich. Auf der andern Seite hatte sich Herr von Lafayette ohne Rückhalt den jungen Leuten hingegeben, die er zu beherrschen glaubte und von denen er im Gegentheil gänzlich beherrscht wurde. Ihnen zu gefallen hielt er sich von seinen Kollegen in der Kammer entfernt und verbarg sich vor ihnen, was einen geheimen Zwiespalt und bei den wichtigsten Angelegenheiten unübersteigliche Hindernisse zur Folge hatte. Dazu kommt, daß die obersten Leiter des Carbonarismus in Folge

---

*) Man sehe im revolutionären Paris die interessante Erzählung des Herrn Trelat.

einer Politik, die sehr passend ist, wenn es sich um die Verschwörung eines Tages, aber höchst unklug, wenn es sich um eine dauernde Verschwörung handelt, um neue Anhänger zu gewinnen, ihre Streitkräfte systematisch übertrieben und am Ende Mißtrauen erweckt hatten.

So viel ist gewiß, daß die Vorbereitungen in La Rochelle eine Mitwirkung erheischten, welche verweigert wurde. Nach Paris zurückgekehrt, setzte Herr Flotard den Stand der Dinge aus einander. „Der Erfolg wäre sicher," sagte er, „wenn irgend ein bedeutender, im Lande bekannter und kraft seiner amtlichen Stellung angesehener Mann sich dazu hergäbe, persönlich alle Gefahren der Unternehmung zu theilen." Der General Lafayette und Herr Flotard wandten sich an Herrn von Beausejour, dem populäre Ansichten, einfaches Benehmen und ehrenhafte Antezedentien einen großen Einfluß in La Rochelle und der Umgegend erworben hatten. Herr von Beausejour weigerte sich abzureisen und schützte ein Geschäft mit Herrn von Villèle vor. So ermangelte die Direktion des Carbonarismus sowohl derjenigen Kraft, die aus Klugheit entspringt, als auch derjenigen, welche die Tochter der Kühnheit ist.

Herr von Lafayette, den seine Liebe zur Popularität, unterstützt von natürlicher Edelherzigkeit, mit Jünglingseifer erfüllte, Herr von Lafayette erbot sich zur Reise nach La Rochelle, wie er sich zu der nach Befort erboten hatte. Aber sein Opfer wurde nicht angenommen, und der Oberst Dentzel Herrn Flotard als Begleiter zugetheilt.

In La Rochelle vereinigten sie sich mit dem General Berton und jenen unsterblichen Sergenten, die der Grèveplatz erwartete.

Der 14. März, der für die Explosion des Komplotts festgesetzt war, nahete heran. Dem Carbonarismus standen vermittelst der Offiziere und Unteroffiziere beinahe alle Garnisonen der westlichen Städte zu Gebote. Vierundfünfzig bespannte Kanonen sollten im verabredeten Augenblicke den Verschworenen angehören. La Rochelle hatte seit einiger Zeit ein seltsames Aussehen gewonnen. Die Hoffnungen der Einen, die Zweifel der Andern, die Vorsichtsmaßregeln der Gewalt, halbe Mittheilungen und neugierige Muthmaßungen, alles das verbreitete in der Stadt eine Unruhe, die sich gewissermaßen in die Luft mischte, die man athmete. Wenn der Sturm sich zusammendrängt, so sieht man unter einem verdüsterten Himmel den Horizont sich absondern und erhellen. Das Gleiche findet Statt, wenn bürgerliche Ungewitter sich bilden: ehe sie ausbrechen, erleuchten und erweitern sie die Gemüther, während sie dieselben mit Traurigkeit erfüllen.

Aber es ist selten, daß man bei den menschlichen Unternehmungen von dem Sandkörnchen Notiz nimmt, von welchem Pascal spricht, und das, an eine gewisse Stelle in Cromwel's Leib gelegt, das Ansehen der Welt verän=

dert haben würde. Der militärische Chef des Komplotts, der General Berton, hatte auf seiner Flucht von Saumur seine Uniform dort zurücklassen müssen. Bei Revolutionen verschafft man sich durch äußern Schein Geltung. Die Verschworenen wußten es. Sie machten in La Rochelle vergebliche, und bei so bewandten Umständen nicht ungefährliche Versuche, sich eine Generalsuniform zu verschaffen. Man mußte nach Saumur schicken. Aber der Abgesandte erschien erst am Abend des 19. März wieder. Die Sergenten Raoulx, Goubin und Pommier, gegen die man schon lange Verdacht gehegt, waren am Morgen verhaftet und auf dem Wege zum Schaffot in's Gefängniß geworfen worden.

Inzwischen stiegen am 20. März mit Tagesanbruch drei Männer in eine Barke und nahmen die Richtung nach der Insel Aix. „Die Fregatte," sagte der Herr der Barke, „muß heute Nacht nicht ganz leicht über das Fahrwasser gekommen sein." — „Von welcher Fregatte sprechen Sie?" riefen die drei Passagiere, die ihre Bewegung kaum bemeistern konnten. — „Von der, die nach Senegal bestimmt war." Bei diesem unerwarteten Schlage sahen die Herren Berton, Dentzel und Flotard einander stillschweigend an. Es blieb ihnen nur noch eine Hoffnung.

Auf der Insel Aix wurden Berton und Dentzel von dem Kommandanten erkannt. Dieser denunzirte sie indeß nicht, sondern nahm sie freundschaftlich auf, und als sie davon sprachen, weiter auf die Insel Oleron zu fahren, wo noch fünfhundert Mann standen, sagte der Kommandant zu ihnen: „Hüten Sie sich wohl; Sie würden dort auf der Stelle erschossen werden." Jetzt vernahmen sie, daß Herr Feisthamel in einem Gespräch, das vor einem Agenten der Regierung Statt gehabt, Herrn Sofreon gefragt hatte, ob er den General Berton nicht kenne. Herrn Sofreons bejahende Antwort hatte die lebhafteste Unruhe erweckt; deshalb die eilige Abfahrt der Truppen, welche das Kolonialdepot bildeten. Der Kommandant der Insel Aix ließ unter seinen Augen die Uniform verbrennen, welche die drei Verschworenen mitgebracht hatten, und verschaffte ihnen eine Barke, welche sie schnell nach Rochefort führte. Die Versuche der Verschworenen waren abermals vereitelt worden.

Die Folgen sind bekannt. Der Carbonarismus schleppte sich seitdem nur im Blute seiner Märtyrer noch fort. Die Regierung organisirte gegen ihn ein umfassendes und scheußliches System der Provokation. Berton, das unbezwingbare Herz, hatte die Gastfreundschaft ausgeschlagen, die ihn auf fremder Erde erwartete. Er tritt zurück in die Schranken, und, von Wolfel verrathen, stirbt er ohne zu beben, ohne zu klagen wie ein Mann, der schon lange überzeugt ist, daß sein Leben dem Henker gehört. Unter seinen Unglücksgefährten bitten zwei um Gnade; aber Sauge ruft auf dem Schaf-

fot die rächend prophetischen Worte: „Es lebe die Republik!“ und Caffé kommt seinen Feinden zuvor, öffnet sich die Adern und stirbt nach antiker Weise. Einige Zeit nach der Verhaftung Bertons läßt sich ein Oberstlieutenant, der die großherzige Hoffnung gefaßt hat, die Angeklagten von Befort zu retten, der unglückliche Caron, zu einem Rendezvous im Walde von Brissac führen. Ein elender Plagiarius Wolfels, der Unteroffizier Thiers, wirft sich dem Obersten in die Arme und bringt ihn durch verrätherische Ergebenheitsbezeugungen dahin, daß er seine Hoffnungen offenbart, während Spione, die hinter einem Gebüsche versteckt sind, die anklagenden Geständnisse auffangen. Caron wird zum Tode verurtheilt; man verweigert ihm die bittere Freude, ehe er Abschied vom Leben nimmt, seine Frau und seine Kinder zu umarmen; er stirbt, wie der Marschall Ney gestorben war. Es fehlt mir an Muth, weiter zu gehen und euch auf diesen Grèveplatz zu begleiten, wo eure Häupter hinrollten, nachdem eure Seelen sich unter den Augen einer gerührten Menge in einer letzten Umarmung vereinigt — du, o Bories, und ihr, würdige Genossen dieses unsterblichen jungen Mannes! Die angegriffene Restauration hatte allerdings das Recht, sich zu vertheidigen, aber nicht durch hinterlistige Fallstricke; denn dies hieß die Todesstrafe zum Meuchelmord machen.

Am Abend des Tages, der für ihn und seine Kameraden der letzte sein sollte, schrieb Bories von seinem Gefängniß im Bicêtre an einen Freund:

„Man läßt uns verhungern. Man will uns trennen. Wenn ihr uns heute nicht retten könnt, so ist zu wünschen, daß wir morgen sterben.“

Dieser melancholische Wunsch ging in Erfüllung; man hatte den Gefangenen Gnade versprochen, wenn sie einige Mittheilungen machten: großherzig nahmen sie die Namen ihrer Mitschuldigen mit sich in's Grab.

Wie könnte man sich hier einer schmerzlichen Zusammenstellung enthalten? Was that die Bourgeoisie, um diese heldenmüthigen jungen Leute zu retten, welche für sie in den Tod gingen? Das Angebot von sechzigtausend Franken an einen Kerkermeister, dessen Stelle jährlich zwanzigtausend eintrug, war alles, was versucht wurde! Und als der Todeskarren die Fluthen einer Menge theilte, welche so tief bewegt war, daß man Männer auf die Kniee sinken und Greise das Haupt entblößen sah, da fand die Bourgeoisie kein Mittel, das Volk aufzuwiegeln, sie, die im Monat Juni zur Vertheidigung ihrer bedrohten Interessen eine so furchtbare Aufregungsgewalt zu entwickeln gewußt hatte.

Ich halte ein. Nach dem Tode der Sergenten von La Rochelle wird der Carbonarismus von Tag zu Tage schwächer und geht mit schnellen Schritten seiner Auflösung entgegen. Die Gesellschaft spaltet sich in zwei Parteien. Die eine will, man soll sich entschieden für die Republik aus-

sprechen, und diese schaart sich um Lafayette; die andere behauptet, man dürfe der Nation keine Regierung aufnöthigen, und diese deckt sich mit dem Namen Manuel. Dieser anfänglich geheim gehaltene Zwiespalt nimmt bald einen leidenschaftlichen, giftigen Charakter an und bricht in gegenseitigen Beschuldigungen aus. Die Anarchie dringt durch alle Poren des Carbonarismus, und in ihrem Gefolge führen sich ungerechtes Mißtrauen, Gehässigkeiten, Eigennutz und Ehrgeiz ein. Die Periode patriotischer Hingebung ist vorüber, die der Intrigue beginnt.

Der Carbonarismus war nicht in die Tiefen der Gesellschaft hinabgestiegen; er hatte ihre unteren Schichten nicht aufgeregt. Wie hätte er sich lange von den Fehlern der Bourgeoisie, dem Individualismus, der Kleinlichkeit der Ideen, der Gemeinheit der Gesinnung, dem übertriebenen Streben nach materieller Wohlfahrt, der Plumpheit der Instinkte rein erhalten können? Der Carbonarismus hatte den edlen und gesunden Theil der Bourgeoisie gebraucht, aber nachdem er ihn ermüdet, abgenützt, in die Hände provozirender Agenten und des Henkers geliefert, was konnte er da noch Großes versuchen und ausführen? In diesem Zustande des Verfalls und der Unmacht ließ er es sich gefallen, daß Leute, wie die Herren Merilhou und Barthe, sich an seine Spitze stellten. Letzterer hatte bei der Vertheidigung der Angeklagten von Befort edle Inspirationen gehabt, aber wenn man ihm die Tugenden eines Volksfreundes zuschrieb, so beurtheilte man ihn sehr falsch.

Man hat seit 1830 viel von den dramatischen Szenen gesprochen, die der Carbonarismus mit seinem Schatten bedeckte, von Eiden des Hasses gegen das Königthum, die auf Dolche geschworen worden, und anderen unheilschwangeren Formalitäten. Das Wahre an der Sache ist, daß, nachdem der Carbonarismus eine große Ausdehnung gewonnen, die Venten am Ende jeder Zentraldirektion entwachsen waren. Es gab republikanische, orleanistische, bonapartistische; einige konspirirten ohne einen andern Zweck, als um zu konspiriren. Die Gebräuche wechselten, wie die Grundsätze, und in einem Geheimbund konnte in einem so fürchterlichen Augenblicke nichts übrig bleiben, als das Chaos. Der Mangel an entschiedenen Grundsätzen, dieser Urfehler des Carbonarismus, war auch eine der Ursachen seines Untergangs. Die Sache war ganz einfach.

Was seinen Einfluß betrifft, so beurkundete er sich in zwei verschiedenen Ergebnissen.

Indem er der Gewalt zeigte, wie zahlreich und unversöhnlich ihre Feinde waren, drängte der Carbonarismus sie auf diesen Abhang der Reaktionen, unter welchem sich ein Abgrund öffnete.

Auf der andern Seite reagirte er mit gleichem Eifer sowohl gegen die Dynastie der Bourbons, welche den Thron besetzt hielt, als gegen die feu-

dale Partei, die in der Kammer herrschte; dadurch aber zwang er die beiden Mächte, sich zu vereinigen, und schwächte auf einige Zeit die nothwendigen, unvermeidlichen Wirkungen ihrer Rivalität.

Die Kraft, welche die Restauration unter dem Ministerium Villèle entwickelte, und die Gewaltthätigkeit, wodurch das Ministerium Polignac sie zu Grunde richtete, hatten also bloß eine und dieselbe Quelle: den Carbonarismus.

Deshalb habe ich mich ausführlich über diese Episode der Restaurationsgeschichte ausgesprochen, zumal da mir ihr Charakter bisher noch nicht genügend erforscht, ihre Bedeutung nicht nach Gebühr gewürdigt worden zu sein scheint.

Auch sehe man, welche Modifikation der Carbonarismus in die Verhältnisse der Kammer und des Königthums bringt. Es ist nicht mehr dieser, jeden Augenblick sich wiederholende Kampf, der sich von 1814 herschreibt. Das Königthum demüthigt sich, es gibt nach. In den Schlachten, die ihm der Carbonarismus im Schooße der Gesellschaft liefert, ist seine Haltung stolz, und seine Siege sind grausam. Aber auf der politischen Bühne erscheint es nicht anders als kraftlos und unterwürfig. Es gibt nur noch eine wahre Macht in Frankreich: das ist die Kammer, und die Minister des Königs sind die Commis dieser Macht.

Den ersten Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung finde ich in dem Kriege in Spanien.

Werde ich wohl daran zu erinnern brauchen, auf welch' lebhaften und hartnäckigen Widerstand der Plan einer Expedition nach Spanien im Ministerrathe stieß? Herr von Villèle, der die Seele des Ministeriums war, betrachtete eine solche Expedition geradezu als ein öffentliches Unglück. Ludwig XVIII konnte nicht ohne Entsetzen daran denken. Und welche Motive, die ihn davon abbringen mußten! Was sollte man in Spanien thun? Den Stein der Konstitution im Blute der Spanier umwerfen; ein Heer über die Pyrenäen schicken, um eine Art 18. Brumaire zu veranstalten? Und warum? Um die Halbinsel mit Gewalt unter das Joch eines Antonio Maranon und seines Gleichen zu beugen, furchtbarer Menschen, die in der einen Hand einen Rosenkranz, in der andern ein Pistol hielten! Und für wen? Für Ferdinand VII, einen Fürsten, von welchem Herr von Chateaubriand gesagt hat, er sei von der Unerschrockenheit seines Kopfes in die Niederträchtigkeit seines Herzens herabgesunken; einen Despoten, der alle konstitutionellen Monarchen, so auch Ludwig XVIII und seine Charte, verachtete! Ueberdies brauchte man Geld zu dieser Expedition. Und Herr von Villèle zeigte den Schatz erschöpft, den öffentlichen Kredit ruinirt, den Liberalismus unruhig, die Industrie in banger Ungewißheit, den

Handel bestürzt. Und noch mehr. Der Carbonarismus hatte den Geist der Empörung in die Armee gepflanzt, und von der andern Seite der Bidassoa wehete die dreifarbige Fahne, von französischen Händen geschwungen. Endlich grollte England; Canning nahm eine drohende Haltung an, und Ludwig XVIII bebte vor Angst, Wellington zu mißfallen.

Aber was das Königthum fürchtete, rief dagegen die Kammer mit allen ihren Wünschen herbei. Was Herr von Villèle in Paris als Minister Ludwigs XVIII verwarf, adoptirte auf dem Kongreß zu Verona Herr von Montmorency als Mann des Vertrauens der parlamentarischen Aristokratie. Die Kammer siegte. Den Grund habe ich bereits gesagt. Nachdem die zwei Gewalten, welche eine grenzenlose Verschwörung zu gleicher Zeit angriff, Einigkeit nöthig gefunden, so war es an der schwächeren von beiden, sich zu unterwerfen.

Wenn also Herr von Villèle dem Willen der Kammer zu widerstehen suchte, so kämpfte er bloß gegen die Macht der Dinge, und wenn er dadurch, daß er Herrn von Montmorency aus dem Ministerium drängte, einen wichtigen Sieg erfochten zu haben glaubte, so sollte er bald eines Bessern belehrt werden. Denn diese selbe parlamentarische Souveränetät, die Herr Mathieu von Montmorency damals repräsentirte, führte alsbald als Nachfolger des Herzogs Mathieu den Vicomte von Chateaubriand in's Ministerium, und dies machte den spanischen Krieg unvermeidlich.

Um diesem Kriege zu entgehen, hatten Ludwig XVIII und Herr von Villèle zwischen den Cortes und Ferdinand VII eine Versöhnung zu vermitteln gesucht, welche die Gründung einer spanischen Charte nach dem Muster der französischen zur Basis gehabt hätte, und Herr von Villèle hatte in diesem Sinne an Herrn von Lagarde, unsern Gesandten in Madrid, geschrieben. Dies hieß, die Nothwendigkeiten des Augenblicks sehr schlecht beurtheilen.

Was lag der religiösen und feudalen Partei, welche herrschte, an der politischen Lage Spaniens, vom Gesichtspunkte der spanischen Nation aus betrachtet? Die feudale Partei wünschte den Krieg um ihrer selbst willen: sie wünschte ihn, um ihre Feinde in Frankreich des Wahnsinns überführen oder einängstigen zu können.

Was Herrn von Chateaubriand betrifft, so waren seine Ansichten erhabener und seine Wünsche noch ungestümer, absoluter. Herr von Chateaubriand hatte Herrn von Montmorency auf den Kongreß zu Verona begleitet und daselbst die Gesinnung der Souveräne erforscht. Er wußte, daß Oesterreich und Preußen, wenn sie sich für die Intervention in Spanien aussprachen, nur dem Impuls folgten, den ihnen der Kaiser von Rußland aufdrückte; er wußte, daß der Kaiser von Rußland seinerseits diese Inter-

vention nur aus Stolz verlangte und um in allen europäischen Angelegenheiten seine Hand zu haben. Aber Herrn von Chateaubriand hätte es tödtlichen Verdruß bereitet, russische Bataillone in dem alten Lande Karls V zu erblicken. Er wollte aus dem Kriege in Spanien eine französische Sache machen. Er, ein Diener der Bourbons, dessen poetische Treue die Verträge von 1815 belästigten, hoffte die Restauration zu heben, indem er ihr einen Degen gab.

Man hat den Krieg in Spanien gebrandmarkt und das Interventionsprinzip ein Prinzip der Unterdrückung genannt. Lächerliche Anklage! Alle Völker sind Brüder, und alle Revolutionen sind kosmopolitisch. Wenn eine Regierung eine gerechte Sache zu vertreten glaubt, so lasse sie dieselbe überall triumphiren, wo der Triumph möglich ist; dies ist nicht nur ihr Recht, sondern sogar ihre Pflicht. Aber konnte man diese Sache Ferdinands VII für eine gerechte halten? Ach, in Spanien war damals eine andere Tyrannei zu fürchten, als die der Descamisados: die der Servilen. Grausame Herzen schlugen unter der Kutte des Franziskaners, und mehr Gräber sollten sich beim Gesange des *Veni Creator* öffnen, als bei den Refrains der Tragala. Als unter den Befehlen des Herzogs von Angoulême hunderttausend Mann die Pyrenäen überschritten, da überkam Herrn von Chateaubriand (er hat es später selbst gesagt) oft ein kalter Schauder. Die Liberalen hatten von einem Ende Frankreichs bis zum andern schreckliche Weissagungen ertönen lassen. Wenn in der Kammer Zuversicht herrschte, so waltete auf dem Throne und um den Thron Mißtrauen vor, und von den Generälen, welche den Herzog von Angoulême begleiteten, waren die meisten kopfschüttelnd abgegangen, weil sie sich recht wohl erinnerten, wie viele Franzosen unter Napoleon in Spanien eingezogen und nicht zurückgekommen waren. Nichtsdestoweniger glückte die Expedition. Aber ihr Verdammungsurtheil lag in ihrem Erfolge selbst. Was mußte Herr von Chateaubriand denken, als er vernahm, daß der Dolch der Seïden Ferdinands VII die Befreier dieses Monarchen bedrohte; als er die Ordonnanz von Andujar las; als er nicht mehr daran zweifeln durfte, daß Frankreich sich unter denjenigen, deren Sache es gedient, mehr Feinde gemacht, als unter denen, die es bekämpft hatte; als er endlich Herrn Pozzo-di-Borgo nach Madrid reisen und Ferdinand VII sich vor dem Einflusse Rußlands, dem er nichts verdankte, beugen sah, nachdem er den Frankreichs, welchem er alles verdankte, zurückgestoßen!

Dem sei, wie ihm wolle, die triumphirende Rückkehr des Herzogs von Angoulême verbreitete Bestürzung unter der Bourgeoisie. Und dies allein wurde bemerkt. Lag also in diesem, gegen den Wunsch der königlichen, und in Folge des vorherrschenden Einflusses der parlamentarischen Gewalt unter-

nommenen Kriege weiter nichts Bemerkenswerthes, als die Enttäuschung einer Partei? Mußte es nicht jedem, der der Sache näher auf den Grund gehen wollte, klar sein, daß der Krone nunmehr das Recht über Frieden und Krieg entrissen war?

Gleichwohl ließ Herr von Villèle aus dieser unbemerkten, aber wirklichen Niederlage des monarchischen Prinzips die sonderbare Idee der Siebenjährigkeit hervorgehen. Begriff denn Herr von Villèle nicht, daß er der Kammer nur mehr Festigkeit und Halt sicherte, wenn er ihr eine Dauer von sieben Jahren gab?

Es ist wahr, die Kammer wurde aufgelöst und eine neue berufen, um die Siebenjährigkeit zu berathen. Aber unter der Herrschaft des Gesetzes der doppelten Abstimmung und in der Begeisterung, welche der Erfolg des spanischen Krieges erzeugt hatte, konnte die Versammlung nur ultrafeudal sein. Das war sie auch. Das konstitutionelle Regime verschwand, um einer oligarchischen Regierung Platz zu machen, einer Regierung, die, da sie keine Wurzeln in der Gesellschaft hatte, sich sehr schnell durch ihre Anmaßungen abnützen mußte, aber erst, nachdem sie das Königthum bemeistert und auf immer außer Stand gesetzt hatte, sich wieder aufzurichten.

Ich weiß nicht, ob Herr von Villèle dieses Resultat vorausgesehen hatte, oder ob er, im Fall er es vorausgesehen, es sich sehr hätte zu Herzen gehen lassen. Herr von Villèle hatte nur für die kleinen Sachen Genie. Rechnungen in Ordnung bringen, Budgets vorbereiten, die Bankiers meistern, die Stürme der Börse beherrschen, das verstand er mit wunderbarer Leichtigkeit. Und in dieser Beziehung war Herr von Chateaubriand kein unbequemer Kollege für ihn; denn die kleine Politik brachte Herrn von Chateaubriand in Verlegenheit; er hatte eine entschiedene Unfähigkeit für dieselbe, wie sie die Gewohnheit hoher Gedanken häufig erzeugt. Aber sein literarischer Ruf, das Prunkhafte in seinem Benehmen, die Pracht, mit der er lebte, sein Einfluß auf den eleganten Theil der Nation, alles, selbst der Glanz seiner poetischen, edelmännischen Faulheit verdunkelte Herrn von Villèle. Herr von Chateaubriand wollte eines Tages in der Diskussion über die Siebenjährigkeit eben das Wort ergreifen, als sein Kollege, der Minister des Innern, Herr von Corbière, ihn bat, ihm die Tribune abzutreten. Und am andern Tage, am Sonntag vor Mariä Himmelfahrt, erhielt Herr von Chateaubriand, der sich im Schlosse befand, von Herrn Pilorge, seinem Sekretär, ein Billet folgenden Inhalts:

„Herr Vicomte, ich gehorche den Befehlen des Königs und übermache Ihnen beiliegende Ordonnanz:

„Der Herr Graf von Villèle, Präsident unsers Ministerrathes und Minister, Staatssekretär im Departement der Finanzen, ist interimistisch

mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, an der Stelle des Herrn Vicomte von Chateaubriand."

Einen brutaleren Versuch mit seinem Einfluß konnte Herr von Villèle nicht machen. Nachdem er hinter einander Herrn von Montmorency und den Herzog von Belluno aus dem Ministerium gedrängt, kompromittirt er durch schimpfliche Absetzung eines hochberühmten Mannes die Würde der Krone. Er blieb ohne Nebenbuhler im Ministerrathe. Aber in der Kammer hatte er seine Meister.

Diese Herrschaft der Kammer wurde durch folgenden Umstand vollends absolut. Am 6. September 1824 befanden sich die Prinzen und mehrere Oberoffiziere im Schlosse, um ihre Aufwartung zu machen. Auf einmal öffnete sich die Thüre des Gemachs und eine Stimme rief: „Meine Herren, der König!" Karl X trat herein: Ludwig XVIII war so eben verschieden.

Lugwig XVIII hatte im Kampf der Parteien sich selbst geschont und wünschte sich dazu Glück in seiner letzten Stunde. Was hatte er dabei gewonnen? Daß er ruhig starb, beinahe wie der geringste Bauer seines Königreichs. Armseliger Triumph, und dem schlechtesten Ehrgeize erreichbar! Wie läppisch diese Eitelkeit der Großen der Erde! Da widersteht ein König dem Anfall der Faktionen, weil es ihm an Macht gebricht, sie zu besiegen, und an Muth, sich von ihnen besiegen zu lassen; mit Konzessionen um Konzessionen verlängert er seine Regierung, verlängert er sein Leben; für Vergnügungen, die seinen abgestumpften Sinnen nicht gewährt, aber versprochen werden, übergibt er einem Weibe die Regierung seines eigenen Hauses, nachdem er seinen Ministern die Sorge überlassen, in seinem Namen, an seiner Stelle alles abzutreten, was er von dem Königthum zu verlieren einwilligt; und als er endlich alt, krank, lendenlahm, geschwächt von bitteren Wollüsten, verzehrt von trügerischen Wünschen, das Leben von sich weichen fühlt — — da richtet er sich auf dem Throne, den er seinem Bruder nur im Sturme übermachen kann, noch einmal auf und rühmt sich, im Begriff zu sterben!

Man erzählt, er habe, auf dem Lehnstuhl sitzend, wo er erlöschen sollte, umgeben von hohen Personen, welche weinten, und ganz blaß von seinem herannahenden Tode, den jüngsten, den schwächlichsten unter den Prinzen seiner Familie kommen lassen, die Hände segnend auf den Kopf des gebeugten Kindes gelegt, und gesagt: „Möge mein Bruder die Krone dieses Kindes wohl in Acht nehmen!"

Höchst eitle Worte! Man nimmt angegriffene Kronen nicht in Acht; man rettet sie oder richtet sie zu Grunde.

Ach mein Gott! was hatte also diese lange Reihe von Schwankungen und Fristverlängerungen, welche die Regierung Ludwigs XVIII bildete, zu Stande gebracht? Auf der politischen Bühne Unordnungen ohne Ende, ferner

Verschwörungen, Provokationen, verrätherisches Lauern im Hinterhalt, militärische Hinrichtungen — dies war alles, was man gesehen hatte. Allenthalben hatte der Sturm gewüthet: im Parlament, in der Presse, bei Hof, in den Städten, auf dem Lande. Didier, Tolleron, Berton, Bories, welche Erinnerungen! Ach, es däucht mich, als hätte bei dieser schlaffen Politik Ludwigs XVIII der Henker nach Behagen manövriren können!

Alles ist tödtlich, was von Königen kommt, die man angreift. Ihre Schwäche ist ebenso unheilvoll, wie ihre Kraft, ihr Schrecken so verderblich, wie ihre Wuth. Wollen sie ihr Joch auflegen und können sie es, so erdrücken sie alles. Lassen sie sich dagegen gefallen nachzugeben, und können nicht bis ans Ende nachgeben, so provoziren sie Angriffe, gegen die es außer dem Bürgerkriege nichts gibt, als die Guillotine. Was sage ich? Was sie hier unter der Form der Macht abtreten, nehmen sie anderwärts wieder unter der Form der Gewaltthat. Wenn ihre Feinde einen geringen Vortheil davon tragen, so rächen sie sich an den Kleinen für das, was ihnen von den Großen entrissen worden ist, und ihre Schwachheit von gestern sucht einen Ersatz in ihren Grausamkeiten von morgen. Auf diese Art trinken ihre Konzessionen, wie ihre Forderungen, das Blut der Völker. Als Ludwig XVIII in derselben Stunde, wo der Todtengräber aus den Händen des Henkers die blutenden Leichen der vier Soldaten von La Rochelle empfing, einen Tanz bei Hof anordnete, da nahm Ludwig XVIII seine Rache für die Siege der Kammer. Es war ein Fest im Schlosse, weil mitten unter den Demüthigungen des Königthums die straflose Unmenschlichkeit dieses Festes Aehnlichkeit mit Kraft hatte. Von allen Orten verjagt, hatte sich der Stolz des Monarchen in diese rohe Großthuerei geflüchtet.

Aber würde ein System der Vergleiche, das zu solchen Folgen führte, die Monarchie lange vom Untergange gerettet haben? Dem Kampf der zwei Gewalten unaufhörlich ausweichen, hieß das ihrem innern Widerstreit ein Ende machen? Und mußte nicht jeder neue Versuch, ihm auszuweichen, das monarchische Prinzip abnützen und erniedrigen? „Möge mein Bruder die Krone dieses Kindes wohl in Acht nehmen!“ Ei, wie hätte Karl X sie lange in Acht nehmen können, gegenüber dieser so eifersüchtigen, so unzähmbaren parlamentarischen Gewalt? Sie hatte seit 1814 ihre Besitzer oft genug gewechselt: hatte sie auch ihre Natur gewechselt? Nein, nein. Die ganz feudale Kammer von 1815 hatte die königliche Gewalt nicht mehr geschont, als die ganz bürgerliche Kammer von 1817, und das Gesetz der doppelten Abstimmung war, wie das vom 5. Februar, eine gegen den Thron gerichtete Kriegsmaschine gewesen.

Hätte es eine Möglichkeit gegeben, daß die Gesellschaft, auf diese Art, zwischen die Autorität eines Königs und die einer Versammlung getheilt,

ihr Leben gefristet hätte, so wäre dies Phänomen sicherlich unter der Regierung Karls X zu Stande gekommen.

In der That, man versetze sich zu Ludwigs XVIII letztem Augenblick zurück. Verlangte die Partei, die damals herrschte, nicht vor allem, daß der große Grundbesitz wieder hergestellt, daß die religiösen Körperschaften wieder in ihre Rechte eingesetzt, daß den Adeligen eine unabhängige und üppige Existenz zurückgegeben werde, daß die Zentralisation dem System der lokalen Einflüsse Platz mache? Diese der Monarchie so wesentlich widerstrebenden Tendenzen, diese Tendenzen, die das mühsame, von Ludwig XI begonnene und von Ludwig XIV fortgesetzte Werk angriffen, waren genau die Karls X. Karl X war nicht im Stande zu begreifen, daß die Monarchie in Frankreich durch stufenweise Erniedrigung des Adels, durch Veräußerung der Feudalgüter, durch unmerkliche Schwächung des Systems der Erstgeburt und der Substitution, durch die Mißachtung der priesterlichen Diktaturen, und vor allem durch die Zentralisation groß geworden war. In seiner Unwissenheit glaubte er die Monarchie zu befestigen, während er bloß nach besten Kräften die Feudalität ins Leben zurückrief. Ludwig XI hatte, um König zu sein, aufgehört Edelmann zu sein. Karl X war mit seinen Ideen mehr Edelmann, als König.

So kam es denn, daß beim Tode Ludwigs XVIII die Wahlgewalt und die königliche Gewalt durch eine nahe Gemeinschaft der Grundsätze und Ansichten verbündet waren.

Auch läßt sich in Beziehung auf Stärke und Lebendigkeit nichts mit dem Impulse vergleichen, welcher der Gesellschaft einen Augenblick gegeben wurde. Die Entschädigungsmilliarde, welche man den Emigrirten auf ihre Weide geworfen, das Sacrilegiumsgesetz, das Gesetz über die religiösen Gemeinschaften, die Ausarbeitung eines Systems, welches den Grundbesitz wieder auf den zwei großen und starken Grundlagen der Feudalität, dem Erstgeburtsrecht und dem Substitutionsrecht festsetzte, alles das bildete ein Ganzes von Maßregeln, deren Zweckmäßigkeit und Zeitgemäßheit man wohl bestreiten, deren Charakter man brandmarken konnte, deren Glanz und Kühnheit aber sich unmöglich läugnen läßt.

Ueberdies wurde nichts verabsäumt, um den Erfolg dieser riesenhaften Unternehmung zu sichern. Die vereinigten Kräfte der gesetzgebenden Gewalt und der königlichen Gewalt fühlten das Bedürfniß, sich auf eine moralische Kraft zu stützen, welche den furchtbaren Voltairianismus im Schach hielte, der aus dem Schooße des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen war. Der Bund bildet sich, disziplinirt sich, breitet sich aus. Mystische Vereine schlugen sich um das Land. Die Jesuiten bemächtigten sich, um sie zu verunreinigen, der Quellen der menschlichen Intelligenz, und in Sainte-Anne

d'Auray, in Bordeaux, in Billom, in Montrouge, in Saint-Acheul arbeiten sie darauf los, in den jungen Geschlechtern das Grab der vorangegangenen zu graben. Das hieß das Jahrhundert am unrechten Ende anfassen, aber mit Konsequenz, mit festgeschlossenen Reihen, mit Energie. Soll ich von diesen fanatischen Predigten sprechen, diesen Prozessionen, welche die Städte beunruhigten und die Dörfer bedeckten, diesen Bußzeremonien, dem die Straßen entlang wiedertönenden Miserere der Salbung, die in den Augen der Einwohnerschaft die alte Allianz des feudalen Königthums und der Kirche erneuen sollte?

Es war im Monat Mai 1825, daß die Hand eines Erzbischofs die Krone Karls des Großen über dem Haupte Karls X schwebend hielt. Wie denn! also brauchte sie bloß fünf Jahre, um zu sterben, die in der Kathedrale zu Rheims als Tochter Gottes und als unsterblich erklärte Dynastie? Ja gewiß, und man hätte Mühe, die Schnelligkeit dieses Falles zu begreifen, wenn man seine Erklärung nur im Widerstande der Bourgeoisie suchte.

Dieser Widerstand war allerdings lebhaft. Die Bourgeoisie entfesselte gegen die parlamentarische Feudalität alle Mächte der Presse; sie schuf der Pairskammer, die sich Wunder was darauf einbildete, daß sie das Erstgeburtsrecht und Peyronnet's Gesetzesentwurf gegen die Presse verworfen, eine ephemere, künstliche Popularität; sie erniedrigte die königliche Majestät zu den Füßen der Pamphletisten und Liederdichter; sie jubelte zu den Memoiren des Herrn von Montlosier, welche Aergerniß um den Altar ausbreiteten; sie erweckte in den königlichen Gerichtshöfen, als Opposition gegen die Liga der Priester, den alten Geist der Parlamente wieder; und dann wollte sie ihrerseits jetzt auch auf die Einbildungskraft wirken, auch ihre Feste halten. Eines Tags sah man Tausende von Bürgern um ein Grab versammelt. Junge Männer nahten sich, einen Sarg tragend. Folgte eine lange Reihe goldprunkender Wagen. Alle Reichen von Paris waren da. Die Leichenfeier des Generals Foy war das Gegenstück zu dem Pomp der Königssalbung.

Aber was will das heißen! es fehlte diesen Bewegungen, wenn eine Revolution daraus hervorgehen sollte, die Mitwirkung des Elends. Und das Volk, das diese Macht besaß, was konnte es von solchen Streitigkeiten begreifen? Man schlug sich über demselben, nicht für dasselbe.

Was den raschen Verfall der königlichen Gewalt unter Karl X erklärt, ist der Umstand, daß sie blieb, was sie war, während die Wahlgewalt sich unmerklich verwandelte und dadurch den unvermeidlichen, entscheidungsvollen Krieg zwischen den beiden Prinzipien zurückführte.

Und was brauchte man über diese Verwandlung der Wahlgewalt zu staunen? Hatten nicht die Gegner der bürgerlichen Gesellschaft selbst, ohne es zu wissen, die Sitten der Bourgeoisie angenommen? Hatten sie sich nicht

ihre Laster zu eigen gemacht? War nicht der Industrialismus unter die Helden des neunzehnten Jahrhunderts gedrungen? Ich will hier nicht alle finanziellen Skandale der Restauration aufrühren; aber wer kennt nicht die Geschichte der Ouvrard'schen Käufe und die Namen, welche in traurigen Debatten wiederhallten? Nach dem Krieg in Spanien erhoben sich plötzlich kolossale Reichthümer: und warum? Weil die Royalisten, welche auf das Steigen gespielt, sicher gespielt hatten. Man weiß, daß die Protektion der Jesuiten zu dieser Zeit ein Mittel war, vorwärts zu kommen; man weiß, daß die Kongregation die Aemter vertheilte, den Ehrgeiz klassifizirte und der Inbrunst mystischer Frömmigkeit ein weltliches Ziel vor die Augen hielt. Und der erste Minister des Königs, derjenige, der berufen worden, den gegen die Bourgeoisie unternommenen Kreuzzug gewissermaßen anzuführen, war es nicht selbst ein Mann der Börse, Herr von Villèle? Herr von Villèle, an dem Alles bürgerlich war: Manieren, Sprache, Gesinnung, Instinkte, Fähigkeiten?

Die feudale und religiöse Partei trug also die Keime ihres Unterganges in sich selbst. Sie sprach von Gründung der Glaubensherrschaft und opferte nur den Interessen; sie eiferte gegen den modernen Geist und stand selbst unter seiner Herrschaft. Dergleichen Widersprüche sind der Selbstmord der Parteien.

Ueberdies, und unabhängig von ihrer moralischen Wahl, besaß die Bourgeoisie im Institut der Nationalgarde eine vollkommen organisirte materielle Macht. Nachdem sie aus dem Parlament ausgeschlossen worden, war es ganz natürlich, daß sie die öffentlichen Plätze zu ihrer Arena wählte und mit Drohungen zu Stande brachte, was sie mit den Gesetzen nicht auszuführen vermochte. Eine unvorsichtige Musterung verschaffte ihr die gewünschte Gelegenheit. Mitten aus ihren bewaffneten Reihen erhoben sich eines Tags Rufe des Hasses, die in Karls X eigenen Ohren wiederhallten. Im Grunde war diese Demonstration nicht so ernstlich, wenigstens nicht sehr revolutionär gemeint. Die Bourgeoisie hatte bei einer sozialen Erschütterung zu viel zu verlieren, um sich freiwillig den Gefahren derselben auszusetzen. Sie entwaffnen war nicht bloß eine Lächerlichkeit, sondern ein Wahnsinn. In einem monarchischen Lande ist der Thron die erste aller Privatbesitzungen und kann folglich unter keinen sicherern Schutz gestellt werden, als unter den einer Bürgermiliz. Aber als die Herzogin von Berry und die Dauphine hörten, daß die königliche Majestät gehöhnt worden sei, machten sie mit sieghafter Beredtsamkeit die Eingebungen ihres Grolls gegen die Mahnungen der Vernunft geltend, und die aufgelöste Nationalgarde säuberte die Straße, welche in Bälde das entfesselte Volk bis zu dem Throne selbst führen sollte.

So vielen Gefahren hatte Herr von Villèle nichts mehr entgegen zu

stellen als die Kammer. Zum Unglück für ihn und die Monarchie hatte diese ursprünglich so feste und haltungsvolle parlamentarische Feudalität angefangen zu taumeln, wie ein Betrunkener. Man hatte die Nationalgarde entlassen, man mußte die Kammer auflösen. Der Sturm brauste von allen Seiten zugleich.

Die absolute Unverträglichkeit der beiden Gewalten hatte sich diesmal glänzend und entschieden herausgestellt. Dieser König, diese Minister, diese Kammer, hatten sie nicht dieselben Dinge gewollt, hatten sie sich nicht freundschaftlich zur Ausführung der kühnsten Pläne die Hände gereicht? Gleichwohl standen sie jetzt auf dem Punkt, sich nicht mehr verstehen zu können! Eine neue Kammer ward einberufen und die Wahlen begannen.

Herr von Villèle meinte, um Minister zu bleiben, brauche er nur das System zu ändern. Aber sollte ein feudaler König sich darein ergeben, seine Krone einer Versammlung von Advokaten und Kaufleuten zu Füßen zu legen?

Man hatte nicht vergessen, welche Angst während des Verlaufs der Wahlen in den Gemüthern herrschte. In Paris war eine Emeute ausgebrochen, als es sich für die Bourgeoisie darum gehandelt hatte, das politische Werkzeug zu verlieren: eine Emeute brach aus, als es sich für sie um Wiedereroberung desselben handelte. Blut floß also auf dem Pflaster der Straße Saint-Denis. Die beiden Parteien klagten sich gegenseitig an; es geht immer so. Es scheint in der That, als hätte die Polizei, wenn sie die Unruhen nicht geradezu herbeirief, wenigstens dazu gereizt. Sehet ihr da Männer von Pferdehufen zerstampft, oder unter den Säbeln von Gensdarmen verbluten, um den Triumph dieses oder jenes Kandidaten der Rechten oder der Linken zu unterstützen? Das nennt man Politik, Regierungskunst, was weiß ich! Ich für meine Person habe in Sachen der Politik einen schlechten Glauben an die Wirksamkeit solcher Machinationen. Es ist Gotteslästerung, das Schicksal der Reiche und die Zukunft der Völker von einigen platten Galgenstücken abhängig zu machen.

Die Wahlen hatten das vorhergesehene Resultat. Sie führten zwei Parteien in die Kammer: die stärkere von den beiden war die der neuen Interessen. Herr von Villèle hätte sich vielleicht zu ihrem Diener hergegeben, aber um sich annehmbar zu machen, mußte er noch mehr Haß auf sich laden, als um sich zu behaupten. Er fiel und zog in seinem Falle Kollegen mit sich, die, wie die Herren von Peyronnet und von Corbière, noch mehr kompromittirt waren, als er selbst. Nun, worauf belief sich das Erbe, das Herrn von Martignac hinterlassen wurde?

Der König hatte sich beeilt, seinen neuen Ministern zu sagen: „Herrn von Villèle's System ist das meinige!“ und die Kammer beeilte sich, in

ihrer Adresse Herrn von Villèle's System als ein beklagenswerthes zu bezeichnen. Die ganze Geschichte der Restauration liegt in dieser einfachen Zusammenstellung. Wie konnte man die Kammer, welche die Macht besaß, hindern, sie ausüben zu wollen, und wie das Oberhaupt des Staates hindern, bei Lesung der Adresse beleidigt auszurufen: „Ich werde nicht dulden, daß man meine Krone in den Koth wirft!" Was blieb nun noch zu versuchen übrig? Sollte er sich vollständig an die Wahlgewalt anschließen? Herr von Martignac konnte dies nicht, ohne dem Königthum den Krieg zu erklären. Sollte er dem Königthum nach seinen Wünschen dienen? Er konnte es nicht, ohne der Kammer den Krieg zu erklären. Sollte er diese zwei Arten von Unterjochung kombiniren, und, um zu regieren, ein doppelter Sklave sein? Er versuchte es.

Und vor allem ist zu bemerken, daß die Umstände den Erfolg dieser Versöhnersrolle zu begünstigen schienen. Die Bourgeoisie hatte, nachdem sie in Ausübung ihrer Macht einmal weiter vorgeschritten war, immer mehr von ihrem Ungestüm abgelegt. Sie wachte sogar mit einer gewissen Unruhe über das Wohl des Königthums, seit sie sich stark genug fühlte, es zu bemeistern. Die königlichen Gerichtshöfe, die unter dem Ministerium Villèle den Tendenzprozessen systematische Lossprechungen entgegengesetzt, hatten jetzt für zu heftige Schriften vorerst noch strenge Strafen, und die hinter einander erfolgenden Verurtheilungen der Herren Beranger, Cauchois-Lemaire, Fontan verkündeten den Geist, der unter dem Ministerium Martignac die Magistratur belebte.

Die Umstände hätten also ein System der Versöhnung zwischen den beiden Gewalten begünstigt, wenn diese Versöhnung nicht an und für sich selbst lächerlich, ja unmöglich gewesen wäre. Man frage einmal die Geschichte dieser Epoche. Um die herrschende Meinung zu gewinnen, erschöpft sich Herr von Martignac in Konzessionen. Er schließt in der Person des Herrn von Frayssinous die kongreganistische Partei vom Ministerium aus und ersetzt den Bischof von Hermopolis mit dem Abbé Feutrier, einem weltlichen Priester, den man liberal glaubt; er vernichtet bei den Wahlen den Einfluß der Agenten des Königs; er befreit die Presse vom Joch der königlichen Autorisation, und indem er das Finanzmonopol an die Stelle des politischen Monopols setzt, gibt er den Reichen die Waffe des Journalismus in die Hand; er schafft die Zensur ab; er versetzt der Macht der Jesuiten den Todesstoß; er läßt das Recht, die Gesetze auszulegen, vom Königthum auf die Kammer übergehen, deren Oberherrlichkeit er somit anerkennt. — Und die Bourgeoisie jubelt.

Als er aber, nachdem er die parlamentarische Gewalt so reichlich bedacht, gleichwohl der königlichen Gewalt nicht alles entreißen lassen will, da gewinnen die Dinge ein anderes Aussehen. Er legt den Kammern zwei Gesetzes-

entwürfe, über die Organisation der Gemeinen und über die Organisation der Departements, vor, und diese zwei Entwürfe enthalten sein Todesurtheil. Man findet es sonderbar, daß die Minister sich weigern, bei der Ernennung der Maires das Wahlprinzip anzuwenden; man macht gegen die Minister geltend, daß die Kammer eine souveräne Initiative ausübe und mittelst eines Amendements die durch ein Gesetz aufgestellten Bezirksräthe abschaffen könne. Es ist vorbei: die Minister haben die Majorität verloren. Wer hätte sie unterstützen sollen? Der Hof umspann sie seit langer Zeit mit seinen Intriguen; der König hatte in seinem Herzen ihren Untergang geschworen und sich im Geheimen vorbereitet, ihnen Nachfolger zu geben. Herr von Martignac zieht sich zurück, Herr von Polignac ist Minister.

Am 2. März 1830, dem Tag der Einberufung der Kammer, richtete Karl X folgende feierliche Worte an die Versammlung: „Pairs von Frankreich, Deputirte der Departements, ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem Guten, das ich stiften will. Sie werden mit Verachtung die verrätherischen Insinuationen von sich weisen, welche übelwollende Menschen zu verbreiten suchen. Wenn strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg stellen sollten, welche ich nicht vorhersehen darf und will, so würde ich die Kraft, sie zu überwinden, in meiner Entschlossenheit, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, im gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe finden, welche sie jeder Zeit für ihren König an den Tag gelegt haben.“

Und was antwortete die Versammlung in der berühmten Adresse der 221? „Die Charte hat die fortwährende Uebereinstimmung der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes zur unumgänglichen Bedingung des regelmäßigen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten gemacht. Sire, unsere Loyalität, unsere Ergebenheit verurtheilen uns, Ihnen zu sagen, daß diese Uebereinstimmung nicht Statt findet.“

Die Kammer wurde aufgelöst: sie sollte nur durch Barrikaden hindurch, unter dem Getöne der Glocken, die zu unbekannten Leichenfeiern riefen, und durch Kinder des Volks mit beschmutzten Kleidern auf die Bühne zurückgeführt werden. Dann mußte man die Erfahrung aufs Neue beginnen, auf die Gefahr hin, den Müttern derer, die sich aufopfern, den Müttern der Armen aufs Neue Thränen auszupressen.

Der Armen! habe ich gesagt? und es ist das erstemal, daß ich dieses Wort ausspreche. Es hatte sich wirklich in diesen fünfzehnjährigen Debatten nicht um sie gehandelt. Triumphe der Opposition, Niederlagen oder Siege des Hofes, Kämpfe des Königthums, was hattet ihr, worüber das Volk sich mit Recht hätte betrüben oder freuen können? Man hatte viel Lärm über seinem Haupte gemacht: warum? Man war zur Eroberung der Schreibfreiheit

geschritten: geschah dies für das Volk, das nicht schrieb? Die Adeligen und die Reichen hatten sich um das Wahlrecht bekämpft: geschah dies für das Volk, das von der Hand in den Mund lebte? Auf dieser Tribune, worauf sich die Faktionen so lange Zeit heiser geschrieen, was für Stimmen hatten sich auf ihr dafür vernehmen lassen, daß der Lohn des Armen vergrößert oder seine Arbeit verkleinert werde? Hatte man bei diesen finanziellen Diskussionen, worin der Parteihaß so reichliche Nahrung fand, je auf eine gründliche Abänderung in der unbilligen Vertheilung der Abgaben gedrungen? Wie! man war am Vorabend einer großen Krisis nach fünfzehnjährigen Kämpfen, die im Namen der Gerechtigkeit, des Vaterlandes, der Freiheit geliefert worden, und das in diese Krisis hineingestürzte Volk sollte aus derselben nur hervorgehen, um in der Rekrutirung die Konskription und in den indirekten Auflagen das willkürliche Besteurungsrecht des alten Regiments, d. h. um die ewige Last wieder zu finden!

In ihrem Ganzen betrachtet, bietet die Restauration, man muß es sagen, Stoff zu schmerzlichen Betrachtungen. Während dieser langen Periode, so voll Lärm und Unruhen, trug der Liberalismus oft unselige Siege davon. Das Prinzip der Autorität wurde mit maßlosem Eifer angegriffen und erlag. Die Gewalt, in zwei in beständigem Vernichtungskampfe begriffene Kräfte getheilt, verlor durch ihre Veränderlichkeit ihre Rechte auf die Achtung Aller. Unfähig, die Gesellschaft zu lenken, weil sie in ihrem eigenen Busen Kampf und Anarchie trug, so daß sie selbst das eigene Dasein kaum zu fristen vermochte, gewöhnte sie die Gemüther an die Herrschaft der Frechheit. Die Nation wurde fast immer mit Gewalt gezwungen, nie geleitet. Was entstand hieraus? Das Gefühl der Hierarchie erlosch; der Kultus der Tradition verschwand. Um zu den Priestern zu gelangen, deren Tyrannei unerträglich geworden war, schritt man über die Religion selbst und trat sie mit Füßen. Der Protestantismus wurde der Grund der Ideen und Sitten; Viele übertrieben ihn; es gab einen Augenblick, wo das achtzehnte Jahrhundert ganz im neunzehnten wieder aufzuleben schien, und der Sarkasmus, der bis zu den Königen heraufgestiegen war, verstieg sich bis zu Gott.

Auch die materielle Welt wurde nicht weniger gestört, als die moralische. So wie in Sachen der Politik und Religion die Bourgeoisie beinahe gänzlich die Autorität der Freiheit, die Glaubensgemeinschaft der absoluten Unabhängigkeit des Geistes, die Brüderschaft dem Stolze geopfert hatte; so opferte sie in Sachen der Industrie die Assoziation der Konkurrenz, einem gefährlichen Prinzip, das den Wetteifer in unversöhnlichen Krieg verwandelt, allen Mißbräuchen der Gewalt Weihe gibt, den Reichen mit unersättlichen Wünschen quält und den Armen im Elend sterben läßt. Auch mußten sich mit der Konkurrenz in der Bourgeoisie schnell der unmäßige

Durst nach Reichthümern, der Wetteifer in Spekulationen, kurz der Materialismus in der grausamsten und plumpsten Bedeutung des Wortes entwickeln. Die Masse der Güter zu mehren, ohne an ihre Vertheilung zu denken, das war der kurze Inbegriff der ökonomischen Grundsätze, die der Liberalismus annahm. Sie waren unbarmherzig diese Grundsätze; sie beseitigten die Vermittlung jeder schützenden Macht in der Industrie; sie schützten den Starken und gaben die Existenz des Schwachen der Gnade des Zufalls preis.

Man wundere sich nach diesem nicht, wenn der hohe Bürgerstand vergaß, was er den Männern des Volkes schuldete, welche ihn jederzeit aufrecht erhalten hatten. Ach, sie waren im Begriff, noch einmal in seiner Streitsache ihr reinstes Blut zu vergießen. Und man wird sehen, ob die Erkenntlichkeit dem Dienste gleich kam.

Solche Resultate sind gewiß traurig, und der Geschichtschreiber, der sie zu verzeichnen hat, bedarf einigen Muthes, um seinem Herzen Stillschweigen aufzulegen. Wie! diese mörderischen Kämpfe der Menschen unter sich! Wie! diese kommenden und gehenden Geschlechter, die seufzend einem stets ungewissen und doch begehrten Ziele entgegenstreben! Wie! diese Treffen zu Land und zu Meer, diese Kämpfe politischer Körperschaften, diese Intriguen der Höfe, diese Verschwörungen, diese Bluthochzeiten! Wie! diese Gährungen sonder Zahl, welche die Empörung in Herrschaft und die hochtrabendsten Hoffnungen in namenlose Verzweiflung umwandeln! Wie! Alles dies wäre bloß vorhanden, um in der Geschichte großer Schmerzen und großer Verbrechen als heillose Abwechselung zu dienen! Was habe ich bis auf den heutigen Tag in diesen ewig wechselnden Formen erblickt? Eine ewige Tyrannei. Und in der Verschiedenheit der Sachen habe ich nichts zu entdecken vermocht, als ein ewiges lügenhaftes Spiel mit Worten. Seltsam furchtbares Geheimniß! Zu welcher stürmischen Fatalität sind wir doch bestimmt! Welche Anstrengungen ohne Zweck und Ziel! Welche Masse von Thatkraft vergeudet auf Erden, seit menschliche Gesellschaften bestehen! Sollen die Völker ewig verdammt sein, sich im Finstern herumzudrehen, gleich den blinden Pferden, den unverdrossenen Urhebern einer Bewegung, die sie nicht kennen? Denn was wollen am Ende die Kämpfe der Menschheit im Buch der Geschichte bedeuten? Hoffnung ist vorempfangene Täuschung. Was wir Triumph nennen, ist schon der Anfang der Niederlage. Gebäude haben zwar Dauer: ewigen Fortbestand haben nur die Ruinen. Ob die Tyrannei sich durch Aberglauben, durch das Schwert oder durch das Gold glänzend macht, ob sie sich Einfluß der Geistlichkeit, Feudalwesen oder Herrschaft der Bourgeoisie nennt — was liegt dieser Mutter daran, die über der Frucht ihres Leibes weint? was liegt jenem Greise daran, der nie weder Ruhe noch Liebe gekannt hat und auf dem Strohlager, wo er stirbt, mit seinem letzten Seuf-

zer noch dem Leben flucht? Sklave, Leibeigener oder Proletarier, der Mensch, der von der Wiege bis ins Grab leidet und duldet, wird er wohl in den wechselnden Benennungen eines Unglücks, das selbst nicht wechselt, hinreichende Gründe finden, die Vorsehung nicht anzuklagen?

Ach, hüten wir uns vor jedem gottlosen Worte. Das Ganze, der Zusammenhang der Dinge entgeht uns, deshalb haben wir kein Recht, den Himmel zu lästern. Wir kennen ja die letzte Konsequenz dessen nicht, was wir ein Uebel nennen, deshalb laßt uns nicht von menschlichen Anstrengungen ohne Zweck und Ergebniß sprechen. Vielleicht würden wir auch den Lauf der Flüsse als abgeschmackt verdammen, wenn wir nicht wüßten, daß es einen Ozean gibt.

Uebrigens findet sich, wie es scheint, das Gute im Grund der Dinge stets neben dem Uebel, um es allmälig und unmerklich zu vernichten und zu absorbiren. Es ist nicht alles zu tadeln am Werke des Liberalismus unter der Restauration. Obgleich im Allgemeinen selbstsüchtig, hatte die Bourgeoisie doch auch ihre Helden, ihre Märtyrer, und die Beispiele von patriotischer Aufopferung, welche der Liberalismus hervorgerufen, waren, wenn sie sich auch nicht in der ganzen Gesellschaft geltend zu machen wußten, gleichwohl nicht ohne Glanz und Größe. Manuel gab, als er sich von der Kammer ausschließen und sogar auf seiner Gesetzgeberbank von einem Gensdarmen packen ließ, ein edles Beispiel von Widerstand gegen die Unterdrückung. Dupont (von der Eure), Voyer-d'Argenson, Laffitte, der Abbé Gregoire, der General Tarayre gehörten durch ihre Sympathien dem Volke an. Im Kreise der Interessen, welche sie vertrat, verbreitete die Presse nützliche Wahrheiten und verfolgte trotz zahlloser Hindernisse muthvoll die Eroberung der Schreibfreiheit. Eine übrigens höchst unvollständige Freiheit; denn sie war im Ganzen genommen weiter nichts, als ein finanzielles Privilegium, statt eines politischen. Unter den Schriftstellern der Bourgeoisie befanden sich Männer von Talent und Herz. Die Herren Comte, Dunoyer, Bert, Chatelain, Cauchois-Lemaire machten dem Beruf des Journalisten alle Ehre. Paul Louis Courier trifft der Vorwurf, daß es ihm in seinen Flugschriften an dieser großherzigen Liebe zu dem armen Manne mangelte, welche seiner Entrüstung zuweilen die Beredtsamkeit der Begeisterung und seinem Talent die Macht ächter Menschenliebe geliehen haben würde; aber ein wahrer Ruhm war es für die Bourgeoisie, in Béranger, einem Sohne des Volks, der die Sprache des Volks in erhabener Weise spricht, einen Vertheidiger begrüßen zu dürfen.

Was die Restauration charakterisirt, ist, daß während ihrer Dauer das Prinzip der Autorität unter allen seinen Formen bekämpft wurde. Aber was dieses Prinzip verlor, gewann das der Freiheit und um so sicherer, als

letzteres abwechslungsweise von allen streitenden Parteien angerufen wurde; sie bekämpften es, wenn sie sich Sieger fühlten, und stellten sich unter seinen Schutz, wenn sie besiegt waren. Auf diese Art fand trotz der allgemeinen auflösenden Bewegung, die wir bezeichnet, besonders gegen das Ende der Restauration ein gewissermaßen folgerichtiger Zusammenhang statt in den Angriffen der Bourgeoisie. Die liberale Partei, die anfänglich nur blinden Instinkten gefolgt, hatte sich am Ende diszipliniert unter der Leitung einiger thätigen Männer, die man Doktrinäre nannte, und die Ergebnisse dieser Uebereinstimmung in der Negation und dem Hasse bewiesen wenigstens, was man von einem auf die Ideen der Brüderschaft und Vaterlandsliebe gegründeten Einklange erwarten könnte.

Sagen wir alles: der Liberalismus bereitete eben durch den Mißbrauch seines Prinzips eine Reaktion vor, die den Saint=Simonismus im Keime enthielt, und aus welcher die verschiedenen sozialen Schulen hervorgingen, deren Gang wir seiner Zeit folgen werden. Die Eroberungen, welche ihm der Geist der Forschung verdankte, und die anfänglich nur eine systematische Kritik ohne Bedeutsamkeit und Tiefe erzeugten, mußten später kühnen und fruchtbringenden Studien den Weg bahnen. Wenn endlich der dem Geiste der Industrie gegebene Impuls zu große Lüsternheit in den Gemüthern weckte und außer den Traditionen der Grazie und des guten Geschmacks auch die gebieterischen Pflichten der Menschheit in Vergessenheit brachte, so übte er auf der andern Seite einen günstigen Einfluß auf die Fortschritte der Wissenschaften aus, welche das Wohl der Menschen zum Gegenstande haben, und die auf das Schicksal des Volks verbessernd einwirken werden, sobald die unreine Mitte verändert ist, in welcher es leidet und zu keiner Ruhe kommt.

Im Uebrigen, was wissen wir? Damit der Fortschritt sich verwirkliche, ist es vielleicht nöthig, daß alle schlechten Wechselfälle erschöpft werden. Das Leben der Menschheit ist aber sehr lang und die Zahl der möglichen Lösungen sehr beschränkt. In dieser Beziehung ist jede Revolution wenigstens insofern nützlich, daß sie irgend eine unselige Möglichkeit absorbirt. Weil die Staatsgesellschaften aus einer unglücklichen Lage bisweilen in eine noch schlimmere gerathen, wollen wir daraus doch den übereilten Schluß nicht ziehen, daß der Fortschritt ein Traumgebilde sei. Ich denke mir einen von vorsichtigen Händen gelenkten Wagen: die Straße ist im Augenblick der Abfahrt schön, breit, vollkommen eben; je weiter der Wagen vorwärts kommt, um so schmaler und morastiger wird sie; aber sehet ihr nicht, daß der Wagen sich mit jedem Schritte dem Ziele mehr nähert? So ist es auch leicht, selbst in der Aufeinanderfolge allgemeiner Unglückszustände ein im höchsten Grade intelligentes und logisches Gesetz zu entdecken. Wenn alles vom Zufalle abhinge, so wären die Ereignisse gemischter und man hätte mehr Mühe, ihren

Zusammenhang zu verfolgen. Wenn dagegen ein boshafter Geist die Welt beherrschte, so wäre wahrscheinlich bei öffentlichen Leiden die Form ebenso eintönig, als der Grund und das Wesen, und die Unterdrückung würde weniger oft gezüchtigt. Muth also! Laßt uns in den sich erhebenden Zwingherrschaften wo möglich nur die Strafe des Unterliegenden erblicken! Die Herrschaft eines ausschließlichen Interesses, die Herrschaft eines Menschen oder einer Kaste ist bis jetzt immer der wunde Fleck der Menschheit gewesen. Warum sollte das Heilmittel nicht in der Verschmelzung aller Interessen liegen, die, mit richtigem Blick aufgefaßt, alle unter sich in Einklang stehen? Bald werden alle Theorien erschöpft sein, bis auf die einfachste und edelste — die der Verbrüderung des menschlichen Geschlechtes. So laßt uns denn, bis diese großherzige Erfahrung gemacht ist, über unsern Glauben wachen; laßt uns auch dann nicht verzweifeln, wenn es im Rathschlusse Gottes geschrieben stände, daß das Gute nur eine Erschöpfung des Bösen sein solle!

Erstes Kapitel.

Ministerium Polignac. — Auswärtige Politik der Restauration in dieser Epoche. — Rußland in Konstantinopel und Frankreich am Rhein. — Ursprung der Expedition gegen Algier. — Vorschläge im Namen Mehemed Ali's. — Innere Lage der Monarchie. — Adresse der 221. — Vertagung der Kammern. — Portrait Karls X. — Drohungen Englands. — Haltung des Kabinets der Tuilerien. — Versuche des Lords Stuart von Rothsay bei den Herren von Polignac und von Haussez. — Vorbereitungen zur Expedition nach Algier; Schwierigkeiten von Seiten der Bourgeoisie; lebhafte Opposition der Admirale. — Das Patent des Admirals Roussin zerrissen; Bedenklichkeiten des Admirals Duperré. — Abfahrt der Flotte: Intriguen; England. — Auflösung der Abgeordnetenkammer. — Unruhige Bewegungen. — Charakter der liberalen Opposition: der König und das Gesetz. — Karl X bei dem Herzog von Orleans. — Wirkung, welche die Eroberung von Algier hervorbringt. — Der Marineminister will den Admiral Duperré vor ein Kriegsgericht stellen. — Absichten der Restauration mit Algier. — Demagogisches Treiben des Königthums; Angriffe der Liberalen gegen das Volk. — Stellung der Bourgeoisie; sie fürchtet eine Revolution. — Die Gesinnungen ihrer Häupter. — Portrait des Herrn Laffitte. — Politische Gleichgültigkeit des Volks. — Spaltungen der Royalisten in zwei Parteien: die Männer des Kaiserreichs und die Emigranten. — Einfluß der Geistlichkeit. — Karl X entschließt sich zu einem Staatsstreich. — Befürchtungen des diplomatischen Corps. — Die Männer der Börse und Herr von Talleyrand. — Geheime Berathung der Ordonnanzen; Ansichten der verschiedenen Minister. — Vertrauliche Mittheilungen an Kasimir Perier. — Unterzeichnung der Ordonnanzen.

Seit Herr von Polignac an die Spitze der Geschäfte getreten, lebte die Bourgeoisie in Erwartung einer Revolution und bewegte sich unruhig zwischen Unmuth und Schrecken.

Der Hof besaß die ganze Verblendung des Fanatismus, entwickelte aber auch die Kühnheit desselben. Missionäre hatten sich über ganz Frankreich verbreitet, beunruhigten die Gemüther durch düstere Predigten, trugen unter den Augen der Frauen den Pomp einer furchtbaren Religion zur Schau und pflanzten an den öffentlichen Plätzen das Bild des gekreuzigten Jesus

auf. Man sann auf geeignete Maßregeln, den Geist des Militärs höher zu steigern, und so auf Soldaten und Priester sich stützend, traf das Königthum Anstalten, alles zu wagen.

Wenn ein König eine Reise macht, sei es nun auf dem Weg zum Throne oder zum Schaffot, so gibt die Menge fast jedesmal durch verworrenes Geschrei ihre Stimmung zu erkennen. Solches Geschrei hatte Karl X auf seiner Reise ins Elsaß vernommen und im Sinne seines Stolzes gedeutet; er glaubte sich geliebt.

Gleichwohl war diese Reise durch einige Szenen von unheilverkündender Vorbedeutung bezeichnet worden. In Varennes hatte die königliche Familie, um Pferde zu wechseln, an demselben Platze anhalten müssen, von wo einst Ludwig XVI, ein Deserteur des Königthums, auf der Flucht von seiner Hauptstadt zurückgebracht worden war. Auf einmal und beim Anblick des verhängnißvollen Relais überkommt die Dauphine ein krampfhaftes Zittern; sie befiehlt ihren Leuten, weiter zu fahren, und hinterläßt dem versammelten Volke zum Abschied einige jener Worte, welche die Fürsten ins Verderben stürzen. In Nancy zeigt sich die königliche Familie auf einem Balkon, um die Menge zu begrüßen. Gezische läßt sich vernehmen. Wem gilt die Beleidigung? Die Dauphine nimmt sie sich sehr zu Herzen; sie läßt schnell die Fenster schließen, nachdem sie zitternd und voll Jammer in ihre Gemächer zurückgekehrt.

Gleichwohl war die Reise ins Elsaß, im Ganzen genommen, kein durchaus unglücklicher Versuch, die Volksgunst zu erwerben, und Karl X kehrte mit gesteigerter Zuversicht zurück.

Ehe ich aber sage, zu welchen Extremitäten diese Zuversicht ihn treiben sollte, ist es nöthig, einen Blick auf die auswärtige Politik in dieser Epoche zu werfen.

Im Interesse ihrer Dynastie hatten die Bourbons Frankreich die Verträge von 1815 aufgenöthigt. In demselben Interesse der Dynastie sprach man seit 1829 davon, sie gründlich abzuändern. Denn es ist Regel in den Monarchien, daß die Geschicke eines Volkes durch die Angelegenheiten einer Familie bestimmt werden.

Die Ehre dieses Projektes gehörte zum Theil Herrn von Reyneval: Herr von Polignac machte dasselbe zur Grundlage seiner auswärtigen Politik.

So bereitete sich im Jahre 1830 eine große diplomatische Veränderung in der Welt vor. Es handelte sich um Rückgabe des Rheins an Frankreich.

Zu diesem Behuf waren zwischen dem Kabinet von St. Petersburg und dem der Tuilerien Unterhandlungen angeknüpft worden. Ihre Grundlagen wären folgende gewesen:

Frankreich und Rußland schließen einen festen Bund, der hauptsächlich gegen England gerichtet ist. Frankreich nimmt die Rheinprovinzen wieder. Hannover wird Großbritannien entrissen und in zwei Theile getheilt: mit dem einen wird Holland entschädigt und mit dem andern Preußen schadlos gehalten, das Gebiet der letztgenannten Macht überdies durch Hinzufügung eines Theils von Sachsen zu den preußischen Provinzen Schlesiens besser abgerundet. Der König von Sachsen wird auf Kosten Polens entschädigt. Oestreich wurde Serbien, ein Theil von Dalmatien, den es noch nicht besaß, und eines der beiden Donauufer zugesichert. Rußland seinerseits bekam das entgegengesetzte Ufer, beherrschte das schwarze Meer und setzte sich in Konstantinopel fest, mit dem Vorbehalt, sich von da aus über Asien werfen zu können.

Man weiß, Rußland hat seit Peter I nicht aufgehört, Gelüste nach dem Bosporus zu tragen, und Frankreich und England hatten in ihrer Verblendung seinem Ehrgeiz nur zu gut Vorschub geleistet. Zu seinem ausschließlichen Vortheil hatte die Waffenthat von Navarin statt gehabt. Es hatte die Ergebnisse derselben mit einer Lebhaftigkeit verfolgt, über die wir, trotz ihrer Bedrohlichkeit für uns, laut unsere Freude bezeugten. Aber es sollte selbst bei dem Vertrage von Adrianopel nicht stehen bleiben.

Mahmud hatte die Reform seines Reiches versucht. Eitles Bemühen! Eben in der Originalität der Geschlechter liegt ihre Kraft. Indem Mahmud die alten Traditionen zertrümmerte, entnervte er sein Volk, ohne es zu verjüngen, und die Erschöpfung des einst so kraftvollen Geschlechts der Osmanen war selbst blos ein Symptom vom Verfall des Islamismus.

Bereits hatte die vom Orient angenommene Lehre vom Fatalismus ihren unseligen Einfluß an gewissen Zeichen erkennen lassen. Durch diese Lehre zur Unbeweglichkeit verurtheilt, während der entgegengesetzte Grundsatz von der menschlichen Freiheit den westlichen Nationen unwiderstehliche Glut in die Adern goß, schien der Orient von Europa das Leben zurückzufordern, das er ihm einst gegeben hatte, und zeigte sich als eine reiche und unbegrenzte, aber unbebaute und herrenlose Ländermasse.

Rußland dahin rufen, hieß ihm die ganze Zukunft preisgeben.

Was Frankreich betrifft, so hatte die Revolution von 1789 es wesentlich industriell gemacht und seinem neuen Genius die Flügel der Konkurrenz verliehen. Es konnte folglich nur noch mit Landmächten Bündnisse abschließen. Denn einer mit jedem Tage zunehmenden Produktion einen immer umfassenderen Markt öffnen, von Comtoirs zu Comtoirs laufen, Kundschaften sammeln, das Meer unterwerfen, mit einem Wort, auf dem Abhang hingleiten, den der brittische Genius hinabgestiegen war, das waren die Nothwendigkeiten der Lage, die der Triumph der Bourgeoisie dem Lande bereitet hatte. Indem es jedem Bündniß mit England entsagte,

gehorchte es also bloß den Gesetzen einer unvermeidlichen Rivalität und entsagte dem Unmöglichen.

Aber war das ein richtiges Verhältniß, wenn Rußland Konstantinopel, und Frankreich dagegen weiter nichts als den Rhein erhielt? War es einer Nation, wie die unsrige ist, würdig, einem neu in Europa angekommenen und noch halb barbarischen Volke die Sorge für die Angelegenheiten der Welt und die Schicksale der Völker zu überlassen? Mußte man der französischen Thätigkeit die Bahn verschließen, welche die im Orient eingetretene unermeßliche Leere ihr zu eröffnen schien? Wäre ein solcher Ausweg etwa zu viel gewesen für diese Kraft der Elastizität, die sich während der Republik in unsterblichen Katastrophen und während des Kaiserreichs in wundervollen Eroberungen Luft gemacht hatte? Konnte nicht Rußland, auf die Straßen nach Indien gestellt, dereinst selbst als Seemacht an die Stelle Englands treten und uns tödtliches Herzeleid bereiten? Die Restauration blickte weder so hoch hinauf, noch so weit in die Ferne. Die Verträge von 1815 hatten eine brennende Spur in den Herzen zurückgelassen: man hoffte sie zu verwischen, indem man uns den Rhein als Grenze zurückgäbe.

In diesem Zustand der Dinge faßten Karl X und seine Minister einen hochwichtigen Entschluß. Der Fächerschlag, welchen der Dei von Algier dem französischen Konsul versetzt, war bis jetzt unbestraft geblieben. Ermuthigt durch die Schwachheit, welche die französische Regierung in dreijähriger vergeblicher Blokade an den Tag gelegt, hatte der Dei von Algier das Schiff eines Parlamentärs mit Kanonen beschießen lassen und unsern Konsul in Tripolis gezwungen, in aller Eile von seinem Posten zu fliehen. Wo wollte der Schimpf ein Ende nehmen? Wie lange sollte die Straflosigkeit noch dauern? Es wurde eine Expedition gegen die afrikanischen Seeräuber beschlossen.

Rußland unterstützte diesen Plan kräftig. Es erblickte Frankreich gerne auf dem afrikanischen Ufer des mittelländischen Meeres, weil es die Seeherrschaft der Engländer in diesen Gewässern in Schach halten konnte.

Mittlerweile kamen zwei Abenteurer, die Herren Drovetti und Liveron, nach Paris. Sie gaben sich bei den Ministern Karls X als Gesandte Mehemed Ali's aus. Der Pascha von Aegypten, sagten sie, sei bereit, den Seeräubern zu Leibe zu gehen, sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und die Beleidigungen, die Frankreich erlitten, an ihrem Oberhaupte zu rächen.

Dieser sonderbare Vorschlag wurde von dem Kriegsminister, Herrn von Bourmont, dem Marineminister, Herrn von Haussez, sowie von den Herren Guernon-Ranville und Courvoisier lebhaft bekämpft; von dem Fürsten von Polignac dagegen mit beiden Händen ergriffen. Er gewann den König dafür, und ohne den Ministerrath darüber zu befragen, wurde ein Vertrag

abgeschlossen. Dieser enthielt seltsame Bestimmungen: Frankreich verpflichtete sich, Mehemed Ali zehn Millionen, Transportmittel und vier Linienschiffe mit französischen Offizieren zu liefern.

Als die Minister des Krieges und der Marine diesen ohne ihre Mitwirkung abgeschlossenen Vertrag lasen, äußerten sie das lebhafteste Mißvergnügen. Sie versäumten nichts, um seine Vollziehung zu verhindern, und behielten sich vor, im Fall ihre Bemühungen vergeblich sein sollten, aus dem Kabinet zu treten. Aber die religiösen Bedenklichkeiten des Königs versprachen ihnen einen leichten Sieg. Herr von Bourmont hatte erklärt, er für seine Person werde sich nie dazu entschließen, christliche Offiziere unter die Befehle eines Muselmannes zu stellen. Karl X wurde wankend gemacht, mächtige Einflüsse auf sein Herz bestimmten ihn: der Vertrag wurde zurückgenommen.

Mehemed Ali, der bereits davon in Kenntniß gesetzt war, ohne jedoch eine offizielle Mittheilung erhalten zu haben, zeigte sich nicht beleidigt und stellte sogar in Abrede, daß die Vorschläge von ihm ausgegangen seien. Auch hatte er den Sultan um Erlaubniß bitten müssen, und diese war ihm abgeschlagen worden. Jetzt erst wurde beschlossen, daß Frankreich sich bewaffnen solle, um den Streit Frankreichs auszufechten.

Alsbald erwachte in England sein ganzer alter Haß wieder. Es zeigte sich bald überrascht, bald entrüstet. Es verlangte Erklärungen, reichte Beschwerden ein und schritt sogar zu Drohungen.

Die französische Regierung ließ sich dadurch nicht stören oder beunruhigen. Sie war der Unterstützung Rußlands sicher. Oestreich und Preußen neigten sich auf ihre Seite. Sämmtliche kleinen Mächte Italiens billigten ihren Plan, das mittelländische Meer von den Seeräubern zu reinigen, die so frech ihr Wesen trieben. Der König von Sardinien erblickte darin die Befreiung des Handels seiner Unterthanen. Holland hatte nicht vergessen, daß im Jahre 1808 der Dei von Algier in unerhörtem Uebermuth seinen Konsul daselbst, Herrn Frassinet, wegen einer unbedeutenden Verspätung in Bezahlung des gewohnten Tributs hatte einkerkern lassen. Spanien allein schien unruhig über die möglichen Vergrößerungen unserer Macht, die ihm zu nahe treten konnte. Aber man hatte von diesem Lande nichts zu fürchten: seine diplomatische Rolle in Europa war mit jedem Tage unbedeutender geworden, von der Stunde an, da Karl V sich lebendig in dem Kloster des heiligen Justus begraben hatte.

Karl X hatte überdies einen dringenden Grund, den Anmuthungen Englands zu widerstehen. Es war ihm leicht begreiflich zu machen, daß die Verlegenheiten seiner inneren Politik eine glänzende Diversion erheischen: daß die Monarchie, die unter den wiederholten Streichen des Liberalismus

zu wanken begann, mit Leidenschaft vertheidigt sein wolle; und daß der Glanz einer neuen Eroberung einen Angriff auf die öffentlichen Freiheiten weniger gefährlich machen werde.

In der That hatte sich die Monarchie in Frankreich eine verzweiflungsvolle, weil auf Gewaltthat beruhende, Lage geschaffen. Es war noch immer derselbe unvermeidliche und fürchterliche Kampf zwischen der Macht des Königs und der der Kammer, welcher sich für Ludwig XVI am 10. August und für Napoleon am Tage nach Waterloo geendet hatte. Fünfzehn Jahre mannigfaltiger Versuche hatten an diesem nothwendigen Streit zwischen zwei entgegengesetzten Mächten nichts geändert. Am 2. März richtete Karl X an die neu einberufene Kammer die feierlichen Worte: „Ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem Guten, das ich bewerkstelligen will. Sie werden mit Verachtung die verrätherischen Vorspiegelungen abweisen, welche übelwollende Menschen zu verbreiten suchen. Sollten strafbare Umtriebe meiner Gewalt Hindernisse in den Weg legen, welche ich nicht vorher sehen darf und will, so würde ich die Kraft, sie zu überwinden, in meiner Entschlossenheit, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, in dem gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe finden, welche sie jederzeit für ihren König an den Tag gelegt haben." Und die Versammlung antwortete in einer von 221 Mitgliedern unterzeichneten Adresse: „Die Charte hat den fortwährenden Einklang der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes zur unumgänglichen Bedingung des regelmäßigen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten gemacht. Sire! unsere Loyalität, unsere Ergebenheit verdammen uns, Ihnen zu sagen, daß dieser Einklang nicht statt findet."

Die Kammer wurde vertagt.

Man hatte im Anfang davon gesprochen, sie sogleich aufzulösen. Dies war die Ansicht des Herrn von Montbel, welcher wünschte, man solle der Auflösungsordonnanz sogleich eine königliche Proklamation an die Wähler nachfolgen lassen. Dieser Antrag wurde lebhaft bekämpft von Herrn von Guernon-Ranville. Er stellte vor, wenn man auf diese Art den König selbst auf den Tummelplatz der Parteien herabsteigen lasse, so werde dadurch die Majestät der Krone schwer kompromittirt, und eine Niederlage wäre dann eine förmliche Erschütterung des monarchischen Prinzips. Herr von Montbel hatte, wie es schien, hauptsächlich auf die Liebe der Franzosen zu Karl X gerechnet. Herr von Guernon-Ranville erklärte aber ohne Bedenken in Gegenwart des Monarchen, sein Kollege sei in dieser Beziehung in einem schweren Irrthume befangen. „Die Franzosen," sagte er, „haben aufgehört ihre Könige zu lieben. Sehen Sie es nicht an diesem unversöhnlichen Hasse, welcher die achtbarsten und angesehensten Männer verfolgt, sobald sie mit

der Wahl der Krone beehrt werden?" Diese rauhe Freimüthigkeit mißfiel Karl X nicht. Der Gedanke an eine alsbaldige Auflösung wurde aufgegeben. Inzwischen standen die Sachen so, daß Karl X sich nur noch in die Diktatur flüchten konnte.

Ja, welcher andere Ausweg blieb der Monarchie? Durfte Karl X die Lehre vergessen, welche das seinem Palaste gegenüber errichtete Leichenmonument ihm zu ertheilen schien? Hatten Konzessionen Ludwig XVI gerettet? Auch er hatte, als er sich bedroht sah, angefangen zurückzuweichen, und war zurückgewichen bis auf den Platz Ludwigs XV; dort angelangt, konnte er aber nicht mehr weiter gehen und machte Halt unter der Hand des Henkers.

Karl X hätte abdanken, er hätte das Königthum in Frankreich für abgeschafft erklären können; aber welche andere Art von Mäßigung war ihm gestattet? Konzessionen hätten ihn später nur zu der Alternative geführt, abzudanken, oder seine Herrschaft dem Lande aufzunöthigen.

Gleichviel. Die Nation diesem hartnäckigen Kampfe zwischen zwei unversöhnbaren Gewalten aufzuopfern, auf den Umsturz aller durch so vieljährige Revolutionen eroberten Prinzipien loszuarbeiten, ohne eine andere Entschuldigung, als die Unmöglichkeit, das Königthum gegen die Macht der Dinge aufrecht zu erhalten, das war ein Verbrechen gegen das Volk und gegen Gott.

Wenn Karl X aufrichtig an sein Recht glaubte, als er seine Krone mit kecker Hand zu vertheidigen suchte, so könnte er gleichwohl nur dann dem Verdammungsurtheil der Geschichte entgehen, wenn er die Gefahren der Revolution, die er vorbereitete, auf sein eigenes Haupt herabbeschworen hätte. Da er den Thron weder erniedrigen lassen, noch von ihm herabsteigen wollte, so mußte er darauf sterben.

Allein Karl X war sowohl vermöge seiner Tugenden als vermöge seiner Fehler seiner Bestimmung nicht gewachsen. Voll Rechtlichkeit, Grazie und Artigkeit, treu seinem Worte und seinen Freundschaften, besaß er alle ritterlichen Eigenschaften, nur nicht Muth und Begeisterung. Sein Benehmen hatte etwas so Königliches, daß er trotz seines Mangels an Muth in einem kriegerischen Lande der Geringschätzung entging. Mit diesen Eigenschaften würde er vielleicht seiner Rolle genügt haben, wenn er, statt die Monarchie tragen zu müssen, gleich seinen Vorfahren von ihr getragen und gehoben worden wäre. Ludwig XVIII gelang es nur dadurch, ruhig in seinem Bette zu sterben, daß er aus seiner Regierung eine lange Abdankung des Königthums machte. Karl X hatte über die Herabwürdigung seines, in der That von nichts als Herabwürdigung umgebenen, Bruders geseufzt, und hoffte, das wieder herzustellen, was vernichtet, das wieder zu erheben, was zu Boden geworfen worden war, d. h. die Krone zu befreien, gegen=

über einem nach Herrschaft gierigen Parlament; das Ansehen der Kirche wieder zu beleben unter einem Volke, das sich zu den Festen des Atheismus hatte schleppen lassen; den Nimbus des Königthums wieder herzustellen in einem Lande, wo ein König mit auf den Rücken gebundenen Händen auf öffentlichem Platze gestorben war; endlich die Herrschaft der Etikette wieder einzuführen bei einer Nation, welche Gleichheit, wenigstens ihre Formen und Lügen, über alles liebt. Die Aufgabe war unermeßlich, sie hätte das Genie eines großen Mannes erschöpft: aber Karl X bebte nicht davor zurück, da er ihren ganzen Umfang nicht kannte. Die Priester beherrschten ihn, und von dem Tage an, wo er, die Sünden seiner Jugend zu büßen, mit der Hälfte der den sterbenden Lippen der Marquise von Polastron dargebotenen Hostie kommunizirt, hatte seine Frömmigkeit den Charakter melancholischer Ueberspannung angenommen; aber es war gleichwohl eine naive Frömmigkeit, die weder Tiefe noch Ziel hatte und dem verfallenen Katholizismus einen gewissen, mehr pomphaften als heroischen Schutz sicherte. Er hing fest an den alten Ideen, aber bloß, weil es ihm an Einsicht gebrach, sie zu beurtheilen, und an Kraft, sich ihrer zu erwehren. Er haschte nach Vergrößerung seiner Macht, aber weit mehr um ihren Grundsatz zu heiligen, als um ihren Gebrauch auszudehnen. Kleine Seelen gefallen sich in der Mejestät des Befehlens; männliche Geister begnügen sich mit dem Besitze der Gewalt. Der Despotismus hat seinen Ruhm, weil er seine Stürme hat; Karl X war nicht einmal fähig, sich bis zur Tyrannei zu erheben. Er sagte oft: „Man könnte alle Prinzen des Hauses Bourbon in einem Mörser zerstoßen und würde doch nicht ein Körnchen Despotismus herausbringen.“ Er sprach wahr. Die Diktatur, welcher Andere aus Uebermacht der Thätigkeit oder Willenskraft nachgestrebt hätten, verlangte er bloß aus Trägheit. Eben so menschlich als mittelmäßig, suchte er nur deshalb die unumschränkte Gewalt, um nicht genöthigt zu sein, sie gewaltsam zu machen. Es war nichts Thatkräftiges in ihm, nicht einmal sein Fanatismus, und nichts Großes nicht einmal sein Hochmuth.

Dem sei wie ihm wolle, Karl X hatte seinen Entschluß gefaßt, und in seiner Anschauung verknüpfte sich der Krieg gegen Algier immer mehr mit Maßregeln, welche, wie er glaubte, das Königthum über alle Angriffe erheben mußten. Die Vorstellungen Englands wurden daher keiner Beachtung gewürdigt. In diesem Sinne wurde eine ministerielle Depesche den 12. März unserm Gesandten in London, Herrn von Laval, zugeschickt.

Diese Depesche war absichtlich sehr dunkel abgefaßt. Nachdem er erklärt, die Expedition habe ursprünglich den Zweck gehabt, eine Beleidigung gegen Frankreich zu rächen, sprach Herr von Polignac von der umfassenderen Entwickelung, welche die Ereignisse sofort den Planen des Königs gegeben haben.

Aber was halfen solche zweideutige Worte? Lord Stuart wurde von dem Grafen Aberdeen beauftragt, eine weniger unbestimmte Antwort zu verlangen.

Die Instruktionen, die sich vom 3. Mai datiren, hatten eine zweite Depesche zur Folge, welche die dringenden Fragen Englands folgendermaßen beantwortete:

„Der König beschränkt seine Pläne nicht mehr bloß auf Genugthuung für Privatbeschwerden Frankreichs, sondern hat beschlossen, die Expedition, der die Zurüstungen gegolten, zum Vortheile der ganzen Christenheit ausschlagen zu lassen; er hat sich zum Zweck und Preis seiner Bemühungen die endliche Vernichtung der Seeräuberei, die gänzliche Abschaffung der Sklaverei von Christen, so wie die Abschaffung des Tributes gesetzt, welchen die christlichen Mächte der Regentschaft bezahlen."

Eine andere Depesche vom 12. Mai erklärte, daß der König die Waffen nicht niederlegen werde, ohne den doppelten Zweck, den er sich vorgesetzt, erreicht zu haben: nämlich Genugthuung für die Beleidigung, welche die unmittelbare Ursache der Feindseligkeiten gewesen, und zweitens den Triumph der gemeinschaftlichen Interessen der ganzen Christenheit. Aber beabsichtigte Frankreich, Algier zu seinem eigenen Vortheil zu erobern und sich daselbst festzusetzen? Das wünschte England vor allem zu wissen, und gerade über diesen Punkt hüllte sich das Kabinet der Tuilerien in ein gänzliches Stillschweigen.

Die Haltung der französischen Minister verursachte eine gewaltige Erbitterung in England. In Paris versuchte Lord Stuart in halb diplomatischen Gesprächen zuerst den Marineminister, Herrn von Haussez, dann den Präsidenten des Ministerraths, Herrn von Polignac, einzuschüchtern. Ersterer wies das hochmüthige Wesen des englischen Gesandten mit vieler Heftigkeit zurück.*) Der zweite setzte ihm eine kalte, höhnische Höflichkeit entgegen. Engländer durch Gewohnheiten, durch persönliche Freundschaften, durch die Erinnerung an seine in London zugebrachte Jugend, durch Benehmen und sogar durch Tracht, war Herr von Polignac als Staatsmann doch gänzlich dem System der russischen Allianz zugethan.

Der Würfel wurde also geworfen: die Rüstungen wurden eifrig fortgesetzt, das Landheer schnell organisirt, und in sämmtlichen Häfen des Königreichs den Arbeitern die doppelte Aufgabe gegen gedoppelten Lohn gestellt.

---

*) In seinem Gespräch mit dem englischen Gesandten entfuhren Herrn von Haussez im Aerger über den schneidenden Ton, den Lord Stuart annahm, folgende Worte: „Wenn Sie eine diplomatische Antwort wünschen, so wird der Herr Präsident des Ministerrathes sie Ihnen geben. Ich für meine Person erkläre Ihnen, abgesehen von der offiziellen Sprache, daß wir uns einen D.... um Sie bekümmern."

Inzwischen war es den Liberalen unheimlich zu Muthe. Ueberzeugt, daß dieses militärische Ungestüm des Königs einen unseligen Hintergedanken berge, stellten sie die Resultate des Königs in Zweifel, übertrieben die Hindernisse, schufen willkürlich unüberwindliche Schwierigkeiten und boten alles auf, um die Gemüther mit Angst zu erfüllen. Das Journal des Debats besonders setzte der kriegerischen Politik des Kabinets eine unversöhnliche Opposition entgegen.

Auf dem Kriegsministerium hatte man Herrn von Bourmont umlagert und suchte ihn durch die schwärzesten Prophezeiungen irre zu machen. Es gäbe, versicherte man ihm, gar kein Wasser in der Umgegend von Algier, und eben so wenig Holz zu den Faschinen; die Armee müsse vernichtet werden, ohne auch nur zum Kampfe zu kommen. In Paris befand sich damals ein Mann, der nicht lange vorher in die Gefangenschaft der Algierer gerathen und genöthigt gewesen war, einige Zeit am Bord eines Korsaren zu leben, wo er das Dolmetscheramt versah. Es war Herr Arago. Der Kriegsminister fragte ihn, und er antwortete, in der Umgebung von Algier finde sich sowohl Wasser als Holz im Ueberfluß.

Aber die Admirale ihrerseits erklärten eine Landung für unmöglich und erbitterten den unerfahrenen Marineminister, ohne ihn jedoch von seinem Vorhaben abzubringen.

Auf's Aeußerste getrieben, entschloß sich Baron von Haussez, zwei Schiffskapitäne zu befragen, welche die Blokade von Algier mitgemacht hatten und daher im Stande waren, genaue Aufschlüsse zu geben. Die Herren Gay von Taradel und Dupetit-Thouars versicherten, die Landung sei nicht nur ausführbar, sondern sogar leicht, und auf ihre Erklärung gestützt, berief Herr von Haussez die Admirale.

Herr Roussin war der Einzige unter ihnen, der sich noch nicht entschieden ausgesprochen hatte. Als die Reihe, sich zu erklären, an ihn kam, trat er der Ansicht seiner Kollegen bei und bekämpfte den Plan der Expedition vom seemännischen Standpunkte aus. Jetzt zog der Marineminister ein Papier aus seiner Tasche und sagte: „Ich bedaure, mein Herr, daß Sie diese Ueberzeugung haben, denn ich habe hier das Patent in der Hand, das Sie zum Vizeadmiral ernannte und Ihnen den Befehl über die Flotte gab.“ Mit diesen Worten zerriß der Baron von Haussez das Papier in Stücke. Sein Beschluß war unwiderruflich gefaßt. „Wenn die Admirale sich nicht herbeilassen,“ sagte er, „so ist der König entschlossen, bis zu einem Briggkapitän und nöthigenfalls bis zu einem Fähndrich herabzusteigen, um ihm das Kommando der Flotte zu übergeben.“

Eine zweite Konferenz fand bei dem Fürsten von Polignac statt. Die Expedition, gegen welche der Admiral Jacob eine förmliche Abhandlung

geschrieben und mitgebracht hatte, wurde nur von den Herren von Taradel, Dupetit-Thouars und Valazé unterstützt. „Ich bin kein Seemann," sagte der General Valazé, „aber ich weiß kein Beispiel in der Weltgeschichte, wo eine ähnliche Unternehmung an der Unmöglichkeit der Landung gescheitert wäre. Hat denn die Marine keine Fortschritte gemacht? Wer wollte dies zu behaupten wagen?" Diese Ansicht mußte natürlich im Ministerrathe durchdringen; und so geschah es denn auch.

Aber wem den Befehl über die Flotte anvertrauen? Der General Bourmont, der das Kommando über die Landarmee übernahm, bezeichnete Herrn von Haussez den Admiral Duperré, damaligen Seepräfekten in Brest.

Der Admiral Duperré hatte im Anfang keine Einwendungen zu machen. Aber am andern Tage schien er alles Vertrauen verloren zu haben, sei es nun, daß Einflüsse, die er vorher nicht in so genaue Berechnung gezogen, siegreich auf ihn gewirkt, oder daß eine schärfere Prüfung des Unternehmens ihm die Hindernisse und Gefahren desselben deutlicher enthüllt hatte. Gleichwohl nahm er den ihm angebotenen Oberbefehl an. Da indeß seine Haltung, so wie seine Verbindungen den Ministern einiges Mißtrauen einflößten, so erwirkte sich der General Bourmont heimlich eine Ordonnanz, welche ihm selbst den obersten Befehl sowohl über das Landheer, als über die Flotte übergab.

Im Uebrigen waren die Ausrüstungen unermeßlich und ausnehmend prunkhaft. Die Landarmee, die aus drei Divisionen bestand und von den Generallieutenants Berthezène, Loverdo und von Escars befehligt wurde, belief sich auf mehr als siebenunddreißigtausend Mann mit Einschluß eines Regiments Chasseurs und einer Abtheilung vom Geniecorps unter den Befehlen des Barons Valazé. Die Flotte bestand aus hundert und drei Kriegsschiffen mit siebenundzwanzigtausend Seesoldaten, dreihundertsiebenundsiebzig Transportschiffen und etwa zweihundertfünfundzwanzig Fähren oder Flößen. Da England uns gedroht, so hatte man sich bereit gemacht, seine Angriffe nöthigenfalls kräftig abzuweisen. Die Seesoldaten zeigten sich voll Thatenlust. Der Admiral, der sie befehligte, war tapfer und erfahren. Im Uebrigen rechnete man auf das Glück Frankreichs.

Englands Versuche beschränkten sich auf Folgendes. Es veranlaßte die Pforte zu dem Entschlusse, von ihrer Oberlehnsherrlichkeit Gebrauch zu machen und einen Pascha nach Algier zu schicken, mit dem Auftrage, den Dei zu verhaften, erdrosseln zu lassen und Frankreich jede Genugthuung anzubieten, die es wünschen könnte. Dies hieß allen Vorwand zur Expedition nehmen. Tahir Pascha machte sich also auf einer englischen Fregatte auf den Weg nach Algier. Aber der Marineminister, der zur rechten Zeit davon in Kenntniß gesetzt worden, hatte den französischen Kreuzern befohlen,

dem Pascha die Einfahrt in den Hafen zu verwehren. Als nun seine Fregatte auf ein kleines Schiff stieß, das von dem Fähndrich Dubruel befehligt wurde, so erklärte dieser unerschrockene Offizier entschlossen, er werde sie nicht vorüberziehen lassen, ohne daß sie ihn selbst in den Grund bohre. Tahir Pascha wagte es nicht, seine Reise fortzusetzen; er wurde von der französischen Flotte erreicht und nach Toulon geschickt. Darauf liefen die Drohungen des Kabinets von Saint-James hinaus.

Am 16. Mai, dem Tage, wo die Flotte von Toulon absegeln sollte, wurde die Kammer, die bloß vertagt gewesen war, aufgelöst. Der Kampf erklärte sich immer deutlicher: zwei Minister, die seine Entwickelung voraussahen, traten ab. Es waren dies die Herren von Chabrol und Courvoisier. Man mußte sie ersetzen. Nun war seit einiger Zeit Herr von Chantelauze dem König als ein talentvoller, entschlossener und den Interessen der Monarchie gänzlich ergebener Mann bezeichnet worden. Der Dauphin hatte auf seiner Rückreise von Toulon, ehe er sich nach Paris begab, eine ernsthafte Unterredung mit ihm gehabt und ihm lebhafte Vorstellungen gemacht. Herr von Chantelauze knüpfte an seinen Eintritt in's Ministerium zwei Bedingungen: erstens, daß der Art. 14 der Charte angewendet, zweitens, daß Herr von Peyronnet gleichfalls berufen werde. Man bot deshalb das Portefeuille des Innern Herrn von Peyronnet an, und als der Fürst von Polignac zu ihm sagte: „Bedenken Sie, daß wir den Art. 14 anwenden wollen," antwortete Herr von Peyronnet: „Ich bin vollkommen einverstanden."

Herr Capelle, der sich in Wahlangelegenheiten den Ruf großer Gewandtheit erworben hatte, wurde gleichfalls in's Kabinet berufen, und da es kein erledigtes Portefeuille gab, so schuf man für ihn das Ministerium der öffentlichen Arbeiten.

Der Hof schritt sichtlich einem 18. Brumaire entgegen. Die Bourgeoisie zitterte schon bei dem Gedanken an einen 10. August. Mit diesen zwei Arten von Revolution, welche sie beide gleich sehr fürchteten, bedroht, flüchteten sich die Liberalen in das Wahlprivilegium, das sie im vollen Maße genossen, waffneten sich mit der Gesetzlichkeit, führten unaufhörlich die Charte im Munde und entfalteten mit einem Worte die fieberische Heftigkeit, welche aus großer Angst entsteht. Allenthalben bildeten sich Vereine zur Verweigerung der Abgaben. In Paris hatten sich Wahlcomités festgesetzt. Drängende Rundschreiben empfahlen den Wählern die Taktik der Ovationen. Zur weiteren Anfeuerung der Gemüther wurde in Paris mehr als sechshundert Wahlmännern ein Banket gegeben; zweihunderteinundzwanzig Kronen schmückten symbolisch den festlichen Saal, und die Rede, welche Herr Odilon-Barrot bei dieser Gelegenheit hielt, vermengte in einer und derselben Huldigung den König und das Gesetz.

Man merke sich nämlich wohl, daß nach dem Grundsatze der Liberalen der Thron über allen diesen Stürmen stand. In der Gesellschaft: „Hilf dir selbst," deren Mitglied Herr Odilon-Barrot war, hatte man sehr lebhaft die Frage verhandelt, ob bei dem Banket in der Weinlese von Burgund ein Toast auf das Königthum ausgebracht werden solle. Aber diejenigen, die den Haß, welchen seine Minister einflößten, bis auf den Monarchen ausdehnten, hatten sich in der Minderheit befunden und ihre Vorschläge zurücknehmen müssen. Die in der Weinlese von Burgund versammelten Liberalen tranken auf die Gesundheit Karls X.

Und sie entfernten sich hierin nicht von dem Geiste, welcher die 221 belebte, einem Geiste, der sich bei der Berathung der Adresse klar in folgenden Worten des älteren Dupin ausgesprochen hatte: „Die Grundbasis der Charte ist tiefe Ehrfurcht vor der Person des Königs; sie drückt im höchsten Grade die Verehrung für dieses alte Geschlecht der Bourbons aus; sie stellt die Legitimität nicht bloß als eine gesetzliche Wahrheit, sondern als eine soziale Nothwendigkeit auf, welche heutzutage bei allen Wohlgesinnten das Ergebniß der Erfahrung und Ueberzeugung ist."

Die dünn gesäeten Anhänger des Herzogs von Orleans bedurften also eines glänzenden Umstandes, der den Franzosen erlaubte, sich seiner zu erinnern. Die Ankunft des Königs und der Königin von Neapel gab die gewünschte Veranlassung. Man benutzte sie.

Den 31. Mai, Abends 9 Uhr, erglänzte das Palais-Royal von Lichtern; zahlreiche Reihen Orangebäume durchdufteten die Gallerien, die es umgeben, und draußen in dem huldreich der Menge geöffneten Garten drängten sich Tausende von Zuschauern.

Zu diesem prachtvollen Feste, bei welchem in den Personen einer großen Anzahl berühmter Oppositionsmänner der Kern der Bourgeoisie figuriren mußte, hatte der Herzog von Orleans die ganze königliche Familie und den ganzen Hof eingeladen. Karl X, bei welchem das ehrfurchtsvolle und übertrieben gefällige Wesen des Herzogs den Verdacht nicht hatte aufkommen lassen, der bei den Höflingen bereits Wurzel geschlagen, Karl X folgte der Einladung des Sohnes von Philipp-Egalité. Aber hohe Personen murrten über diesen Schritt und gaben sich das Ansehen, als erblickten sie darin eine Beeinträchtigung der Rechte der Etikette.

Vom Nahen des Königs in Kenntniß gesetzt, stellte sich der Herzog von Orleans mit seiner ganzen Familie unten an der Treppe auf, um ihn zu empfangen, verneigte sich tief und versicherte seinen Souverän in ausdrucksvollen Worten der ganzen Erkenntlichkeit, welche er für die ausgezeichnete Ehre, die er ihm erwiesen, in seinem Herzen trage.

Das Fest war königlich. Dreitausend Personen ergingen sich in den prachtvoll geschmückten Gemächern. Und bereits hatten sich alle Herzen dem Vergnügen geöffnet, als man einen gewaltigen Lärm vernahm von demselben Garten her, von wo aus einst Saint-Hurugues abgegangen war, um die erbitterte Menge nach Versailles zu führen, welche die Thaten vom 5. und 6. Oktober ausführte. Man drängt sich in den Salons, Alles geräth in Verwirrung. Flammen loderten im Garten am Fuße der Apollostatue. Lampen, mit brennendem Fett angefüllt, flogen hin und her, von unbekannten Händen geschleudert. Die Frauen flohen unter jammervollem Angstgeschrei. Bei diesem Anblick sehen die Feinde des Herzogs von Orleans, die zu seinem Feste geladen worden waren, überrascht einander an. Seltsame Muthmaßungen kommen in Umlauf. Man erzählt, der Polizeipräfekt habe am Morgen des Festes den Herzog um Erlaubniß gebeten, einige Soldaten in dem Garten aufzustellen, um mögliche Unordnungen zu verhüten, und dieser habe seine Einwilligung verweigert. Man prüft genau die Haltung des Prinzen, der mitten in einer zahlreichen Gruppe dringende Worte zu sprechen scheint und sie mit lebhaftem Geberdenspiel begleitet.

Die Ordnung wurde bald wieder hergestellt. Truppen, die man zum Voraus in der Nähe aufgepflanzt hatte, wurden herbeigerufen, und der Ball ging ohne weitere Störungen zu Ende. Aber schwankenden Gemüthern ein Ziel zeigen und ihnen etwas zum Wollen geben, das heißt eine Macht schaffen. Eine Kandidatur hatte sich in der Verwirrung eines Festes aufgethan.

Mitten in der allgemeinen bangen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ertönten hundert Kanonenschüsse in Paris. Der Baron von Haussez eilte sogleich zum König, das Herz voll freudiger Rührung und mit strahlendem Gesichte. Karl X ging mit ausgestreckten Armen auf ihn zu, und als der Minister sich neigte, um dem Monarchen die Hand zu küssen, rief Karl X mit Wärme: „Nein, nein! Heute umarmt sich Alles." Algier gehörte Frankreich.

Bei dieser großen Nachricht machte der Hof seiner Begeisterung in den übertriebensten Freudenbezeigungen Luft. Die Liberalen legten nur ein unentschiedenes Vergnügen an den Tag, und die Hauptanführer der Bourgeoisie verheimlichten mit Mühe die Bitterkeit ihrer Empfindungen. Beklagenswerthe Impietät der Parteifeindseligkeiten! Die Eroberungen eines französischen Heeres versetzten die Hälfte von Frankreich in Trauer. Die Nationalehre hatte sich gehoben; die Fonds sanken. Sie waren gestiegen an dem Tage, da man in Paris das Unglück von Waterloo vernahm.

Statt also sich zu beruhigen, wurden die Leidenschaften heftiger als je. Die liberalen Blätter hatten, um Herrn von Bourmont damit zu Boden zu drücken, eine der grausamsten Erinnerungen aus einer an Verräthereien

fruchtbaren Epoche wieder aufleben lassen; sie suchten den ganzen Ruhm der Expedition dem Admiral Duperré zuzuwenden.

Die Royalisten ihrerseits ergossen sich in bitteren Klagen gegen ihn, die indeß wenig Anklang fanden.

„Die Abfahrt der Flotte," sagten sie zu einander, „war auf den 16. Mai festgesetzt: warum hat der Admiral ohne irgend einen augenfälligen Grund sie bis zum 25. hinausgezogen? Und als am 30. Morgens die Flotte nur noch fünf oder sechs Meilen vom Kap Carines stand, warum hat er sie in die Bucht von Palma zurückgeführt, trotz der dringenden Vorstellungen des Generals Bourmont und ohne daß die Stärke des Windes diesen plötzlichen Entschluß genügend entschuldigte? Und dann, warum hat er nicht mehr Vorsicht an den Tag gelegt? Hätte er nicht jedenfalls den Geschwadern zum Voraus den Punkt bestimmen und bezeichnen sollen, wo sie, im Fall sie zerstreut wurden, sich wieder sammeln konnten? Das mittelländische Meer hätte dann nicht mehrere von unseren Schiffen auf's Geratewohl auf den Wogen umherirren sehen, und die Flotte hätte nicht acht Tage dazu gebraucht, um sich in der Bucht von Palma wieder zu sammeln. Und noch mehr. Wer war Schuld, wenn nach der Landung gänzlicher Mangel an Transportmitteln den Eifer unserer Truppen täuschte? Ohne die so verspätete Ankunft des Convois, der die Trainpferde, die schwere Artillerie und das Belagerungsmaterial brachte, hätte das Gefecht von Staouëli vielleicht nicht stattgefunden, und wir hätten eine schnellere Eroberung mit weniger Blut bezahlt." Einige behaupteten auf Privatkorrespondenzen hin, während der Belagerung des kaiserlichen Schlosses habe die Flotte außer Schußweite defilirt und die Anstrengungen des Landheeres nur sehr unvollkommen unterstützt.

Diese im Munde politischer Gegner ohnehin verdächtigen Beschuldigungen waren weniger gegen den Admiral selbst gerichtet als gegen diejenigen, deren Einfluß man ihn zugänglich glaubte. Wie dem auch sei, der Baron von Haussez verlangte, Herr Duperré solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden; Karl X aber weigerte sich nicht nur dessen gänzlich, sondern erhob ihn in den Pairsstand. Die Liberalen beklagten sich und sagten, der Pairstitel stehe bei weitem der Würde eines Marschalls von Frankreich nach, welche Herrn von Bourmont zuerkannt worden war.

Der Lärm des Tedeums verlor sich in diesem Geschrei der feindlichen Parteien. Dasselbe war so laut, daß man beinahe nicht auf den Finanzbericht achtete, in welchem Herr Chabrol für 1831 einen Einnahmeüberschuß von drei Millionen ankündigte.

Wenn es der Politik des Ministeriums Polignac nicht an Kraft gemangelt hatte, als die Frage sich um die Eroberung Algiers drehte, so erman-

gelte es ihr dagegen gänzlich an Kühnheit und Schwung, als es sich um Benutzung dieser Eroberung handelte. Nach der Ansicht, welche im Ministerrathe die herrschende zu sein schien, hätte man sich darauf beschränkt, die Stadt Algier der Erde gleich zu machen und Oran als militärische, Bona als kommerzielle Stellung zu besetzen. Auch hatte Herr von Bourmont Befehl, sich provisorisch in Algier einzuschließen. Seine Expedition nach Blida überschritt die Grenzen seiner Vollmacht, wurde auch vom Hofe als ein Uebergreifen des militärischen Geistes betrachtet und mißbilligt. Aus Eroberern Afrika's wurden wir gewissermaßen Kerkermeister des mittelländischen Meeres. Die Macht der Mittel verschwand in der Hohlheit des Ergebnisses. Aber die Abschaffung der Seeräuberei und die Befreiung der Christenheit von einem schmählichen Tribut genügten zur Befriedigung Karls X, dessen Frömmigkeit nicht nach der Eroberung einer Welt trachtete.

Inzwischen begannen dumpfe Gerüchte sich zu verbreiten. War es wahr, daß ein Kohlenträger, der im Namen der Lastträger der Halle und der Hafenarbeiter sprach, zum Könige gesagt hatte: „Sire, der Kohlenträger ist Herr in seinem Hause, seien Sie es in dem Ihrigen —"? Die Höflinge versicherten es und legten gewaltigen Nachdruck auf diese Aeußerung, während die Schriftsteller der Bourgeoisie sie ganz in Abrede stellten, von einem Zustande der Verdummung unter den arbeitenden Klassen, so wie von der Gefährlichkeit ihrer Allianz sprachen und sich heftig über das Heimtückische in dem demagogischen Treiben des Königthums beschwerten.

So schrieb z. B. am 22. Juli 1830 der National, ein im Interesse des Hauses Orleans gegründetes Journal: „Ein Journal, welches nicht das ganze Vertrauen des Ministeriums besitzt, aber alle seine Gesinnungen theilt, ruft aus Anlaß einer Ansicht, welche wir in den letzten Tagen ausgesprochen haben: „Man will weder Holzschuhe noch Piken, sondern man will Patente! Wie, die Patente gehen den Holzschuhen vor! Denkt man so?" Das charakterisirt weit besser, als das Geschichtchen mit dem Redner der Kohlenträger, die verzweifelte Lage unserer Contrerevolutionäre. Wenn man sich gegen die öffentliche Meinung eines Landes in Opposition gesetzt hat, wenn man sich weder mit den Kammern, die es gesetzlich vertreten, noch mit den eben so gesetzlichen Organen, welche ihm die Presse liefert, noch mit der unabhängigen Magistratur, welche blos das Gesetz anerkennt, verständigen kann, dann muß man wohl in der Nation eine andere Nation finden, als diejenige, welche die Journale liest, sich für die Debatten der Kammer interessirt, über die Kapitalien verfügt, die Industrie beherrscht und den Boden besitzt. Man muß in diese unteren Schichten der Bevölkerung hinabsteigen, wo man auf keine Meinung mehr stößt, wo sich kaum einiger politischer Verstand vorfindet, und wo es zu Tausenden

von guten, geraden, einfachen, aber leicht zu täuschenden und zu erbitternden Wesen wimmelt, die von der Hand in den Mund leben und, da sie zu jeder Stunde ihres Daseins mit dem Mangel kämpfen müssen, weder Zeit noch die nöthige körperliche und geistige Ruhe haben, um hie und da an die Art zu denken, wie die Angelegenheiten des Landes verwaltet werden. Das ist die Nation, mit der unsere Contrerevolutionärs die Krone gern umgeben möchten, und wahrhaftig, dem Pöbel muß man sich in die Arme werfen, wenn man keine Gesetze mehr will."

Man wird sehen, wie drei Tage nach Erscheinung dieses Artikels diejenigen, welche den Pöbel mit solcher Verachtung behandelten, sich seiner bedienten.

Die Auflösung der Kammer hatte Veranlassung zu neuen Wahlen gegeben. Hier mußte der Triumph der Liberalen liegen, hier war auch ihre Gefahr. Das Königthum hatte beschlossen, die Volkswuth gegen sie aufzureizen. Dieser Wahlgewalt, womit sie sich waffneten, um es im Zaume zu erhalten, setzte das Königthum durch seine Schriftsteller die allgemeine Abstimmung entgegen. Einige seiner Agenten durchreisten die Städte des Südens und suchten dort künstliche Emeuten hervorzurufen. In Montauban wurde der Erwählte des Bürgerstandes, Herr von Preissac, in seinem eigenen Hause von einer wüthenden Bande angefallen, die unter dem Geschrei: „Es lebe der König!" seinen Kopf verlangte. Die Anführer der liberalen Partei übertrieben diese Akte der Gewaltthat und dachten nicht daran, daß sie dadurch ihren Gegnern alle schwachen Seelen gewannen.

In der Normandie hatte man geheimnißvolle Feuersbrünste sich erheben gesehen. Mögen nun diese Unglücksfälle aus Zufall oder aus Privathaß entstanden sein, von den Leidenschaften wurden sie bald als grausame Berechnungen und Versuche eines monarchischen Terrorismus gedeutet. Man erinnerte sich an die königlichen Freiwilligen von 1815 und unterhielt sich in den Familien voll Unruhe über die Szenen, welche damals den Süden mit Blut getränkt hatten. Die Besorgnisse wurden immer banger, und unter den wohlhabenden Agitatoren begannen mehrere reumüthig zu werden.

Die Gesundheit des alten Monarchen, die man in den letzten Jahren hatte schnell abnehmen gesehen, schien sich auf einmal neu belebt zu haben. Er zeigte sich munter und triumphirend, ohne daß man genau wissen konnte, unter welchem Einfluß sich die erschöpften Quellen des Lebens wieder in ihm geöffnet hatten.

Im Uebrigen gaben die hochmüthige Haltung des ersten Ministers, das steife Wesen seiner Kollegen, eine verdoppelte Anmaßung von Seiten der Höflinge, einige unvorsichtige Worte, die verstohlenerweise aufgefangen und von der Furcht weiter verbreitet wurden, die Sprache der öffentlichen Blät-

ter, welche leidenschaftlicher war, als je — alles dies gab reichlichen Stoff zu unheimlichen Muthmaßungen: bange Unruhe erfüllte die Gemüther.

Viele von der liberalen Partei ahnten einen Staatsstreich, aber außer einigen jungen Leuten, die ihre Wünsche für Voraussicht gelten lassen wollten, dachte Niemand daran, daß aus diesem Staatsstreich eine nahe Revolution hervorgehen sollte. Am 22. Juli sagte Herr Odilon-Barrot zu zwei der kühnsten Mitglieder der Gesellschaft Hilf dir selbst: „Ihr versprecht euch etwas von einer Insurrektion auf öffentlichem Platze? Mein Gott! wenn ein Staatsstreich geschieht und ihr besiegt werdet, so wird man euch auf's Schaffot schleppen, und das Volk wird euch ruhig vorbeiziehen sehen." Die politischen Häupter der Bourgeoisie rechneten nicht auf den bewaffneten Schutz der Menge, davon gar nicht zu sprechen, daß ein solcher Schutz ihnen viel zu gewaltsam und stürmisch schien.

In der That hatte die Bourgeoisie damals viel zu viel einzusetzen, um den Wechselfällen einer Revolution ohne Noth Trotz zu bieten. Sie genoß alle Vortheile des Kredits; der größere Theil der Kapitalien war in ihren Händen; ihr Einfluß auf die Verwaltung war bedeutend, wo nicht entscheidend. Sie hatte also nur wenig zu wünschen. Was sie wollte, forderte sie mit Ungestüm; aber die Feindseligkeit ihrer Haltung überschritt offenbar den Belang ihrer Forderungen. Eine ansehnliche Herabsetzung in den öffentlichen Ausgaben und eine unbedeutende Verminderung des Wahlcensus; die Aufhebung der Schweizer-Regimenter und etlicher gar zu kostspieligen Generalstäbe; eine weniger strenge Ueberwachung der Presse; die Wiederherstellung der Nationalgarde: das war alles, was ihr die Sorge für ihre Interessen zu erheischen schien.

Ihre Leidenschaften ermangelten zu sehr aller Größe, um sie zu Extremen zu treiben. Sie verabscheute die Adeligen, weil sie sich durch die Ueberlegenheit ihrer Manieren und den guten Geschmack ihrer Eitelkeit gedemüthigt fühlte; die Geistlichkeit, weil sie nach weltlicher Herrschaft trachtete und gemeinschaftliche Sache mit den Adeligen machte; den König, weil er der oberste Beschützer der Adeligen und der Geistlichkeit war. Aber die Lebhaftigkeit ihres Widerwillens war ermäßigt durch eine ungemeine Furcht vor dem Volke und durch schauervolle Erinnerungen. Im Grunde liebte sie in der Monarchie ein beständiges Hinderniß für die demokratischen Bestrebungen; sie wollte das Königthum knechten, ohne es zu vernichten. Auf solche Weise von widerstreitenden Gefühlen gepeinigt, wüthend und zitternd zugleich, mit Einem Wort, in die Alternative versetzt, entweder sich dem Regiment des Hofes zu unterwerfen oder das Volk zu entfesseln, schwankte sie, verwirrte sich und wußte weder zu entsagen noch zu handeln.

Inzwischen hatten einige unruhige Köpfe eigenthümliche Ideen fallen lassen. Man hatte die älteren Bourbons mit der unverbesserlichen Familie der Stuarts verglichen; man hatte von Wilhelm III gesprochen; von 1688, dem Datum einer friedlichen und gleichwohl gründlichen Revolution; von der Möglichkeit, eine Dynastie zu verjagen, ohne einen Thron umzustürzen; von der Ermordung Karls I, die unnütz gewesen bis zu dem Augenblick, wo Jakob II ins Exil gewandert. Solche Reden hatten anfangs in einigen Salons ihren Rundgang gemacht; der National, ein neugegründetes Blatt, hatte sie verbreitet und unterstützt. Aber solche Ideen, welche gewandte Schriftsteller, die Herren Thiers und Mignet, in Umlauf brachten, fanden wenig Anklang beim Publikum. Selbst diejenigen, welche die Kraft derselben versuchten, stellten sie bloß als entfernte Möglichkeiten dar.

Es gab um diese Zeit keine eigentlich republikanische Partei. Bloß einige aus dem Carbonarismus hervorgegangene junge Männer hatten sich's beigehen lassen, den Liberalismus auf die Spitze zu treiben, und erklärten sich zu grundsatzmäßigem Haß gegen das Königthum. Obgleich in kleiner Anzahl, hätten sie, vermöge ihrer aufopfernden Freiheitsliebe, ihrer Kühnheit und ihrer Lebensverachtung, das Volk gewaltig aufregen können, allein sie ermangelten eines Führers: Herr von Lafayette war ein bloßer Name.

Endlich wollten ohne alle systematische Parteimeinung einige bekannte Männer, aus verschiedenen Gründen oder Instinkten, eine Revolution herbeiführen: die Herren Barthe und Merilhou aus angewöhnter Neigung zum Konspiriren; Herr von Laborde aus Warmherzigkeit und Elastizität des Geistes; Herr Mauguin, um seine Thätigkeit zu entwickeln; Herr von Schonen aus Ueberspanntheit; die Herren Audry von Puyraveau und Labbey von Pompières aus Grundsätzen; Andere aus Temperament.

Einige, wie die Herren von Broglie und Guizot, fühlten die Ohnmacht des Dogmatismus in Tagen des Zornes und fürchteten eine Bewegung, in der ihre Persönlichkeit untergehen konnte. Mehrere, wie die Herren Sebastiani und Dupin, schwankten zwischen Furcht und Hoffnung. Herr Talleyrand wartete ab.

Unter allen diesen Männern aber war keiner mehr geeignet, auf die Entwicklung einer Revolution mächtig einzuwirken, als Herr Laffitte, weil er zugleich reich und populär war. Obwohl wenig geschickt, auf jener großen Bühne, dem öffentlichen Platze, eine revolutionäre Rolle zu spielen, vermochte doch Niemand besser als er, eine Palastrevolution zu leiten. Sein feiner Geist, seine Leutseligkeit, seine Eitelkeit voll Grazie und sein von Gallsucht freier Liberalismus hatten ihm eine Art Salonskönigthum verschafft, dessen Glanz er unverdrossen und selbstgefällig behauptete. Unter der Restauration hatte er zu Gunsten des Herzogs von Orleans nicht konspirirt,

aber geplaudert. Das genügte ihm, denn er besaß nicht jene leidenschaftliche Beharrlichkeit, jenes Feuer in Liebe und Haß, welche den zum Herrschen geborenen Menschen doppelte Macht verleihen. Gleichwohl war er trotz der Indolenz seiner Wünsche fähig, in einem gegebenen Augenblick viele Festigkeit und Schwung zu entwickeln, wie die Frauen, deren gewöhnliche Weichheit und Nervenreizbarkeit er hatte. Im Uebrigen hörte er gerne auf den Rath des Dichters Beranger, eines besonnenen, willensstarken Mannes, und er bedurfte dieser Unterstützung als Mann der Lagen, die keine lange Dauer haben.

Das war die Stimmung der Bourgeoisie und ihrer Führer. Die Gefühle, welche das Volk belebten, trugen nicht denselben Charakter. Noch ganz voll von den Erinnerungen an den Kaiser kannte es keinen andern politischen Kultus. Von den militärischen Gewohnheiten des Kaiserreichs und der Ungebundenheit der Feldlager her war eine tiefe Verachtung gegen die Jesuiten und die Geistlichkeit in ihm zurückgeblieben. Von den Bourbons wollte es nichts wissen, aber bloß wegen des Skandals ihrer Throngelangung, die sein Stolz mit allen Erniedrigungen des Vaterlandes in Verbindung setzte. Es selbst verlangte wenig, weil es seit geraumer Zeit in gänzlicher Unkenntniß seiner eigenen Angelegenheiten erhalten worden und eben so unfähig war, etwas zu wünschen, als in die Zukunft zu blicken. Somit fand zwischen der Bougeoisie und dem Volke weder eine Gemeinschaft der Interessen, noch eine Uebereinstimmung des Hasses statt.

Bei gehöriger Benützung solcher gegebenen Thatsachen wäre es keine sonderliche Verwegenheit gewesen, einen monarchischen Staatsstreich zu versuchen. Aber es gab in Frankreich weder eine wahre royalistische Partei, noch einen wahren König.

Ich habe gesagt, was Karl X war. Um diesen kraftlosen Monarchen herum bewegten sich zwei royalistische Parteien. Die eine stützte sich auf die Geistlichkeit; sie bestand aus Emigranten, aus Edelleuten, und hatte zu Anführern den Fürsten von Polignac, den Baron von Damas, den Kardinal von La Fare. Die andere stützte sich auf das Heer; sie umfaßte alle die Emporkömmlinge, welche die Restauration an sich gelockt, den größeren Theil der Generäle des Kaiserreichs und diejenigen vom alten Adel, die sich hinter einander für die Sache aller Regierungen hergegeben und der letzten aus Interesse oder Skeptizismus angeboten hatten.

Diese zwei Parteien wollten zwei gleich unmögliche, obschon entgegengesetzte Dinge. Indem die erste verlangte, die Rechte der Erstgeburt und der Substitution sollen wieder hergestellt, die Kirche ihrem alten Glanze zurückgegeben, die hohen Würden nur Adeligen verliehen werden und der Hof weit mehr Rechte über das Parlament haben, so legte sie die natürlichen

und nothwendigen Bedingungen der Monarchie zu Grunde, aber ohne dem Zustand der Gesellschaft Rechnung zu tragen. Indem dagegen die zweite verlangte, die Theilung der Güter solle beibehalten werden, die Geistlichkeit sich bescheiden, geleistete Dienste, selbst bei Hof, sollen den Vorrang vor bloßem Geburtsadel sichern, und die Wahlgewalt geschont werden, so berücksichtigte sie zwar den Zustand der Gesellschaft, begriff aber nicht, unter welchen Bedingungen eine Monarchie leben und dauern kann.

Dieser Zwiespalt unter den Royalisten hatte sich von Tag zu Tag schärfer herausgestellt, und Karl X hatte durch auffallende Bevorzugungen seine Gefährlichkeit vervielfältigt. Diejenigen, welche nicht die Taufe der Emigration empfangen, diejenigen, welche der König nicht als Freunde seiner Kindheit oder Genossen seiner Verbannung um sich gehabt, fanden zwar bei ihm einen wohlwollenden Empfang, aber sein Vertrauen blieb ihnen versagt; er ließ sie unter den höflichsten Formen fühlen, daß sie trotz allem bloß wieder zu Gnaden angenommene Blaue seien und sich sehr glücklich schätzen müssen, wenn man die Gewogenheit habe, ihre Ergebenheit anzunehmen und zu verwenden. Diese Verachtung, die der Monarch durch ungemeine Zartheit des Benehmens zu versüßen wußte, verwandelte sich bei den Günstlingen in Unverschämtheit und bereitete dem Königthum tödtliche Täuschungen. Namentlich war die Hofetikette für diejenigen Royalisten beleidigend, die ihre hohe Stellung nur ihrem Degen verdankten; denn im Schloß wurde ein Edelmann von reinem Adel, und wenn er bloß ein Unterlieutenant war, einem plebejischen Marschall von Frankreich vorgezogen. Daher mannigfache Unzufriedenheit und heimliche Erbitterung, namentlich auch bei den Häuptern der Armee ein großes Mißtrauen in ihre eigene Autorität. Wie ärgerlich mußte nicht diese durchgehende Oberherrschaft der Hierarchie des Hofes über die militärische Hierarchie für alle Soldaten, wie der Herzog von Ragusa und der General Vincent, sein! In despotischen Ländern hatten sie den Glanz der Geburt neben dem der militärischen Grade sich verfinstern sehen: nun mußte es ihnen eben so sonderbar und empörend erscheinen, daß man bei einer konstitutionellen Regierung ein Pergament höher stellte, als die glänzendsten im Dienste erworbenen Rangstufen.

Zu diesen Fehlern Karls X kamen noch die der Geistlichkeit. Während der niedere Klerus die Regierung durch seine Knickerei in Mißkredit brachte, kompromittirte die hohe Geistlichkeit sie durch ihre Intriguen und ihren Hochmuth. Der Einfluß der Garnisonsprediger war bei den Regimentern ein Gegenstand des beißendsten Spottes, wenn er nicht eine Aufmunterung zur Heuchelei war. Als es sich um Einweihung des Ludwig XVI errichteten Sühnungsmonumentes handelte, mußte Karl X bei dieser Zeremonie in einem violetten Gewande figuriren, da violett die Trauerfarbe für die Könige ist.

Nun gut, unter den Soldaten verbreitete sich das Gerücht, er beabsichtige sich dem Publikum im Bischofsornate zu zeigen. Dies alles reizte den Spott bei einem Volke, das niemals mißvergnügter ist, als unter den Waffen. Wenn man übrigens den göttlichen Schutz auf sich herabruft, so muß man ihn nicht gar zu tief hinabsteigen lassen wollen. Es ist ein Hohn gegen den höchsten Beherrscher der Dinge, wenn man die Majestät seines Namens mit Akten in Verbindung bringt, die aller Größe ermangeln. Der Bund, den Karl X zwischen der Monarchie und der Religion abschloß, hob den Thron nicht, machte aber in den Augen des Volkes Gott selbst kleiner.

In dieser Mitte befand sich das Königthum, als es sich entschloß, jeden gesetzlichen Widerstand zu brechen. An eine Verletzung der Charte dachte der König nicht. Nicht als ob er sie gut gefunden hätte, aber er hatte sie beschworen. Nun war er zugleich Edelmann und Frömmler. *) Zwischen der Erfüllung seiner Wünsche und der Heilighaltung seines Wortes schien ihm der Art. 14. eine mögliche Versöhnung darzubieten. Die Wohlthat dieses Artikels zu benützen, wurde bald sein sehnlichstes Trachten, und tausend Umstände verkündeten dieses Streben, ohne seinen Gegenstand genau zu bestimmen.

Jetzt zeigten sich die Intelligenteren unter den Royalisten unruhig. Herr von Villèle machte eine Reise nach Paris, um, wenn es noch Zeit wäre, vom Königthume den Schlag abzuwenden. Seinerseits sagte Herr Beugnot: „Die Monarchie wird umgeworfen werden wie ein ausgerüstetes Schiff unter Segel.“ Tagtäglich und von allen Seiten belagerte man die Minister, um von ihnen das Wort dieses furchtbaren Räthsels zu erfahren; aber sie verhüllten sich in Heimlichkeit, und der Präsident des Ministerrathes beruhigte die Mitglieder des diplomatischen Corps, als sie ihn zitternd für den Frieden der Welt über die künftigen Dinge fragten. Wohl unterrichtet von dem außerordentlichen Aussehen, das die Physiognomie des Pariser Hofes angenommen, hatte Herr von Metternich seine Befürchtungen gegen den französischen Gesandten, Herrn von Reyneval, geäußert und die denkwürdigen Worte gesprochen: „Ich wäre weit weniger unruhig, wenn der Fürst von Polignac es mehr wäre.“ **)

---

*) „Karl X, der seinen Thron und die Charte bedroht glaubte, wollte sowohl den einen, als die andere vertheidigen. Daß beide in Gefahr gestanden, wird man heutzutage nicht leugnen wollen, da Charte und Thron zu gleicher Zeit über den Haufen geworfen worden sind.“

(Aus den Manuskripten des Herrn von Polignac.)

**) Wir haben eine Sammlung Briefe von Herrn von Polignac's eigener Hand, und auf die Ereignisse von 1830 bezüglich, vor uns liegen. Wir veröffentlichen diese Bemerkungen, je nachdem es uns passend erscheint, selbst dann,

Die Wahrheit ist, daß Herrn von Polignac's Haltung gegenüber den fremden Gesandten immer ein eigenthümliches Gepräge des Mißtrauens und Hochmuthes gehabt hatte. Deshalb waren sie auch dem letzten Ministerium nicht sehr hold. Die Expedition nach Afrika hatte die Eifersucht der Engländer gereizt, deren Befürchtungen und Abneigungen Lord Stuart in Frankreich vertrat. In dem Entwurf, der sich auf die Abtretung der Rheinprovinzen bezog, hatte man Preußen, wie es meinte, nich genügend bedacht, und Herrn von Werther's Verhältnisse zu dem Hofe waren dadurch einigermaßen gestört worden. Was den Gesandten von Rußland, Herrn Pozzo-di-Borgo, betrifft, so hegte dieser einen heimlichen Groll gegen Karl X, der, ohne die Konvenienz im Mindesten zu verletzen, sich nie hatte entschließen können, ihn anders zu behandeln, als einen Emporkömmling.

So vereinigte sich also Alles, um die Lage des Königthums schwer und beunruhigend zu machen. Aber Karl X theilte Herrn von Polignac eine Sicherheit mit, die dieser auf der andern Seite wieder ihm einflößte. Er hatte ihn hauptsächlich deshalb zum Minister genommen, weil er von ihm keinen Widerspruch zu befürchten hatte. Karl X war ganz und gar ohne Entschiedenheit, aber, wie alle unentschlossenen Geister, wollte er das, wofür er sich einmal ausgesprochen hatte, mit Ungestüm, um nicht genöthigt zu sein, lange zu wollen.

Deshalb verblendeten der Monarch und der Minister einander gegenseitig mit hartnäckigem, ungeduldigem Wahnsinn. Die Unglücklichen, deren Verwegenheit es an Kraft mangelte, und welche die Augen vor der Gefahr schlossen, obgleich sie die Fähigkeit besaßen, ihr zu trotzen, jedoch nicht, ohne sich selbst zu betäuben!

Dem sei, wie ihm wolle, die allgemeine Ungewißheit weckte durch ihr langes Andauern den der hohen Bourgeoisie eigenthümlichen Spekulationsgeist. Die Kühnheit der Börsenmänner fand in den Dunkelheiten der Politik eine Nahrung, deren sie sich ungesäumt bemächtigte. Die Bankiers umlagerten durch ihre Späher alle Zugänge zum Thron. Priester wurden bestochen, das Beichtgeheimniß zu verletzen; mit den Vertrauten der Minister wurden Verträge abgeschlossen. Ein Finanzmann, der sich zuerst unter dem Kaiserthum, dann unter der Restauration einen beklagenswerthen Ruf für Kühnheit und Gewandtheit erworben hatte, machte sich vor Notar und Zeugen verbindlich, fünfzigtausend Franken zu bezahlen, wenn man ihm einen Ent-

---

wenn wir Ursache haben sollten, die Behauptungen, welche sie enthalten, für nicht ganz wahrheitsgemäß anzuerkennen. Es handelt sich für uns hier um eine Pflicht der Loyalität. Eine dieser Noten lautet wörtlich so:

„Die Gesandten machten keine Vorstellung. Ich ließ sie sich nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischen.“

wurf der erwarteten Ordonnanzen verschaffe. Die fünfzigtausend Franken wurden entrichtet, und der glückliche Spekulant spielte auf das Sinken der Staatspapiere. Weniger gut unterrichtet und überzeugt, daß die Krisis nicht vor dem Monat August ausbrechen werde, spielte dagegen Herr von Rothschild auf das Steigen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli beschied der Fürst von Talleyrand einen seiner Freunde, der tief im Börsenspiel steckte, zu sich und erzählte ihm, er sei heute in Saint-Cloud gewesen, um Karl X eine vertrauliche Mittheilung über die Befürchtungen des Königs von England zu hinterbringen, allein die Vertrauten des Schlosses haben alles aufgeboten, um ihn von dem Monarchen fern zu halten; so habe er denn Saint-Cloud verlassen müssen, und aus dem Empfang, der ihm geworden, könne er nicht anders als auf das unmittelbare Bevorstehen einer Katastrophe schließen. „Spielen Sie auf das Sinken,“ fügte er hinzu, „es ist an der Zeit.“

Am 24. hatten die Minister in Paris wirklich Sitzung gehalten, und das Schicksal der Monarchie in Frankreich war zum letzten Male verhandelt worden.

Keiner der Minister stellte die Nothwendigkeit eines Staatsstreiches in Abrede. Herr von Chantelauze hatte schon in den ersten Tagen des Juni einen förmlichen Antrag darauf im versammelten Rathe gestellt. *) Kühn aus der gesetzlichen Bahn herauszutreten, war das Ziel, das Herr von Polignac sich vorgesetzt hatte. Die Herren von Haussez und von Chantelauze hatten die Ergreifung der kräftigsten Maßregeln beinahe zu Bedingungen ihres Eintrittes in das Ministerium gemacht. Aber über die Zeitgemäßheit des Staatsstreiches erhob Herr von Guernon-Ranville mehr als bloße Zweifel. „Die Wahlen“, sagte er, „haben gegen uns entschieden. Gleichviel. Lassen wir die Kammer zusammenkommen. Wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, ihre Mitwirkung verweigert, so haben wir Europa bewiesen, daß sie es ist, welche die Regierung unmöglich macht. Die Verantwortlichkeit für ein verweigertes Budget kann nicht auf der Krone lasten. Unsere Stellung wird dann günstiger sein, und wir werden viel bequemer das Wohl der Monarchie berathen können.“

Herr von Guernon-Ranville besaß eine Gewandtheit als Redner, welche ihn in den Stand setzte, den Debatten in der Kammer Trotz zu bieten. Dieser Grund war für seine Kollegen nicht vorhanden. Herr von Peyronnet hatte nichts Hinreißendes in seiner Sprache. Herrn von Chantelauze war eine gewisse

*) Sämmtliche Minister waren einstimmig über die Nothwendigkeit der Ordonnanzen und das Recht, sie zu erlassen. Bloß Herr von Ranville wünschte, man solle sie noch einige Wochen aufschieben. Es handelte sich nur um die Zeit.
(Aus den Manuskripten des Herrn von Polignac.)

krankhafte Hitze eigen, welche die Diskussion nur mit Mühe aushielt. Die Herren von Polignac, von Montbel, Capelle, von Haussez waren keine Männer der Tribüne. Diese Rücksichten hatten obgesiegt, und man hatte am 24. im Ministerrathe beschlossen, der Kammer zuvorzukommen.

Die erste Frage, die jetzt zur Verhandlung kam, bezog sich auf die nunmehr einzuführende Wahlart. Herr von Haussez billigte die vorbereitende Arbeit des Herrn von Peyronnet nicht. Er erklärte sich dahin, da man sich einmal von der Gesetzlichkeit frei machen wolle, so müsse man dies vollständiger und kühner thun: es sei eben so gefährlich und weniger vortheilhaft, das Wahlsystem zu ändern, als ganz zu vernichten; die Reichen sowohl aus dem Adel als dem Bürgerstande seien die natürlichen Stützen des Königthums, und deshalb müsse man dasselbe auf sie stützen; folglich könne man nichts Besseres thun, als die Höchstbesteuerten jedes Departements, und zwar in gleicher Anzahl wie die Deputirten, provisorisch einberufen, um die Gesetze zu machen. Dieser Vorschlag, dessen Kühnheit wenigstens logisch war, wurde nicht angenommen.

Herrn von Peyronnet's Wahlsystem war gleichfalls bekämpft worden von Herrn von Guernon-Ranville, der am Ende sagte: „Eben so gut könnte man Ihre Ordonnanz auf vier Linien reduziren und die Bestimmung erlassen, daß die Deputirten von den Präfekten der Departements erwählt werden sollen", eine Aeußerung, welche Herrn von Peyronnet sehr erbitterte.

Man ging sofort zur Musterung der Streitmacht über, die zur Verfügung stehe. In dieser Beziehung hegten mehrere Minister lebhafte Besorgnisse. Herr von Polignac hatte bei Abgang des Herrn von Bourmont seinen Funktionen als Präsident die des Kriegsministers beigefügt. Doppelte Last und viel zu schwer für ein so gebrechliches Haupt! Vergebens hatte Herr von Bourmont beim Abschied seinem Kollegen empfohlen, vor seiner Rückkehr nichts zu versuchen: Herr von Polignac hegte ein unbegrenztes Vertrauen auf sich selbst. „Auf wie viel Mann dürfen Sie rechnen in Paris?" fragte ihn Herr von Haussez. „Haben Sie wenigstens 28 oder 30 Tausend?—" „O weit mehr", antwortete Herr von Polignac, „ich habe 42 Tausend." Und ein Papier aufrollend, das er in der Hand hielt, warf er es dem Baron von Haussez zu, der auf der andern Seite des Tisches saß. — „Ei wie!" rief der Marineminister, „ich sehe hier bloß 13 tausend Mann! 13 tausend Mann auf dem Papier, also so viel, daß man zum Kämpfen kaum 7 oder 8 Tausend haben würde! Und die 29 Tausend, die zu Ihrer Angabe fehlen, wo sind denn die?" Herr von Polignac versicherte, sie seien um Paris verbreitet und können nöthigenfalls binnen zehn Stunden in der Hauptstadt versammelt sein.

Dieses Zwiegespräch machte einen tiefen Eindruck auf die Minister. Sie schickten sich an, mit geschlossenen Augen eine furchtbare Partie zu spielen.

Inzwischen war der 25. Juli gekommen, und noch hatte nichts ganz Gewisses verlautet. Ja so unklar waren die Ahnungen, daß der Prinz von Condé an diesem Tage dem Herzog von Orleans ein großes Fest gab. Die Stunden strichen in Freude hin im Schlosse Saint-Leu. Abends war Theater, und die Baronin von Feuchères ließ sich sehen.

Während dieser Zeit empfing ein Mann, der seit etlichen Monaten eine starke, geheime Verbindung mit dem Hofe unterhielt, Herr Casimir Perier, in seinem Hause im Boulogner Walde ein Billet in dreiwinkliger Form. Er öffnete es ängstlich in Gegenwart seiner Familie und ließ verzweiflungsvoll seine Arme sinken. Sein Gesicht hatte einen bleifarbigen Teint angenommen.

Er war genau berichtet worden. Noch an demselben Tage versammelten sich die Minister in Saint-Cloud, um daselbst Ordonnanzen zu unterzeichnen, welche die Verfassung des Landes suspendirten. Der Dauphin war zugegen. Er hatte sich Anfangs gegen die Ordonnanzen ausgesprochen, allein seine Meinung war sehr bald vor der des Königs in den Hintergrund zurückgetreten; denn der Dauphin zitterte unter dem Auge seines Vaters und trieb die Ehrfurcht vor dem Familienhaupte, worin Ludwig XIV die Prinzen erhalten wissen wollte, bis ins Lächerliche.

Die Minister reihten sich schweigend um die verhängnißvolle Tafel. Karl X hatte den Dauphin zu seiner Rechten und den Fürsten von Polignac zur Linken. Der König fragte seine Diener, einen um den andern. Als die Reihe an ihn kam, brachte Herr von Haussez seine Einwendungen von gestern wieder vor. „Weigern Sie sich?“ fragte Karl X. — „Sire,“ antwortete der Minister, „es sei mir erlaubt, eine Frage an den König zu richten. Ist Eure Majestät entschlossen, weiter zu gehen, im Fall Ihre Minister sich zurückziehen würden?“ — „Ja!“ sagte Karl X mit festem Ton.

Der Marineminister nahm die Feder und unterzeichnete.

Als alle Unterschriften beigebracht waren, trat ein feierlicher, furchtbarer Augenblick ein. Eine mit Unruhe vermischte Spannung malte sich auf den Gesichtern der Minister. Nur Herr von Polignac's Antlitz strahlte. Karl X ging mit großer Heiterkeit im Saale auf und ab. Als er an Herrn von Haussez vorbei kam, der mit sehr bekümmerter Miene die Augen aufschlug, fragte er ihn: „Was sehen Sie so?“ — „Sire, ich wollte nur sehen, ob sich nicht zufällig ein Portrait von Strafford hier befindet.

Zweites Kapitel.

26. Juli. Veröffentlichung der Ordonnanzen. — das Volk kümmert sich wenig darum. — Bestürzung der Bourgeoisie. — Befragung der Advokaten. — Aufregung, welche die Ordonnanzen auf der Börse hervorbringen; schmerzliche Enttäuschung derer, die auf das Steigen gespielt. — Bewegung in der Akademie; Verzweiflung Marmont's. — Zusammenkunft der Journalisten; sie protestiren im Namen des Gesetzes. — Unschlüssigkeit und Aengstlichkeit der Deputirten; Haltung Casimir Perier's; sein Portrait. — Der Geist des Widerstandes verbreitet sich; das richterliche Ansehen mit in den Kampf gezogen. — Die Bourgeoisie allmälig durch die Kühnsten oder Kompromittirtesten zum Aufstand getrieben. — Die Bewegung dem Volke mitgetheilt.

In Paris war der 26. sehr ruhig. Im Palais-Royal sah man indeß einige junge Männer auf Stühle steigen, wie einst Camille Desmoulins. Sie lasen mit lauter Stimme den Moniteur, appellirten an's Volk wegen Verletzung der Charte und suchten durch eifrige Geberden und flammende Reden in andern, wie in sich selbst, ein unbestimmtes Bedürfniß nach Unruhe zu erwecken. Aber in der Umgebung der Hauptstadt tanzte man. Das Volk war seinen Arbeiten oder seinen Vergnügungen nachgezogen. Nur die Bourgeoisie zeigte sich bestürzt. Die Ordonnanzen hatten sie doppelt angegriffen: in ihrer politischen Macht, indem sie ihren Gesetzgebern, und in ihrer moralischen Macht, indem sie ihren Schriftstellern zu Leibe gingen.

Im Anfang herrschte unter dem ganzen dem höhern Bürgerstande angehörigen Theil der Bevölkerung eine düstere Betäubung. Bankiers, Kaufleute, Fabrikanten, Drucker, Advokaten, Journalisten näherten sich einander voll Bestürzung. In dieser plötzlichen Aufhebung der Schreibfreiheit, in dieser gründlichen und kühnen Aenderung des Wahlsystems, in diesem Umsturz aller Gesetze kraft eines dunkeln Artikels lag eine Art hochmüthiger Herausforderung, worüber man allgemein verdutzt war. So viele Kühnheit ließ auf Macht schließen.

Ein trauriger, wunderlicher Umstand, daß diese Revolution, welche die Krone in die Gerichtsstube fallen lassen sollte, gerade mit einer Befragung von Advokaten anfing. Auf die erste Nachricht von den Ordonnanzen eilten mehrere Journalisten, gefolgt von einigen Rechtsgelehrten, zu Herrn Dupin, dem Aelteren. Sie wollten wissen, ob es kein Mittel gäbe, die Journale ohne Genehmigung der Regierung erscheinen zu lassen, und in wie weit eine solche Kühnheit auf den Schutz der Richter und der Gesetze rechnen könnte. Hier machten sich einige Männer, welche zu einer mit viel Beifall aufgenommenen Rolle bestimmt waren, bemerkbar. Neben Herrn von Remusa, der

eine überlegte Festigkeit an den Tag legte, schien Herr Barthe in eine Art moralischer Trunkenheit versunken, die er in flammenden, jugendlichen Worten ausströmen ließ. Ein wenig auf der Seite sitzend, blätterte Herr Odilon-Barrot in einem Codex, aber Unruhe und Unmuth malte sich auf seinem Gesichte. Herr Dupin selbst, der das Talent besaß, unter einer erkünstelten, rauhen Unempfindlichkeit die Kleinmuth seiner Seele zu verbergen, verweigerte seinen Rath nicht, aber er rief nicht ohne Aufwallung, er sei nicht mehr Deputirter, und lehnte somit jede politische Verantwortlichkeit für Ereignisse ab, deren Ausgang er nicht kannte.

Inzwischen waren die Börsenmänner nicht die letzten gewesen, die in Bewegung geriethen. In den unseligen Zeilen des Moniteur hatten sie, die einen verlorene, die andern gewonnene Millionen gelesen. Herr von Rothschild, der von seinem Landhause zurückkehrte, vernahm am Eingang der elyseischen Felder die Nachricht von den Ordonnanzen. Er erblaßte; es war ein Donnerschlag für Einen, der auf das Steigen gespielt hatte. Wir werden weiter unten sagen, welcher Maßregel er es verdankte, daß er bei dieser Krisis nur etliche Millionen verlor. Andere hatten besser gerechnet. Die Ordonnanzen waren für sie der Ausgangspunkt einer Reihe fruchttragender Operationen. Da die dreiprozentige Rente plötzlich von 78 auf 72 herabgesunken war, so gab es Leute, die ihren Wohlstand von diesem Tage herschreiben konnten.

In der Akademie war die Aufregung eben so lebhaft wie auf der Börse, nur trug sie einen höheren Charakter. Herr Arago sah den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, mit flammendem Auge und verstörten Zügen auf sich zukommen. „Nun!“ rief der Marschall heftig, „die Ordonnanzen sind wirklich erschienen. Ich habe es doch gesagt. Die Unglücklichen, in welch’ schreckliche Lage versetzen sie mich. Am Ende muß ich noch den Degen ziehen, um Maßregeln zu vertheidigen, die ich verabscheue!“ Er täuschte sich nicht. Es lag im Schicksale dieses Mannes, zweimal Unheil über sein Land zu bringen.

Die Lobrede auf Fresnel, die Herr Arago am 26. Juli halten sollte, hatte eine Menge Leute ins Institut gelockt, aber die Tagesneuigkeit beschäftigte alle Gemüther. Herr Arago beschloß, seine Abhandlung nicht vorzutragen, und gab als Grund dafür die Schwierigkeit der Lage an. Mehrere seiner Kollegen ermahnten ihn dringend zu diesem Akt des Muthes. Einige, und unter ihnen Herr Cuvier, ein Mann, der durch seine Geistesgaben weit höher steht, als durch die Eigenschaften seines Herzens, stellte ihm dagegen vor, unter solchen Umständen wäre sein Schweigen aufrührerisch, und er sei es sowohl der öffentlichen Ordnung als sich selbst schuldig, die Majestät der Wissenschaft nicht in Parteistreitigkeiten bloß zu stellen.

Mittlerweile erschien Herr Villemain, und zwischen ihm und Herrn Cuvier entspann sich eine äußerst heftige Debatte. Herr Arago entschloß sich endlich, zu sprechen, verflocht aber in das Lob Fresnel's feurige Anspielungen auf die Verhältnisse des Augenblicks. Sie erweckten einen düstern Enthusiasmus in der Versammlung.

Die Staatspapiere waren gesunken, Herrn Arago's Rede wurde beklatscht; somit hatte die alte Monarchie gleich am ersten Tage das Geld und die Wissenschaft gegen sich: unter allen menschlichen Mächten die niedrigste und die edelste.

Aber sie hatte eine noch furchtbarere Macht herausgefordert. In ihrem Eigenthum, ihrer politischen Bedeutsamkeit, vielleicht sogar ihrer Freiheit bedroht, hatten sich die Journalisten tumultuarisch auf dem Büreaux des National versammelt. Was thun? Die Straßen mit aufrührerischem Geschrei erfüllen, die dreifarbige Fahne entfalten, die Vorstädte aufwiegeln, mit einem Wort, das Königthum mit dem Schwert angreifen, das hätten vielleicht die Redacteurs der Tribune gewagt, aber die Schriftsteller der liberalen Blätter trieben den Feuereifer ihrer Ueberzeugung nicht so weit. Voll von Erinnerungen an 93 hätten sie zum Schutz ihrer bedrohten Interessen gern eine Revolution auf öffentlichem Platze hervorgerufen, wenn sie nicht gefürchtet hätten, unwiderstehliche Stürme zu entfesseln. Wie konnten sie überdies hoffen, die Leidenschaften der Menge für die Beschwerden der Bourgeoisie zu gewinnen? Durften sie erwarten, daß die Werkstätten der Sache einer Kammer, wo das Volk keine Repräsentanten hatte, und einer Presse, welche der Armuth noch keinen einzigen Publizisten gegeben, eine genügende Anzahl Soldaten und Märtyrer liefern würden? Von den beim National versammelten Schriftstellern hatten einige so eben Paris durchzogen. Nichts verkündete das Nahen von Volksstürmen. Man hatte gesagt, das Volk rührt sich nicht, und diese Worte waren sehr geeignet, den aufbrausendsten Muth abzukühlen.

Man dachte daher auch nur daran, im Namen der Charte zu protestiren, und die Protestation der Journalisten, so wie die Herren Thiers, Chatelain und Cauchois-Lemaire sie abfaßten, war in der That nichts als eine unerschrockene und feierliche Huldigung, der Unverletzlichkeit des Gesetzes dargebracht. Man setzte darin der diktatorischen Gewalt der Ordonnanzen das Ansehen des Grundvertrages entgegen; man rief gegen die willkürlich eingeführten Aenderungen, sei es nun im Wahlsystem oder in der Verfassung der Presse, nicht bloß die Bestimmungen der Charte, sondern auch die Entscheidungen der Tribunale und die bisher vom König selbst befolgte Praxis an; endlich wurde die Verletzung der Gesetzlichkeit durch die Regierung als Signal zu einem Ungehorsam dargestellt, welcher dadurch nothwendig, gesetz-

lich und gewissermaßen geheiligt werde. Dies hieß in einer gerechten Maßregel Klugheit und Kraft vereinigen. In diesem Geiste abgefaßt, wurde die Protestation einstimmig angenommen.

Aber mußte man sie mit den Unterschriften aller derer bedecken, die dazu mitgewirkt hatten? Die Herren Baude und Coste, ersterer Administrator, letzterer Hauptredacteur des Journals Temps, erklärten sich dahin: der Einfluß der Journale hänge theilweise von dem Geheimnisse ab, in welches die Schriftsteller eingehüllt bleiben; die Feierlichkeit eines solchen Widerstandes müsse daher unvermeidlich durch Nennung einiger dunkler Namen geschwächt werden, und es sei am zweckmäßigsten, der Macht des Unbekannten ihre ganze Wirkung zu lassen. Herr Thiers entgegnete, man würde weit besser daran thun, der Protestation diejenige Gunst zu sichern, die der Muth jederzeit verdiene und sich erwerbe. Diese Ansicht erhielt die Oberhand wegen ihrer scheinbaren Kühnheit. Im Grunde aber wurde die Verantwortlichkeit für den Widerstand verringert, wenn man sie theilte und über so viele Häupter ausdehnte.

Gleichwohl muß man sagen, daß die meisten der Unterzeichner glaubten, es handle sich um ihr Leben, und einige mit wahrer Großherzigkeit dem Tode entgegengingen. Als eine Deputation von Studenten erschien, nahm Herr von Laborde keinen Anstand, sie zur Empörung aufzumuntern. Aber Herr Thiers, Herr Mignet und die meisten der einflußreichen Wähler waren der Ansicht, man müsse von dem Gesetze selbst die Mittel entlehnen, ihm zum Triumphe zu verhelfen. Unter diesen Mitteln stand die Steuerverweigerung oben an. Da die Kammer ungesetzlich aufgelöst worden war, so war diese Steuerverweigerung weiter nichts, als eine Appellation an die Charte. Es fand also eine neue, hauptsächlich aus Wählern bestehende Versammlung beim National statt. Es handelte sich darum, diejenige Art von Opposition zu organisiren, die in England mit dem Widerstande Hampden's begonnen und mit der Hinrichtung Karls I geendet hatte. Zu den charakteristischen Zügen der französischen Bourgeoisie im neunzehnten Jahrhundert gehört nämlich, daß sie beständig die Vorgänge in England zum Muster nahm, ohne sie zu begreifen.

In diese Versammlung hatten sich feurige Männer eingeschlichen, und es wurden gewaltsame Maßregeln in Vorschlag gebracht. Herr von Schonen legte eine eigenthümliche Exaltation an den Tag, und seine von lautem Schluchzen unterbrochenen Reden machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Herr Thiers seinerseits suchte diese brausende Aufwallung zu beschwichtigen. Er wandte sich an die Ungestümsten und fragte, wo die Kanonen seien, welche sie der königlichen Artillerie entgegenstellen wollten, und ob es ihnen zur Rettung der Freiheit genüge, den Kugeln der Schweizer

ihre nackte Brust hinzubieten. Aber diese Aengstlichkeit wurde verworfen sowohl von denjenigen, die ein aufrichtiger Enthusiasmus belebte, als von denjenigen, die sich bereits zu weit gewagt zu haben fürchteten und daher bloß noch darauf sannen, alles zu verwirren, um sich selbst in Vergessenheit zu bringen und gewissermaßen hinter dem Chaos zu verschwinden.

Während dieser Zeit dachten einige bei Herrn von Laborde versammelte Deputirte auf kühne Maßregeln. Der Ruf: Zu den Waffen! war erklungen. „Es handelt sich um ein neues Ballhaus," sagte Herr Bavour, und Herr Daunou fügte hinzu, es bleibe nichts übrig, als an das Volk zu appelliren. Auf einmal erschien Herr Casimir Perier. Er kam, nicht um zur Bewegung zu mahnen, sondern um ihr wo möglich Einhalt zu thun. Er sagte, die Kammer sei aufgelöst, folglich gebe es keine Deputirten mehr, seit der Moniteur erschienen; im Uebrigen berufen sich auch die Urheber von Staatsstreichen auf die Charte, und zwischen der Gewalt und der öffentlichen Meinung gebe es keinen Richter; man müsse die Ereignisse abwarten, und der allgemeinen Entrüstung Zeit lassen, sich auszusprechen, oder vielmehr dem getäuschten Königthume Zeit, auf einen bessern Weg zurückzukehren. Und dies alles sagte er mit befehlender Geberde und in leidenschaftlichem Tone. Brauchte es mehr, um in einem Augenblick, wo Unschlüssigkeit natürlich scheinen konnte, den Schwung der Gemüther zu lähmen? Vergebens brachten die Herren von Schonen, Laborde und Villemain, die von ihren Kollegen in die Versammlung der Wähler geschickt worden, dringende Aufforderungen zu muthiger Entschlossenheit mit, es wurde nichts beschlossen. Casimir Perier, der bloß die aufgeregten Geister im Zaume zu halten suchte, bot für den nächsten Tag sein Haus an. Man trennte sich.

Und wer war denn der Mann, der sich auf diese Art und in dieser feierlichen Stunde zum Vermittler zwischen den Liberalen und dem Throne aufwarf? Casimir Perier war von hohem Wuchs und besaß eine sichere Haltung. Auf seinem von Natur sanften und edlen Gesichte konnten zuweilen plötzliche Veränderungen vorgehen, die es abschreckend machten. Das bewegliche Feuer seines Blicks, das Ungestüm seines Geberdenspieles, seine fieberische Beredtsamkeit, die häufigen Ausbrüche seines an Wahnsinn streifenden Jähzornes, alles schien in ihm einen Mann zu verkünden, der geboren ist, um Stürme zu erwecken. Aber es fehlte seinem Geist an Hochsinn, seinem Herzen an Edelmuth. Er besaß nicht die Hingebung, ohne welche die Kunst zu herrschen nur eine glänzende Charlatanerie ist. Er haßte die Aristokratie bloß, weil er es ihr nicht gleich zu thun vermochte, und das empörte Volk erschien seiner kranken Einbildungskraft nur als eine Barbarenhorde, die sich durch Blut einen Weg zur Plünderung bahnt.

Die Liebe zum Golde hielt seine Seele gefangen und steigerte die Angst, die ihm dieses aus Armen zusammengesetzte Volk einflößte. Feig, aber heftig und stets bereit, unter seiner tyrannischen Laune jeden zu zermalmen, der sie reizte und doch zu fürchten schien, liebte er die Herrschaft, weil sie der Gewaltthat Straflosigkeit verspricht. Im Uebrigen hatte seine Willenskraft ihre Quelle nur in Verschlagenheit, aber diese Verschlagenheit wurde bei ihm trefflich bedient von einem herben, galligen Temperament. So ungeheuer auch sein Hochmuth war, so bestand er doch nur in Verrichtung von Kleinigkeiten. Scheinbar um so hochmüthiger, je kriechender er in der Wirklichkeit war, hatte seine Herrschaft im Schooße der Erniedrigung etwas Unwiderstehliches, und nie eignete sich ein Mensch mehr als er, kleinmüthige Plane durchzusetzen, denn er rieth sie nicht, er befahl sie.

Casimir Perier hätte also gewiß die Revolution in ihrer Wiege erstickt, wenn er dazu bloß der Unterstützung seiner Kollegen bedurft hätte. Aber sie waren es nicht, denen an diesem Tage die Ereignisse gehorchten.

Ich habe es bereits gesagt: nachdem sie sich von einem ersten Aufschwung hatten hinreißen lassen, fürchteten viele zu weit gegangen zu sein, und da sie sich nicht viel von der königlichen Nachsicht versprachen, beschlossen sie, den Widerstand zu verallgemeinen und das Volk für ihre Gefahren zu interessiren. Auf diese Art verbreitete sich schon am 26. das Gerücht unter den Bürgern, es sei beschlossen worden, die Werkstätten zu schließen und die Arbeiter auf den öffentlichen Platz zu treiben. Auch an die richterliche Gewalt wandt man sich, um sie in den Augen der Regierung bloß zu stellen. Dies gelang ohne Mühe, da sich die Tribunale hauptsächlich in der Bourgeoisie rekrutiren; und die Geranten des Courrier-Français, des Journal du Commerce, des Journal de Paris erwirkten sich vom Präsidenten des Tribunals erster Instanz, Herrn Debelleyme, eine Ordonnanz, welche den Druckern befahl, ihre Pressen den nicht genehmigten Journalen zu leihen.

Man hat gesehen, in welcher Weise die auf der Oberfläche der Gesellschaft hervorgebrachte Aufregung die Protestation unter den Journalisten erzeugt hatte. Indem diese Protestation dem gesetzlichen Widerstande eine Formel gab, kompromittirte sie einige Namen. Die bedrohten Personen bemühten sich, den Geist der Empörung weiter zu verbreiten oder, mit andern Worten, die Gefahr zu zertheilen. Auf diese Art wurden allmälig die untern Schichten der Gesellschaft aufgewühlt. Einige am Montag Abend nach dem Wagen des Herrn von Polignac geworfene Steine waren nur ein Vorspiel zu kühneren Unternehmungen. Durch eine solche Verkettung kleiner Maßregeln, durch eine solche Verbrüderung von edlen Instinkten, von Unschlüssigkeit und von Angst verwandelte sich der gesetzliche Widerstand allmä-

lig in eine Emeute, die ihrerseits eine Revolution erzeugen sollte. Wahrhaftig, eine seltsame Revolution! Sie wurde von der hohen Bourgeoisie veranlaßt, welcher davor graute, und von dem Volke ausgeführt, das sich, beinahe ohne daran zu denken, hineinwarf!

In der Nacht vom 26. auf den 27. erzählte auf der Straße von Fontainebleau ein Postillon einem seiner Kameraden die Nachricht von den Ordonnanzen. „Die Pariser," sagte er, „sind gestern Abend schön vexirt worden. Keine Kammer, keine Journale, keine Preßfreiheit mehr." — „Wirklich?" antwortete der andere. „Ei, um so besser. So lange man das Brot um zwei Sous, und den Wein um vier haben kann, kümmert mich alles Andere nichts." Auf einem Blatte, wo diese Anekdote erzählt wurde, haben wir, von des Fürsten von Polignac eigener Hand geschrieben, folgende Bemerkung gelesen: „Natürlich, denn für das Volk reduzirt sich die Charte auf drei Dinge: Arbeit, wohlfeiles Brot und wenig Abgaben." Herr von Polignac täuschte sich hierin. Er sprach bloß von den materiellen Interessen des Volkes, das allerdings in Zeiten der Unwissenheit geringe Ansprüche macht. Er hätte aber auch seine Leidenschaften in Berechnung ziehen sollen, insofern ihnen ein höherer Schwung inwohnte; denn um den Postillon Lügen zu strafen, genügte es, die dreifarbige Fahne zu entfalten und den alten Soldaten in Erinnerung zurückzurufen, daß die letzte Lunte von Waterloo noch nicht verbrannt war.

Drittes Kapitel.

27. **Juli.** — Die Bourgeoisie wiegelt das Volk auf. — Die Revolution beginnt durch die ihres Dienstes entlassenen Drucker. — Wirkliche Ursachen der Erbitterung des Volkes. — Zuversichtlichkeit des ersten Ministers. — Freude der exaltirten Royalisten. — Beispiel von gesetzlichem Widerstande. — Neue Zusammenkunft von Deputirten: zwecklose Reden. — Junge Leute unter den Fenstern des Herrn Casimir Perier von Gensdarmen angegriffen. — Bürger und Proletarier machen gemeinschaftliche Sache; Ueberraschung, Unschlüssigkeit der Soldaten. — Das Palais-Royal Ausgangspunkt des Aufstandes, wie im Jahre 89. — Die Zöglinge der polytechnischen Schule bereiten sich zum Kampfe. — Eine dreifarbige Fahne entfaltet. — Unglück verkündender Anblick der Stadt Paris am Abend des 27. — Die Häupter der Bourgeoisie erstaunen und erschrecken ob der Bedeutsamkeit der Bewegung, wozu sie selbst Anlaß gegeben. — Versammlung von Wählern. — Die Bonapartisten berathen sich. — Unter den Männern der Bourgeoisie stecken sich mehrere bloß das Ziel, Karl X kapituliren zu lassen, und unter diesen Casimir Perier; Huldigung, die ihm Männer aus dem Volke darbringen, die ihn für einen Revolutionär halten. — Zöglinge der polytechnischen Schule klopfen an Herrn Laffitte's Thüre. — Austheilung von Patronen in Saint-Denis; das sechste Garderegiment marschirt gegen die Hauptstadt.

Am 27. machte sich der thätigere Theil der Bourgeoisie an's Werk, und nichts wurde verabsäumt, um das Volk in Bewegung zu setzen. Die Gazette, die Quotidienne, der Universel hatten sich aus Ueberzeugung oder Parteigeist, das Journal des Debats und der Constitutionnel aus Furcht und Krämersinn den Ordonnanzen unterworfen. Der Globe, der National, der Temps waren erschienen und in einer Unzahl von Exemplaren verbreitet worden. Die polizeiliche Ordonnanz, welche Tags zuvor ihre Herausgabe untersagt hatte, diente bloß dazu, die Neugierde zu reizen. Man warf sie zu Hunderten in die Café's, die Lesekabinette, die Restaurants. Journalisten liefen von Werkstätte zu Werkstätte, von Laden zu Laden, um sie zu erläutern. Man sah Männer von gewählter Kleidung, von vornehmem Anstand und feinen Sitten auf Bänke steigen und zur Emeute auffordern, während Studenten, durch die der Jugend angeborene Ruhelosigkeit aus ihren Wohnstätten gelockt, mit Stöcken bewaffnet, die Straßen durchzogen, ihre Hüte schwangen und riefen: „Es lebe die Charte!"

Mitten in eine Bewegung gestoßen, die sie nicht begreifen konnten, betrachteten die Männer des Volks alle diese Dinge mit Ueberraschung; aber allmälig gaben auch sie sich der Wirkung jener elektrischen Kraft, welche

von jeder starken Bewegung ausgeströmt wird, hin, thaten es den Bürgern nach, rannten mit verstörten Mienen da= und dorthin und riefen gleichfalls: „Es lebe die Charte!"

Unter den Begünstigern des Aufstandes waren einige, die zu viel gethan zu haben fürchteten. Was bloß eine geeignete Demonstration sein sollte, um das Königthum durch Einschüchterung auf den rechten Weg zu leiten, konnte das nicht eine Erschütterung werden, die zur Plünderung und zur Diktatur einiger Tribunen führte, welche noch weit furchtbarer wäre, als die eines Königs? War es der Klugheit angemessen, die Leidenschaften alle zu wecken, welche im Schooße einer durch keine Bande verknüpften Gesellschaft schlummerten? Einige Geschäftsherren hielten daher ihre Arbeiter zurück. Einige, die mehr Muth besaßen, entließen sie mit den Worten: „Wir können euch kein Brot mehr geben." Bald waren die Druckereien verlassen und die Straßen überschwemmt.

Damit begann der revolutionäre Bund zwischen der Bourgeoisie und dem Volke. Er wurde noch fester geknüpft durch den Wahnsinn Karls X und seiner Minister.

Der General, der am 27. und den folgenden Tagen den Oberbefehl über Paris haben sollte, konnte seine Sendung nicht erfüllen, und nun wurde der Herzog von Ragusa zu seinem Nachfolger ernannt. Unselige Wahl! Das dem Feinde überlieferte Paris, unsere von Barbaren besetzten Paläste, unsere verwüsteten Museen, unsere von den Wachtfeuern beleuchteten Plätze, die vor unseren jammernden Müttern mit der Lanze in der Faust einhergaloppirenden Kosaken, welche auf Pferden, denen das kaiserliche N in die Lenden eingebrannt war, erschienen waren, um das Kaiserthum über den Haufen zu werfen, namenlose Schmerzen und Beschimpfungen des Vaterlandes — alles das faßte sich für das Volk in einem Namen zusammen, und dieser Name war der des Herzogs von Ragusa. Indem die alte Monarchie ihn an die Spitze ihrer Vertheidiger stellte, machte sie das Maß ihrer Fehler gerüttelt voll und verwandelte selbst einen rein bürgerlichen Streit in eine Sache des Volkes. Wie hätte es sich da fern halten sollen? Hinter ihm Agitatoren, die ihm mit Hunger drohten; vor ihm Marmont, der es an den verrathenen Kaiser und an Waterloo erinnerte!

Aber die Verblendung Karls X und seines ersten Ministers überstieg alle Grenzen. Es war keine Vorsichtsmaßregel ergriffen worden. In Paris, wo man vor Kurzem die Garnison verringert hatte, standen höchstens zwölftausend Soldaten; das Parquet der Staatsanwälte war gar nicht in Kenntniß gesetzt worden; auf dem Kriegsministerium war Herr von Champagny auf Einzelheiten der Verwaltung angewiesen, und Herr von Polignac bedauerte, keine disponiblen Kapitalien zu haben, um damit Staatspapiere zu kaufen.

Die Exaltirten der königlichen Partei gingen so weit, daß sie laut ihre Freude über diesen allgemeinen Lärm ausdrückten. Sie hatten oft gesagt, man müsse die Faktionen auf offenem Felde zusammenmähen; Ludwig XVI habe sich durch übermäßige Güte ins Verderben gestürzt. Das Wohl der Monarchie erheische Opfer, und das Jahr 93 Sühnungen. Das Schauspiel, das an ihren Augen vorüberging, galt daher ihrem Wahne bloß als eine Anzeige, daß das Schicksal das letzte Stündlein für ihre Gegner festgesetzt. Wozu sollte diese gewaltige Erschütterung der Gesellschaft anders dienen, als um die Köpfe, welche abzuschlagen von Wichtigkeit war, aus der Masse hervortreten zu lassen? Haftbefehle wurden gegen die Unterzeichner der Protestation der Journalisten erlassen, und bereits war Befehl gegeben, die Pressen der widerspänstigen Journale mit Beschlag zu belegen.

Der Temps war dasjenige unter allen, das die meiste Energie entwickelt hatte. Er mußte sich deshalb auf einen Angriff gefaßt halten. Und wirklich erschien gegen Mittag eine Abtheilung Gensdarmerie zu Pferde und stellte sich in Schlachtordnung vor der Thüre auf. Das bedrohte Haus lag in der Straße Richelieu, einer der frequentesten von ganz Paris, und die Pressen, die mit Beschlag belegt werden sollten, standen im Hintergrunde eines großen Hofes. Man meldet die Ankunft des Polizeikommissärs. Alsbald läßt Herr Baude die Thüren der Druckerei schließen und beide Flügel des auf die Straße gehenden Hofthores öffnen. Redacteurs, Drucker, Arbeiter aller Art stellen sich in zwei Reihen auf. Herr Baude stellt sich in die Mitte mit unbedecktem Haupte; ringsum die tiefste Stille. Die Vorübergehenden bleiben verwundert stehen, einige verbeugen sich achtungsvoll, die Gensdarmen sind in sichtlicher Unruhe.

Der Kommissär langt an. Gezwungen, durch diese Masse unbeweglich stummer Menschen zu gehen, geräth er in Verwirrung, erblaßt, und als er bei Herrn Baude ankommt, theilt er ihm höflich den Zweck seiner Sendung mit. „Mein Herr", sagte Herr Baude in festem Ton zu ihm, „Sie kommen im Namen der Ordonnanzen, um unsere Pressen mit Beschlag zu belegen; ich aber fordere Sie im Namen des Gesetzes auf, sich nicht an ihnen zu vergreifen." Der Kommissär schickt nach einem Schlosser, um die Thüren der Druckerei aufbrechen zu lassen. Herr Baude tritt dem Mann des Volks entgegen, läßt sich einen Codex geben und verliest mit lauter Stimme den Artikel des Gesetzes, der gewaltsamen Einbruch mit Strafe belegt. Der Schlosser zieht den Hut ab, um dem Gesetz seine Huldigung darzubringen, aber auf eine neue Aufforderung des Kommissärs scheint er gleichwohl entschlossen, zu gehorchen. Da sagt Herr Baude mit ironischer Kaltblütigkei- zu ihm: „Nur zu, es handelt sich für Euch bloß um Galeerenstrafe." Zugleich appellirt er von dem Kommissär an den Assisenhof und zieht eine Schreib-

tafel aus der Tasche, um eine Liste der Zeugen zu fertigen. Die Schreibtafel geht von Hand zu Hand und jeder schreibt seinen Namen ein. Alles an dieser Szene war seltsam und aufregend: Herrn Baude's kräftige Gestalt, sein strenges Gesicht, sein flammendes, von dichten Brauen beschattetes Auge, das Gesetz, für das er Achtung fordert, die kühne Haltung der Zuschauer, der Schutz abwesender Richter, einige Schritte von einer Abtheilung Gensdarmen angerufen, das Gemurre der außen von Minute zu Minute anwachsenden Menge. Von Schrecken ergriffen, zieht sich der Schlosser unter lautem Beifall- und Bravorufen zurück. Ein anderer wird berufen. Er versucht den erhaltenen Befehl zu vollziehen, aber man hat ihm sein Handwerkszeug weggenommen. Endlich mußte man zu dem Schlosser seine Zuflucht nehmen, der die Ketten der Galeerensklaven fertigte. Diese Verhandlungen, die mehrere Stunden dauerten und viele Augenzeugen hatten, erlangten durch die Umstände eine wahrhaft geschichtliche Bedeutung. Indem man dem Volke das Beispiel des mit der Liebe zum Gesetz verbundenen Ungehorsams gab, schmeichelte man in ihm dem doppelten Bedürfniß seiner Natur: Unabhängigkeit an den Tag zu legen und gleichwohl sich regiert zu fühlen.

Während dieser Zeit fanden an verschiedenen Punkten von Paris stürmische Versammlungen statt. In der Wählerversammlung, welcher Herr Thiers beiwohnte, begann man die Frage wegen Aufwiegelung der Massen in Anregung zu bringen, und Herr Feline rief: „Wir müssen alle unsere Feinde außer dem Gesetz erklären, König und Gensdarmen.“ Aber festgerannt in die Idee, daß ein Kampf zwischen einer unbewaffneten Menge und geregelten Truppen nur schreckliches Unglück herbeiführen könne, bestand Herr Thiers darauf, man solle sich auf den gesetzlichen Widerstand beschränken und vor allem „den Namen des Königs nicht in diese erbitterten Diskussionen mischen.“

Dieselbe Ansicht hegten die meisten der in Paris anwesenden Deputirten. Im Salon des Herrn Casimir Perier versammelt, verloren sie mit zwecklosen Reden unwiederbringliche Stunden. Vergebens schickte die Versammlung der Wähler die Herren Merilhou und Boulay (von der Meurthe) zu ihnen, um ihren Eifer aufzustacheln. Vergebens wurden sie von den Herren Audry von Puyraveau, Mauguin, Labbey von Pompières beschworen, nach dem Beispiel der Journalisten gegen einen Staatsstreich, der sie entwaffnete, zu protestiren. Herr Sebastiani sprach bloß von einem Schreiben an den König; Herr Dupin erklärte, wie Tags zuvor, es gäbe keine Deputirten mehr, und, wie Tags zuvor, rieth Herr Casimir Perier seinen Kollegen, es bei ihrer Niederlage bewenden zu lassen und Handlungen des Muthes zu verschieben. Und doch hatte sich seit gestern rings um diese unbeweglichen Gesetzgeber Alles gerührt. Sie konnten sich selbst davon überzeugen, denn von ihrem

Speisesaale aus hörten sie Pferdehufe auf dem Pflaster ertönen, und einige junge Männer, die Casimir Perier Muth einsprechen und ihren Beifall bezeugen wollten, wurden unter seinen Fenstern angegriffen und sanken blutend an den verschlossenen Thoren seines Hotels nieder.

Abends sieben Uhr hatte noch kein sehr ernstlicher Kampf statt gehabt. Auf dem Platz des Palais-Royal waren Steine nach den Gensdarmen geworfen worden. In der Lyzeumsstraße hatten die Truppen nach einigem Zögern Feuer gegeben und ein Mann war umgekommen. In der Straße Saint-Honoré hatte ein Flintenschuß, den ein Fremder aus den Fenstern eines Hotels abgefeuert, eine Salve veranlaßt, welche diesen Fremden und seine zwei Bedienten getödtet hatte. Endlich war einige Schritte vom Theater français eine Barrikade errichtet worden und Lanciers hatten, mit dem Säbel in der Faust, die benachbarten Straßen durchzogen, wo einige Personen verwundet wurden. Es war bloß der Versuch eines Aufstandes. Aber die Physiognomie der Stadt war traurig, und Paris durchzuckte bereits das Beben, das einem großen Kampfe vorhergeht. Die Menge drängte sich in den Straßen, von düsterer Neugierde getrieben. Einige Waffenladen waren geplündert worden; zwei neue Barrikaden zerschnitten die Straße Saint-Honoré, und, um sie zu zerstören, kam eine Abtheilung Garde von der Seite der Madeleine her, während ihr ein Bataillon vom 15. leichten Regiment vom Marché des Innocents her entgegenkam. Flinten funkelten von einem Ende der Straße Saint-Denis bis zum andern, und mitten aus diesem Volksgebrause, das eben so unbestimmt und noch tiefer war, als das des Meeres, erhob sich vielfach der Ruf: „Es lebe die Linie!“ Bald geschmeichelt, bald bedroht, befanden sich die Soldaten in der schmerzlichsten Unschlüssigkeit: mit freundlichen Blicken und bittenden Geberden trieben sie die Menge vor sich her. Es konnte auch nicht anders sein: elegante Frauen hatten sich an den Fenstern blicken lassen und den vorüberziehenden Truppen zugerufen: „Thut dem Volke nichts zu Leide!“ Der modische Frack des Weltmanns zeigte sich in der Emeute neben dem zerlumpten Kamisol des Proletariers. Hier war es also nicht, wie später in Lyon, ein Heer moderner Sklaven, das von andern Sklaven zum Kampf geführt wurde. Die Häupter waren mächtig durch Intelligenz, durch Reichthümer, durch Würden. Nun hat aber in jeder noch nicht zur Reife gediehenen Staatsgesellschaft der Servilismus der Seele das Eigenthümliche, daß in derselben das dem Unrecht sich widersetzende Unglück minder heilig geachtet wird als die Staatsgewalt, welche sich gegen diejenigen erhoben hat, die sie zu mißachten wagten.

Im Uebrigen hatte sich die Aufregung nicht so bald von den Salons auf die Straßenecken verpflanzt, als sie dort Tausende von Menschen traf, die an Lebensüberdruß litten. Es ist wohl zu bemerken, daß sie ihren

Anfang im Palais-Royal nahm, also in diesem von Gold und Edelsteinen glitzernden Quartier, wo die Zivilisation ihr Elend in ihren Pomp einhüllt, dem Aufenthaltsort der Reichen und der Freudenmädchen. Aus diesen unreinen Schlupfwinkeln, die durch funkelnde Boutiquen verdeckt werden, sah man am Abende des 27. mit wirren Blicken und flammenden Gesichtern einige der Männer hervorkommen, die den Anfang machten. Aber dem eigentlichen Volke, demjenigen, das arbeitet und das leidet, sollte es vergönnt sein, die ganze Geschichte dieser Kämpfe auszufüllen; und von Seiten dieses Volkes war alles nur Heldenmuth, edler Instinkt, unwissende und blinde Großherzigkeit.

Beim letzten Dämmerschein des Tages erschien auf dem Quai de l'Ecole ein Mann, die dreifarbige Fahne in der Hand schwingend, die man seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hatte. Kein Geschrei wurde erhoben, keine Bewegung that sich kund in der ängs der Brustwehr des Flusses aufgestellten Menge. Erstaunt, schweigend und wie in ihre Erinnerungen versunken, sah sie diese Fahne, die so unerwartet glorreiche Bilder heraufbeschwor, vorüberflattern, und folgte ihr lange mit den Augen. Einige Greise entblößten ihre Häupter, andere vergossen Thränen: alle Gesichter waren erblaßt.

Während dieser Zeit trug sich in der polytechnischen Schule, die zu einer so ruhmreichen Rolle bestimmt war, folgendes zu: Ein Zögling, der aus der Schule verbannt worden war, weil er fünf Monate zu früh bei einem Banket die Marseillaise gesungen, Herr Charras, schrieb einem seiner Kameraden, allem Anscheine nach werde es zu einem Handgemenge kommen, und man müsse es zum Ausbruche treiben. Zugleich schickte er ihm die Journale, die am Morgen erschienen waren. Die einfachen Zöglinge hatten nicht in die Stadt gehen können, weil sie bloß zwei Ausgangstage hatten, den Mittwoch und den Samstag; die graduirten Zöglinge aber, die Sergenten und Sergentsmajors, die das Vorrecht genossen, alle Tage von zwei bis fünf auszugehen, durchzogen Paris und erzählten bei ihrer Rückkehr, die Truppen haben Feuer gegeben, es seien Opfer gefallen, Alles scheine sich zu einem ernsten Kampfe vorzubereiten. Gegen 6 Uhr hören die Zöglinge ganz deutlich Rottenfeuer von der andern Seite der Seine her. Alsbald thut sich die lebhafteste Gährung unter ihnen kund; die Studien werden unterbrochen, die Zöglinge verachten die Drohungen und sodann die Vorstellungen der Offiziere sowie des General-Studieninspektors, Herrn Binet; sie versammeln sich in den Billardsälen, und fangen an sich zu berathen, was zu thun sei. Die Aufregung überschritt alle Grenzen. Endlich wurde beschlossen, eine Deputation von vier Zöglingen zu den Herren Laffitte, Casimir Perier und Lafayette zu schicken und ihnen zu erklären, daß die Schule bereit sei, ihre Bemühungen zu unterstützen und sich nöthigenfalls in den

Aufstand zu werfen. Die Wahl fiel auf die Herren Lothon, Berthelin, Pinsonnière und Tourneux. Sie erzwangen sich bei der Schildwache den Ausgang und begaben sich in die Straße des Fossés-du-Temple zu Herrn Charras. Dort zogen sie Zivilkleider an, weil sie verhaftet zu werden fürchteten, da das Pflaster nicht frei war, und gingen dann alle drei nach dem Hotel Laffitte.

Welch ein Anblick, den die Stadt Paris in dem Augenblicke darbot, da das Dunkel der Nacht sich auf sie herabsenkte! Die Boulevards entlang, auf dem Platz Ludwigs XV, auf dem Vendome- und auf dem Bastille-Platz Schweizer oder Lanziers oder Gensdarmen oder Gardeküraßiere oder Fußgänger; Patrouillen, die sich nach allen Richtungen kreuzten; auf der Straße de l'Echelle, sowie auf der der Pyramiden Versuche zu Barrikaden, und rings um das Palais-Royal ein herbeigeströmtes Menschengewimmel, welches nur auf das Signal zum Losschlagen wartete; da und dort einige Flintenschüsse; am Fuße der Börsensäulen ein Schilderhaus angezündet und eine unheimliche Helle über den Platz verbreitend; unter dem Säulengange des Theaters des Nouveauté ein Leichnam, den man dahin geworfen, nachdem man ihn unter Rachegeschrei herumgetragen hatte; die Dunkelheit, die sich immer dichter über die Stadt ausbreitete, weil man die Laternen eingeworfen; Männer, die mit nackten Armen und Fackeln in der Hand durch die Straße Richelieu zogen. — — Ach! die Anführer mußten freilich erschrecken, denn wo sollte der Wagen anhalten, den sie in Bewegung gesetzt hatten? „Nein!“ rief Herr von Remusat voll Nachdruck auf den Bureaux des Globe, „nein! eine Revolution haben wir nicht machen wollen: es handelte sich bloß um gesetzlichen Widerstand.“ — Ueber diese Aeußerung ließ sich der Doktor Paulin sehr scharf aus, und nun entspann sich ein heftiger Streit zwischen beiden. Drohende Ausrufungen ließen einen ernstlicheren fürchten.

Herr von Remusat hatte übrigens eine ehrenhafte Festigkeit bewiesen, so lange es sich nur um verfassungsmäßigen Widerstand handelte. Aber jetzt gerieth er in Unruhe über das, was alles gewagt werden konnte.

Diese Herren vom Bürgerstande fürchteten nämlich das Volk noch mehr, als den Hof. „Bedenken Sie wohl“, sagte an diesem Abend ein Fabrikant aus der Vorstadt Saint-Marceau zu seinen Freunden vom National, „wenn Sie den Arbeitern Waffen geben, so werden sie fechten, geben Sie ihnen keine, so werden sie stehlen.“

Man gab ihnen keine, sie nahmen sie sich selbst, stahlen nicht und dachten nur daran, zu fechten.

Inzwischen beriethen sich einige Bürger, worunter die Herren Thiers, Cauchois-Lemaire, Chevallier, Bastide, Dupont, bei Herrn Cadet-Gassicourt über die Mittel, den Widerstand zu regeln. Das Haus lag in der Straße

Saint=Honoré: man berieth sich beim Lärm des kleinen Gewehrfeuers, und es herrschte hier mehr Verwirrung als Begeisterung. Herr Thiers sprach sich sehr nachdrücklich für die Nothwendigkeit aus, zu den gesetzlichen Formen zurückzukehren. Die meisten der Anwesenden waren der Ansicht, die unruhige Bewegung in der Hauptstadt habe keinen andern Charakter und könne auch keinen andern Ausgang nehmen, als diejenige, die im Jahre 1827 in der Straße Saint=Denis ausgebrochen war. Die Versammlung selbst bezweckte nichts anderes, als in jedem Bezirk ein Widerstandscomité zu bilden, das den Auftrag erhalten sollte, mit den Deputirten zu korrespondiren. Aber Revolutionen gehen nicht mit so viel Methode vor sich. In einen Winkel des Saales zurückgezogen, wurden einige unerschrockene Männer, wie die Herren Charles Teste und Anfous ungeduldig über diese zeitraubenden Verhandlungen; ohne ihr Ende abzuwarten, entfernten sie sich und gingen in die Stadt, um mit ihren Freunden das Nöthige wegen der Schlacht am kommenden Tage zu besprechen.

Eine andere Versammlung, welcher die Herren Clavet=Gaubert, vormaliger Adjutant des Generals Bertrand, Herr Dumoulin, der Oberst Dufays, der Kommandant Bacheville, sämmtlich Männer des Kaiserreiches, beiwohnten, fand bei dem General Gourgaud statt. Man beschied sich für den morgenden Tag auf den Platz des Petits=Pères, nicht weit vom Palais=Royal.

Andere sannen bloß darauf, Karl X kapituliren zu lassen, und hielten dies für das einzige Mittel zwischen den zwei Klippen: Despotismus und Plünderung, durchzusteuern. Der Baron von Vitrolles erhielt einen Besuch vom Doktor Thibault, der in genauer Verbindung mit dem General Gerard stand. Der Zweck dieses Besuches war, Herrn von Vitrolles, dessen Einfluß auf Karl X man kannte, zu einem versöhnenden Schritt bei dem Monarchen zu veranlassen.

Aber eine Revolution war unvermeidlich geworden. Begriff nun dieses Volk, das sich dazu anschickte, ihren ganzen Sinn, und konnte es ihre Bedeutung ahnen? Wußte es, wo seine Feinde standen? Wußte es, welche Männer es zu Führern nehmen mußte? An diesem Abend hielt ein mit Stöcken bewaffneter Haufen Arbeiter einen Wagen in der Straße Clichy an. „Ein Minister, der fliehen will!" riefen diese Arbeiter mit furchtbarer Stimme. Im Wagen befanden sich Madame Danremont, ihre zwei Kinder und ein Unbekannter. Der Schlag wird geöffnet und der Unbekannte springt heraus. Er wäre vielleicht getödtet worden, denn er wagte es nicht, das Geheimniß seines Namens preiszugeben, als ein Vorübergehender, der ihn erkannte, rief: „Casimir Perier!" Bei diesen Worten tritt Begeisterung an die Stelle der Drohung, und man trägt im Triumph als einen der unversöhnlichsten Feinde Karls X den Mann, der in diesem selben Augenblick nur

auf Mittel dachte, ihm eine Krone zu retten. Nur zu oft kämpft das Volk bloß, um die Tyrannei in andere Hände zu geben, und wählt sich Führer, die es nur dem Namen nach kennt.

Beinahe in derselben Stunde klopften die jungen Abgeordneten der polytechnischen Schule am Hotel Laffitte. Man antwortete ihnen, der Herr des Hauses sei zu Bette gegangen. Er sollte am andern Morgen beim Getöse einer Revolution erwachen; denn man stieg einen Abhang hinab, welchen wieder hinaufzusteigen bereits nicht mehr möglich war.

Herr von Polignac seinerseits ergriff seine Maßregeln und schickte zwei Bataillonen vom 6. Garderegiment, das zu Saint-Denis in Garnison lag, den Befehl zu, in aller Eile nach Paris zu marschiren. Es war Nacht, als diese Ordre dem Obersten zukam. Der Tambour berief die zwei Bataillone zur Fahne; fünfzehn Patronen wurden den Soldaten ausgetheilt, und mit tiefbewegter Stimme sprach der Oberst zu den Offizieren: „Meine Herren! wir marschiren nach Paris. Halten Sie Ordnung in Ihren Kompagnien, und wenn die Garde angreift, so thue Jeder seine Pflicht.“

Viertes Kapitel.

28. **Juli.** — Der Aufstand wird populär durch Entfaltung der dreifarbigen Fahne. — Man gibt dem Volk ein Feldgeschrei, das nicht das seinige ist. — Nationalgarden bewaffnen sich zur Aufrechterhaltung der Ordnung. — Deputation der polytechnischen Schule an Lafayette. — Militärische Diktatur, dem Herzog von Ragusa anvertraut; sein Vertheidigungsplan. — Angst der hohen Bourgeoisie; sie glaubt nicht an den Erfolg. — Gefecht auf dem Grèveplatz; Heldenmuth der Kämpfenden. — Barrikaden. — Eigenthümliche Physiognomie des Aufstandes in den reichen Quartieren. — Zug der Truppen über die Boulevards. — Theilweise Gefechte. — Die Männer des Volks, welche die Charte leben lassen, schlagen sich; diejenigen, die Arbeit oder Brod! rufen, schlagen sich nicht. — Kämpfe in der Straße Saint-Antoine. — Paris ein großes Schlachtfeld geworden. — Verschiedene Szenen; Großmuth des Volks; Unschlüssigkeit der Soldaten; Unerschrockenheit der Kinder und Frauen. — Bewunderungswürdiger Charakter dieses Kampfes. — Gefechte in der Straße Saint-Denis. — Die Deputirten versammeln sich; zwecklose Reden; kalte, ängstliche Protestationen; Deputirte beauftragt, mit dem Herzog von Ragusa in Unterhandlung zu treten. — Herr Arago bei dem Herzog von Ragusa; seltsame Auftritte. — Fünf Deputirte erscheinen bei dem Herzog von Ragusa; unnützer Versuch. — Fanatismus des Fürsten von Polignac. — Briefe und ein Bote nach Saint-Cloud geschickt. — Allgemeine Verwirrung in Paris. — Neue Zusammenkunft von Deputirten; zwecklose Reden. — Grenzenlose Zuversichtlichkeit Karls X; Benehmen der Höflinge. — Der General Vincent macht den Vorschlag, den Herzog von Bordeaux nach Paris zu führen; die Herzogin von Berry billigt den Plan; das Geheimniß wird ausgeplaudert. — Neue Zusammenkunft von Deputirten, eben so fruchtlos, als die vorhergehenden. — Erscheinung Lafayette's; seine Umgebung. — Gelegenheit, die sich der Kühnheit neuer Menschen darbietet. — Die Truppen räumen um Mitternacht das Stadthaus.

Am 27. hatte sich das Volk, aus dem Schlafe geschreckt durch den Lärm von Leidenschaften, welche nicht die seinigen waren, im Aufstande versucht. Als es am 28. auf die Straße herabstieg, hatte es sich noch weder von seinen Neigungen, noch von seinem Hasse Rechenschaft abgelegt, aber es fühlte sich unglücklich, es hatte Pulvergeruch eingesogen, was bedurfte es weiter? Ueberdies sind ja Liebe zur Gefahr und Lust zu Abenteuern etwas Natürliches bei Leuten, welche das Elend lange Zeit unter seine rauhe Zuchtruthe gebeugt hat.

Wie die menschlichen Gewalten sich auf die äußern Zeichen der Dinge gründen, so werden sie durch dieselben auch zermalmt. Das Volk begann damit, in dieser Gesellschaft, wo es sich unbehaglich fühlte, das Erhabenste, und in diesem Erhabensten das Augenfälligste zu ächten. Es insultirte die

monarchische Idee in allen ihren Symbolen. Es zertrümmerte die Schilder der Hoflieferanten und trat die Sinnbilder des Königthums in den Koth.

Dies alles war bis jetzt nur Unordnung; die dreifarbige Fahne wurde entfaltet und nun begann die Revolution.

In diesen drei Lappen verschiedenfarbigen Zeuges lag für das Volk eine ganze Geschichte, ebenso heroisch, als rührend. Sie bedeuteten Frankreich, das wieder die erste Nation der Welt zu werden, die kaiserliche Epopöe, die aufs Neue zu beginnen wieder im Begriffe stand; wer weiß? auch den Kaiser, der nicht gestorben war. Am Posten der Bank erschienen zwei Männer des Kaiserreiches. Der eine, Herr Dumoulin, trug einen Federhut und die Uniform eines Ordonnanzoffiziers. Der andere, der Kommandant Dufays, hatte sich als Arbeiter verkleidet; er hatte seinen Kopf mit einem rothen Seidentuch umwickelt und um den Leib eine dreifarbige Fahne geschlungen. Ihnen folgten zwei- bis dreihundert Mann, welche den Namen des Kaisers in Wünsche nach Freiheit mischten. Aber es lebe die Charte! war das Feldgeschrei des höheren Bürgerstandes. Die Männer des Volks, welche die Charte nicht kannten, ließen in diesen Ruf alle die verworrenen Hoffnungen übergehen, die sie in der Tiefe des Herzens hegten. Viele starben für ein Wort, das sie nicht verstanden: diejenigen, welche es verstanden, sollten sich erst später zeigen, um die Todten zu begraben. Gewandte Rädelsführer wagten es sogar, gleich im Anfang des Kampfes, in einigen Gruppen den Namen des schwarzen Prinzen zirkuliren zu lassen. Sie wußten, wie unwiderstehlich die Macht des Geheimnisses ist, und wie poetisch die Unwissenheit des Volkes.

Die Einnahmen der Mairie des Petit-Pères war eine der ersten Episoden des Tages vom 28. Dahin hatten sich in aller Frühe, mit Flinten bewaffnet und zum Kampfe bereit, die Herren Degousée, Higonnet, Laperche begeben. Herr Degousée trug die Uniform der Nationalgarde, und viele Männer des Volks hatten sich auf den Boulevards an diese Gruppen muthvoller Bürger angeschlossen. Bald war der Posten überwältigt, die Mairie besetzt, die Flinten, die sich vorfanden, wurden an das Volk ausgetheilt, man schlug den Rappell. Bei diesem feierlichen, Aufstand verkündenden Trommelgewirbel setzen sich mehrere Mitglieder der hohen Bourgeoisie in Bewegung, ziehen ihre Nationalgardeuniform an und eilen bewaffnet auf den Platz. Einige sondern sich von der Masse ab und wollen den Posten der Bank bewachen, wo sie sich unter die Soldaten der Linie mischen; andere setzen sich in der Mairie fest, um dort die öffentliche Ordnung zu überwachen. Sonderbare Hülfstruppen für die Insurgenten! Inzwischen verbreitete sich die Aufregung überall, und Flintenschüsse ertönten in den benachbarten Straßen. Einige von denen, die sich des Postens

bemächtigt, wollen weggehen, um zu kämpfen. Die Nationalgarden halten sie zurück, und Einer von ihnen ruft: „Was wollt ihr? Man wird uns für Feinde halten.“ — „Gerade so verstehe ich's auch,“ antwortet Herr Higonnet mit Verachtung, und droht seinem Manne, ihn niederzuschießen. So beurkundeten die Meisten vom höheren Bürgerstande mitten in diesem schrecklichen Gemenge, in welches sich Arbeiter und Knaben mit ritterlicher Verblendung stürzen, nur Mißtrauen und Schrecken. Sie wollten Ordnung in der Empörung stiften und hatten in dem möglichen Sturze eines Thrones nur die Erhaltung einiger Kaufladen im Auge.

Aber bereits standen die kraftvollen Bewohner der Vorstädte in Masse auf und setzten sich in Bewegung, um den Mittelpunkt von Paris zu überschwemmen. Gruppen bildeten sich an den Thoren Saint-Denis und Saint-Martin. Am Eingange der Vorstadt Saint-Denis begann man eine Barrikade mit einem schweren Karren voll Bruchsteine. Drucker versammelten sich in der Passage Dauphine, wo Herr Joubert sein Büchermagazin in ein Arsenal umgewandelt hatte. Auf einem andern Punkte öffnete Herr Audry von Puyraveau die beiden Flügelthüren seines Frachtwagenhauses, rief mit lautem Geschrei die Kämpfenden herbei und theilte Musketen unter sie aus. In der Vorstadt Saint-Jacques steckten die Studenten ihre Pistolen in den Gürtel und bewaffneten sich mit ihren Jagdflinten. Auf dem Börseplatz erschienen, von Herrn Etienne Arago herbeigeschafft, zwei große Körbe mit Waffen und kaiserlichen Uniformen. Sie kamen aus dem Vaudeville-Theater, wo man einige Tage zuvor den *Sergent Matthieu* gespielt hatte, ein Stück, in welchem eine ganze Kompagnie Schauspieler bewaffnet werden muß. Herr Charles Teste theilte diese Waffen und Uniformen in seiner Wohnung, genannt *der kleine Jakobinersitz*, aus. Die Zöglinge der polytechnischen Schule ihrerseits hatten in der Nacht die Fechtsäle erstürmt und sich der Rappiere bemächtigt, von denen sie die Knöpfe abschlugen und die Klingen auf den Steinplatten der Corridors wetzten.*) Als sie Morgens um 10 Uhr die Ordonnanz vernahmen, welche die Schule aufhob, strömten sie, meistens in großer Uniform, zum Thore hinaus. Auf der Straße Montagne-Sainte-Geneviève wurden sie mit lautem Geschrei: „*Es lebe die polytechnische Schule!*“ empfangen. Sie riefen zur Antwort: „*Es lebe die Freiheit, es lebe die Charte!*“ Einer von ihnen schwang seinen Hut in der Luft, riß die weiße Kokarde ab, trat sie mit Füßen und ließ den furchtbaren Ruf ertönen: „*Nieder mit den Bourbons!*“ Dieses Beispiel fand schnelle Nachahmung, aber die Schule

*) Unter der Restauration hatten die Zöglinge der polytechnischen Schule keine Waffen, nur die Sergenten trugen den Degen.

zerstreute sich und die Bemühungen der Zöglinge wurden beinahe individuell; so kam es, daß viele von ihren Familien oder den Korrespondenten derselben zurückgehalten werden konnten und statt der zweihundertundfünfzig, die als Nichtlegitimisten am Kampfe Theil genommen hätten, nur sechzig fochten.

Gegen zehn oder eilf Uhr erschienen die Herren Charras und Lothon in Lafayette's Wohnung. Man sagte ihnen, er sei nicht zu Hause. Eine andere Deputation, die vor ihnen gekommen war, hatte von dem General die seltsame Antwort bekommen: „Rathen Sie Ihren Kameraden, sich ruhig zu verhalten.“ Ueberall herrschte die Bewegung, und nur diejenigen, die durch den ganzen Stand der Dinge berufen schienen, sie zu leiten, zeigten sich verzagt. Chatelain, Hauptredakteur des Courrier=Français, hatte auf die Nachricht, daß das Volk die Schilder der patentirten Lieferanten aus ihren Haken reiße und in die Gasse werfe, ausgerufen: „Das wäre eine schöne Partie für den Herzog von Orleans, wenn er den Muth hätte, sie zu spielen!“

Inzwischen war der Herzog von Ragusa zum Fürsten von Polignac beschieden worden und hatte von ihm erst jetzt die königliche Ordonnanz erhalten, welche ihm das Kommando der ersten Division übergab. Diese Ordonnanz hätte ihm Tags zuvor mitgetheilt werden sollen, allein am 27. hatte Herr von Polignac auf eigene Faust hin für gut befunden, den Platzkommandanten an die Spitze der in Paris liegenden Garderegimenter zu stellen. Denn auf der einen Seite glaubte Herr von Polignac, man werde mit dieser einfachen Emeute, wofür er die Bewegung ansah, ganz leicht fertig werden, und auf der andern hätte er die Ehre dieses kleinen Triumphes lieber einem Manne von seiner eigenen Partei gegönnt, als dem Herzog von Ragusa, der bei Hofe beinahe für liberal galt.

Dem sei, wie ihm wolle, nachdem Paris am 28. in Belagerungszustand erklärt worden war, sah sich der Herzog von Ragusa unter Oberaufsicht des ersten Ministers mit einer wahren Militärdiktatur bekleidet. Seine Lage war schrecklich. Ging er zu den Insurgenten über, so verrieth er einen König, der auf ihn gerechnet hatte; versetzte er so viele Mütter in Trauer, ohne selbst an die Gerechtigkeit seiner Sache zu glauben, so beging er einen Frevel; hielt er sich neutral, so entehrte er sich zweimal. Er entschied sich für das, was am meisten Unheil über das Volk brachte.

Dem sei, wie ihm wolle, nachdem er die Diktatur angenommen, hatte er ein sehr einfaches Mittel, den Aufstand zu bändigen: er durfte nur drohen, Paris anzünden zu lassen. Aber es gibt Menschen, die weder den Muth der Tugend, noch den des Verbrechens haben. Der Plan des Herzogs von Ragusa war folgender.

Die Truppen waren um die Tuilerien konzentrirt; es wurde beschlossen, daß sie von da abgehen und, in zwei große Divisionen getheilt, nach Südost marschiren sollten. Von diesen zwei Divisionen erhielt die erste Befehl, an der Seine hin gegen den Grèveplatz und das Stadthaus zu marschiren. Die zweite sollte der Krümmung der Boulevards folgen, über den Bastilleplatz ziehen und dann durch die Straße Saint-Antoine gegen das Stadthaus herabkommen. So hätte man sagen können, daß das königliche Heer mit seinen zwei unermeßlichen Armen von den Tuilerien aus und in der allgemeinen Richtung nach Südost, der eine rechts, den Quais entlang, der andere links, an den Boulevards hin, geworfen, den Aufstand in dem bedeutendsten und unruhigsten Theile der Stadt einschließe. Aber es war von Wichtigkeit, zwischen diesen beiden, durch den ganzen Umfang des Terrains, das sie umschlossen, getrennten Linien noch an einem andern Orte als dem Vereinigungsplatze eine Verbindung herzustellen. Zwei Bataillone Garde wurden daher beauftragt, den Marché des Innocents in der Straße Saint-Denis zu besetzen und diese Straße frei zu halten, indem sie, die eine gegen Norden bis an die Boulevards, die andere gegen Süden bis an die Seine hin dieselbe durchzogen.

Die Fehler dieses Planes waren handgreiflich. Die Truppen konnten den blutigen Weg, der ihnen auf der Karte vorgezeichnet war, wohl marschiren, aber sie waren bei Weitem nicht zahlreich genug, um den großen Raum besetzt zu halten. Auf der andern Seite setzte man sie, wenn man sie in diesen, von so unendlich vielen krummen und dunkeln Gäßchen durchschnittenen Straßen Saint-Denis und Saint-Antoine aufstellte, der Gefahr aus, von allen Seiten her den Tod zu empfangen, ohne ihn selbst geben zu können.

Aber welcher andere Plan war ausführbar? Wie konnte man mit einigen tausend Mann diese unermeßliche Stadt Paris blokiren? Hätte Karl X, als er die Ordonnanzen unterzeichnete, eine Revolution voraussehen können, hätte man darauf gedacht, Lebensmittel für die Truppen herbeizuschaffen, so wäre es ohne Zweifel möglich gewesen, den 13. Vendémiaire wieder anzufangen. Die königliche Armee hätte dann den Palast der Könige umschlossen und mit aufgesteckten Bajonetten und brennenden Lunten den Aufstand erwartet. Wenn nun die Empörer sich darauf beschränkt hätten, die Stadt zu durchziehen, sich der Posten zu bemächtigen, die öffentlichen Gebäude zu besetzen, die königlichen Wappenschilder zu zertrümmern, so hätte die Bourgeoisie in ihrer Herzensangst nicht ermangelt, knieend um Verzeihung zu bitten, und sich glücklich geschätzt, durch Unterwerfung unter den Despotismus der Furcht vor Plünderung zu entgehen.

Aber es fehlte den Soldaten an Lebensmitteln, und sie wären selbst zuerst durch den Hunger entwaffnet worden. Noch einmal: für einen Dic-

ner Karls X gab es keine andere Wahl, als entweder die Krone dieses sterbenden Greises in den Abgrund fallen, oder seine Hauptstadt an ihren vier Ecken anzünden zu lassen. Denn wenn sich eine Staatsgesellschaft einer monarchischen Herrschaft unterwirft, so muß sie auch wissen, daß die Rettung derselben sie so theuer zu stehen kommen kann.

Die Truppen setzten sich also in Bewegung, die Kanonen rollten über das Pflaster hin, und der Bürgerkrieg brach aus in Paris.

Welchen Ausgang wird er wohl nehmen? Die Gelehrten, die Schriftsteller, beinahe sämmtliche Militärs bemitleideten die Kämpfenden und ihre Thorheit. Herr Thiers eilte, bei Frau von Courchamp, im Thale Montmorency, eine Zufluchtsstelle zu suchen. In den Bureaux des Globe sprach Herr Cousin von der weißen Fahne als der einzigen, welche die Nation anerkennen könne, und machte Herrn Pierre Leroux den Vorwurf, er kompromittire seine Freunde durch den revolutionären Anstrich, den er seinem Blatte gebe. Der Hauptredakteur des Globe, Herr Dubois, war abwesend. Kurz, nichts als Bangigkeit, Unschlüssigkeit und Verwirrung in den Reihen des hohen Bürgerstandes.

Zu den merkwürdigsten Schriftstellern dieser Zeit gehörte ein Mann von schmächtiger Gestalt, von raschen, aber edlen Bewegungen, nicht sehr in die Augen springender, aber gedankenvoller Miene. Er war Soldat gewesen. Beim ersten Knallen des Kleingewehrfeuers schüttelte er traurig das Haupt; dann ging er ohne Waffen, nur mit einer schwarzen Gerte in der Hand, durch die Stadt, gleichgültig gegen die Kugeln, die um ihn her zischten und dem Tode trotzend, ohne den Erfolg zu suchen. Dieser zu einer glorreichen und unglücklichen Rolle bestimmte Mann war damals wenig gekannt: er nannte sich Armand Carrel. „Habt ihr auch nur ein Bataillon?" fragte er unaufhörlich seine zuversichtlichen Freunde. Am Morgen des 28. ging er mit Herrn Etienne Arago, der vielen Eifer an den Tag legte, über das Boulevard. „Sehen Sie, sagte er, auf einen Mann im Volke deutend, der mit dem Oel einer zertrümmerten Laterne seine Schuhe wichste, „das ist das Volk, das ist Paris! Leichtsinn — Gedankenlosigkeit — Anwendung dessen, was große Dinge vorstellt, zu kleinen Gebräuchen —." Er täuschte sich zur Hälfte. Das Volk sollte ernstlich Theil am Kampfe nehmen: nur für die Ergebnisse des Siegs war es gleichgültig.

Die zwei Gardebataillone, welche beordert waren, auf dem rechten Seineufer zu marschiren, hatten sich unter Anführung des Generals Talon in Bewegung gesetzt. Am Pont-Neuf zogen sie das 15. leichte Regiment, das sie hier trafen, an sich, verließen sodann das rechte Seineufer und marschirten über den Mittelpunkt der Brücke, auf die Insel der Cité. Sodann zogen

sie über das Quai de l'Horloge, und an der Brücke Notre=Dame angelangt, machten sie einen Augenblick Halt.

Das Stadthaus war seit Tagesanbruch von einigen unerschrockenen jungen Leuten und vielen ängstlichen Bürgern besetzt, welche letzteren sich dahin begeben hatten, um über die öffentliche Ordnung zu wachen. Sie waren hineingegangen, weil sie den Platz leer getroffen, und schienen sehr erschreckt durch das Ungestüm der Muthigeren unter ihnen. Aber auf dem Grèveplatz und in allen Straßen, die in denselben mündeten, drängten sich unbezähmbare Männer. Die Sturmglocke ertönte in der Kirche Saint=Severin, und die große Brummglocke von Notre=Dame beantwortete das Trauergetöne mit einem noch furchtbareren. Die Trommel wirbelte in der Straße Planche=Mibray, gegenüber der Brücke Notre=Dame, und die Menge stürzte sich nach dem Quai.

Die Garde rückte gegen die Brücke vor, öffnete plötzlich ihre Reihen und ließ zwei Kanonen spielen. Die Trommeln verstummten; auf dem Straßenpflaster blieben nur Todte. Die Garde zog über die Brücke, entfaltete sich über den Quai Gèvres und Pelletier, ließ eine Abtheilung zurück, um den Eingang der Straße Planche=Mibray zu bewachen, und verbreitete sich über den Grèveplatz, beständig die Pariser vor sich hertreibend, welche sich eilends durch alle Ausgänge davonmachten, während die Vertheidiger des Stadthauses, ihre Flinten abfeuernd, durch die Hinterpforten entwichen.

Das 15. leichte Regiment war jenseits der Brücke geblieben und bedeckte den Blumenmarkt. Unbeweglich, das Gewehr bei Fuß, wohnten die Soldaten des 15. dem Kampfe bei, ohne Theil daran zu nehmen. Vor ihnen kamen jeden Augenblick bewaffnete Bürger vorüber, und der Offizier begnügte sich, ihnen mit der Degenspitze Arbeiter zu zeigen, die blutend weggetragen wurden, und zu sagen: „Sie sehen's ja! . . . . Bitte, gehen sie nicht dahin." Aber Schützen, die von der Passage=Dauphine und der Vorstadt Saint=Jacques herkamen, schaarten sich, ohne daß sie etwas aufzuhalten vermochte, immer dichter auf dem Quai der Cité zusammen. Die hohe Brustwehr der Seine schützte sie vor dem Feuer, das die Garde vom rechten Ufer her gegen sie richtete, indeß ihre eigenen Kugeln sicher die Soldaten trafen, welche den Grèveplatz bedeckten. So groß war übrigens das Ungestüm der Männer vom Volke, daß viele sich auf die hängende Brücke warfen, die auf den Platz führt, von dessen Mitte aus eine Kanone gegen sie spielte. Mehrere Kartätschenschüsse wurden gethan und mehrere mal hinter einander die Brücke auf eine schauderhafte Art rein gefegt. Ein Zögling der polytechnischen Schule, Herr Charras, stand auf dem linken Ufer, den Degen in der Hand. Er erbte von einem Arbeiter, der so eben an seiner Seite eine Kugel in die Brust empfangen hatte, seine Flinte, aber es fehlte ihm an Munition. Ein

Knabe von fünfzehn oder sechzehn Jahren nähert sich Herrn Charras und zeigt ihm ein Paket Patronen, mit den Worten: „Wir wollen theilen, wenn Sie es wünschen, aber unter der Bedingung, daß Sie mir Ihre Flinte leihen, damit ich meinen Theil auch schießen kann." Die Flinte wird ihm übergeben, und der Junge will sich hinter einer Planke aufstellen. In diesem Augenblick rückte ein Peloton der königlichen Garde über die Brücke her. Die Insurgenten verschwanden in den Straßen, welche auf den Quai münden, und mitten unter ihnen das unerschrockene Kind. Auf diesem selben Schlachtfelde that ein junger Mann, der eine dreifarbige Fahne trug, den heroischen Ausruf: „Freunde, wenn ich sterbe, so erinnert euch, daß ich Arcole heiße!" Er sank wirklich todt nieder, aber die Brücke, die seine Leiche aufnahm, hat wenigstens seinen Namen behalten.

Einige Schritte von diesem Schlachtfeld errichteten Studenten Barrikaden. Tambours der Nationalgarde liefen hin und her, den Rappell und Generalmarsch schlagend. Eigenthümliche Schauspiele mischten sich zuweilen in das Schreckliche, das solch' ein Drama hat. In der Straße Saint-André-des-Arts zum Beispiel sah man eine Kolonne von fünfzehn bis zwanzig Mann nach einer Geige marschiren. Die Frauen standen an den Fenstern und empfingen jeden Bewaffneten, der vorüber kam, mit Bravorufen. Zu diesen Aufmunterungen gesellten sich noch andere, die hauptsächlich an die Truppen gerichtet waren. Man verbreitete gedruckte Blättchen mit den Worten: „Das Vaterland hält für den ersten Obersten, der gemeinschaftliche Sache mit dem Volke macht, eine Marschallstelle bereit." Auf diese Art trug Alles dazu bei, den Schwung dieser Bewegung zu steigern, der außerordentlichsten, welche je die Bevölkerung einer großen Stadt hingerissen hat.

Aber in den reichen Stadttheilen hatte der Aufstand einen ganz andern Charakter als in denen, von wo die Kämpfer des Grèveplatzes kamen. In der Vorstadt Saint-Honoré war es Liebe zur Ordnung, Wunsch nach Erhaltung, was die Gemüther beherrschte. Diese Gesinnung hatte eine große Anzahl Nationalgardisten auf die Mairie des ersten Bezirkes geführt; eine Abtheilung des 6. Garderegiments wurde unter den Befehlen des Herrn Sala ebenfalls dahingeschickt, aber kein Flintenschuß abgefeuert. „Wir sind," riefen die Nationalgardisten „nur da, um das Eigenthum zu schützen." — „In derselben Absicht kommen wir," antwortete der Offizier. Es entspann sich ein lebhafter Wortwechsel. Endlich gaben die Nationalgardisten nach, und Herr Sala, der sie nach den Instruktionen des Generals Saint-Hilaire gefangen hätte zurückhalten sollen, entließ einen um den andern beruhigt und befriedigt nach Hause. Als das Bataillon seinen Marsch fortsetzte, wurde eine halbe Kompagnie vor der Madeleine von Arbeitern mit Flinten und

Pistolen angegriffen. Sie fanden aber einen kräftigen Empfang, und während die Einen sich in den benachbarten Straßen verbreiteten, flüchteten die Anderen in die Kirche. Eine Kompagnie verfolgte sie über umgeworfene Barrikaden hin. Die Arbeiter steigen auf den Giebel. Man droht ihnen, mittelst des Strohes, das auf den Platten liegt, die Gerüste anzuzünden. Sie kamen herab und wurden in die Kirche eingeschlossen. Zwei Stunden nachher kam eine andere Abtheilung und setzte sie in Freiheit. Die Soldaten, die in der Madeleine und ihrer Nähe gekämpft, hatten Blut vergossen, aber auch welches verloren. Ihre Lage war schmerzlich, ihre Traurigkeit tief. Und gleichwohl hörte man sie, als die Stunde ihres gewöhnlichen Mahles schlug, scherzhaft von der Ueberraschung und Ungeduld ihrer in Saint-Denis zurückgebliebenen Köche sprechen. So ging es in diesem Kriege zu. Neben Thränen erschallte Gelächter. Bald war er großmüthig und höflich, bald unversöhnlich; hier ernst wie auf einem Schlachtfelde, dort possenhaft wie auf einer Marktschreierbühne, zeigte er den Geist unserer Nation in seinem ganzen Glanze, aber auch in seiner ganzen Beweglichkeit.

Mitten in diesem namenlosen, verworrenen Gemenge glaubten die meisten Gardeoffiziere, ihrer Fahne unverbrüchlich treu bleiben zu müssen. Einige, wie Herr Lemotheux, schrieben ihre Entlassung, waren aber fest entschlossen, sie erst nach dem Kampfe einzureichen. Andere faßten ihre Pflicht anders auf. Der Graf Raoul de la Tour-du-Pin zum Beispiel richtete an den Fürsten von Polignac folgendes Schreiben:

„Gnädigster Herr!

„Nach einem Tag des Gemetzels und namenlosen Unglücks, herbeigeführt gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze und woran ich bloß aus einer menschlichen Rücksicht, die ich mir jetzt zum Vorwurf mache, Theil genommen habe, verbietet mir mein Gewissen auf's Strengste, einen Augenblick länger zu dienen. Ich habe Beispiele genug von Ergebenheit an den König gezeigt, daß es mir jetzt erlaubt sein muß, ohne daß meine Absichten verläumdet werden können, das, was von ihm selbst ausgeht, von den Grausamkeiten zu unterscheiden, die in seinem Namen begangen werden. Deshalb habe ich die Ehre, gnädigster Herr! Sie zu bitten, dem König meine Entlassung als Kapitain seiner Garde vorzulegen." *)

Inzwischen war eine von Herrn von Saint-Chamans befehligte und aus einem Bataillone des 1. Garderegiments, einem Bataillon des 6. und zwei Schwadronen Lanziers bestehende Kolonne über die Boulevards gegen

*) Ich habe diesen Brief nie empfangen und hätte ihn jedenfalls seinem Verfasser zurückgeschickt. Im Augenblick der Gefahr nimmt man keine Entlassungsgesuche an.

(Aus den Manuskripten des Herrn von Polignac.)

den Bastilleplatz vorgerückt und führte zwei Kanonen mit sich. Sie marschirte lange, ohne auf einen sehr lebhaften Widerstand zu stoßen; aber auf der Höhe der Thore Saint-Denis und Saint-Martin angelangt, wurde sie mit äußerster Heftigkeit angegriffen. Hier kämpften an der Spitze einer heroischen, mit Lumpen bedeckten Menge — junge Leute, die mitten in die Gefahr die alte französische Fröhlichkeit mitbrachten, Anführer von Proletariern, die man nach ihrer eleganten Tapferkeit und ihrer ritterlichen Begeisterung für die Erben jenes tapfern Adels hätte halten können, der bei Fontenoy gesiegt. Von allen Seiten angegriffen, machten die königlichen Truppen Halt und gaben Feuer. Diesmal gab es weder Todte noch Verwundete. Die Kämpfenden merkten es und erneuerten den Angriff unter schallendem Gelächter, das sich mit dem unheimlichen Gekrache des Gewehrfeuers vermischte. Man ließ die Kanonen vorführen: im Augenbick, wo man sie abfeuern wollte, stürzt ein Knabe vor, läuft auf einen Offizier zu und streckt ihn durch einen Pistolenschuß todt zu seinen Füßen nieder. Die königlichen Truppen setzten ihren Marsch fort, aber hinter ihnen häufte sich die Menge; die Bäume der Boulevards fielen unter den Streichen der Axt, und ungeheuere, mit erstaunenswerther Schnelligkeit errichtete Barrikaden raubten den Soldaten alle Hoffnung zur Rückkehr. Auf dem Bastilleplatz stieß Herr Saint-Chamans auf einen zahlreichen Menschenhaufen, der zum Theil aus Weibern und Kindern bestand. „Arbeit! Brod!“ das waren die Rufe, die von dieser Versammlung ausgingen. Diejenigen, die sie bildeten, waren beinahe alle unbewaffnet. Ein seltsames Ding! Während anderwärts das Volk mit einem Feldgeschrei kämpfte, dessen Sinn es nicht kannte, stieß es auf dem Bastilleplatz sein wahres Feldgeschrei aus, ohne an's Kämpfen zu denken! Herr von Saint-Chamans trat mitten unter die Gruppen und theilte alles Geld aus, das er hatte, während seine Truppen sich in Schlachtordnung aufstellten. Inzwischen mußte die Kolonne, um ihre Sendung zu erfüllen, in die Straße Saint-Antoine rücken und sie bis zum Stadthaus durchziehen. Als sie sich zu diesem Behuf in Bewegung setzte, kam aus allen Winkeln der benachbarten Straßen ein so lebhaftes Feuer hervor, daß Herr von Saint-Chamans sich entschloß, über die südlichen Boulevards nach den Tuilerien zurückzumarschiren. Er passirte die Seine über die Brücke von Austerlitz und ließ bloß eine Abtheilung Kürassiere auf dem Bastilleplatze. Diese Abtheilung zog das 5. Linienregiment an sich und marschirte mit ihm durch die Straße Saint-Antoine auf das Stadthaus zu. Es war dies ein langer, blutiger Weg; Barrikaden erhoben sich von Entfernung zu Entfernung; Gruppen von unsichtbaren Schützen ließen einen Hagel von Kugeln über die Truppen regnen, und von jedem Fenster fielen Bruchstücke von Flaschen, Ziegeln und

Geräthschaften herab. Schwache Frauen trugen schwere Pflastersteine in die obersten Theile ihrer Häuser hinauf, um sie auf die Köpfe der Soldaten herabzuwerfen. Die Zahl der Männer vom Volke, die mit Flinten in der Hand auf der Straße fochten, war im Ganzen nicht sehr bedeutend, aber die Zahl derer, die einen indirekten Antheil am Kampfe nahmen, war unermeßlich. Während des stärksten Kleingewehrfeuers sah man in der Straße Culture-Saint-Katherine, welche in die Straße Saint-Antoine mündet, mehrere Männer in Blousen sich an Seilen über die Mauern der Pompierkaserne herablassen. Es waren Kämpfende, die gefangen genommen und in diese Kaserne gebracht worden waren, von wo aus die Pompiers sie jetzt auf diese Art in den Kampf zurückschickten. Mehrere Kanonenschüsse wurden abgefeuert, aber diese höchst eigenthümliche Lage, welche die Stadt in ein Schlachtfeld verwandelte, befeuerte die Gemüther bis zur Begeisterung und verbreitete eine ansteckende Trunkenheit in der Luft. Den Männern des Volks öffneten sich Thüren, um sie im Augenblick der Gefahr aufzunehmen, und schlossen sich augenblicklich hinter ihnen; die Verwundeten wurden mit der wärmsten Theilnahme empfangen und von liebkosenden Händen gepflegt, Charpiezupfen oder Pulverstoßen war in jedem Hause die Beschäftigung der Frauen: der Mütter, Schwestern oder Gattinnen derjenigen, die zu sterben gingen. Nie hatte die Sonne so glühend geschienen: sie steigerte dieses Fieber der Seelen.

Die Soldaten, die den Grèveplatz besetzt hielten, und mit denen sich die von der Bastille kommenden Truppen wieder vereinigen sollten, vertheidigten sich in Erwartung derselben mit vielem Muth aber großer Traurigkeit. Jedes Haus war eine feste Burg geworden und aus allen Fenstern wurde geschossen. Drei Männer hatten sich hinter einem Kamin postirt und unterhielten von da aus lange Zeit ein mörderisches Feuer auf die Truppen, bis sie endlich entdeckt wurden. Eine Kanone wurde gegen das todtbringende Kamin gerichtet, aber ehe der Kanonier abfeuerte, gab er denen, die es schützte, ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Ebensoviel Tapferkeit und Großmuth legten die Angreifenden an den Tag. Aber was griffen sie an? Was vertheidigten diese? Andere wußten es! Auf einmal erhob sich auf dem Quai des Grèveplatzes ein gewaltiges Getöse von Waffen und Pferden. Das 50. Linienregiment kam an, voran eine Abtheilung Kürassiere. Diese unglücklichen Truppen waren genöthigt gewesen, die Straße Saint-Antoine oben an der Kirche Saint-Gervais zu verlassen und sich über den Quai zu ziehen, um den Grèveplatz zu erreichen. Sie erreichten ihn, begünstigt von einem Angriffe, welche Lanciers unter der Arkade Saint-Jean machten, und welcher die Streitkräfte der Pariser nach dieser Seite hinzog. Die Soldaten des 50. Linienregimentes brachten der königlichen Garde nur eine sehr schwache Un-

terstützung. Die ganze Straße Saint-Antoine entlang, welche sie so mühsam durchzogen, hatten sie neben dem Geschrei: „Es lebe die Charte!" vielfach rufen gehört: „Es lebe die Linie!" Als sie auf dem Grèveplatz ankamen, waren sie für die Sache der Insurrektion bereits halb gewonnen. Man ließ sie in den Hof des Stadthauses rücken, und ihre Patronen, wovon Gebrauch zu machen sie sich weigerten, wurden unter die Soldaten der Garde, als standhaftere Vertheidiger des Königthums, ausgetheilt. Eine Abtheilung Schweizer war von den Tuilerien aus dem Stadthaus zu Hülfe geschickt worden und rückte im Sturmschritt auf dem Grèveplatz an. Beim Anblick dieser rothen Uniformen verdoppelte sich die Wuth der Empörer. Aus jedem Gäßchen stürzen neue Kämpfer hervor, eine Barrikade wird von dem Volke besetzt. Die Schweizer halten diesen Angriff muthvoll aus; die Garde kommt, sie zu unterstützen, und schon neigten sich die Pariser zur Flucht, als ein junger Mann, um sie zu beleben, eine dreifarbige Fahne an der Spitze einer Lanze schwingend, und mit dem Rufe: „Ich will euch sterben lehren!" vorangeht. Zehn Schritte von der Garde fiel er, von Kugeln durchbohrt. Dieser Kampf war furchtbar: die Schweizer ließen viele von den Ihrigen auf dem Pflaster.

Der Krieg brach in ganz Paris in wunderlichen, heroischen, beklagenswerthen Szenen aus. In der Säulenhalle des Louvre, gegenüber Saint-Germain-l'Auxerrois, saß der Marquis von Autichamp auf einem Stuhle. Niedergedrückt von Jahren und kaum im Stande sich aufrecht zu erhalten, belebte er die Schweizer durch seine Gegenwart zum Kampfe, und die Arme gekreuzt, betrachtete er mit stoischer Unempfindlichkeit das trauervolle Schauspiel. Auf dem Boulevard de l'Hopital griff ein Volkshaufe die Pulvermühle von Ivry an, schlug die Thüren mit Aexten und Keulen ein, ergoß sich über den Hof und zwang die Verwalter, Pulverpakete den Fenstern hinauszuwerfen, welche sie in ihrem ungestümen Feuereifer mit der Pfeife im Mund aufrafften und jählings forttrugen. Auf einem andern Punkte erbrachen die Schuldgefangenen vermittelst eines in einen Mauerbrecher umgewandelten Balkens die Thore von Saint-Pelagie und vereinigten sich sofort mit dem Posten, um das Entrinnen der Verbrecher zu verhindern. Ein blutiges Zusammentreffen fand in der Straße des Prouvaires statt und bot das in Bürgerkriegen ziemlich gewöhnliche Schauspiel dar, daß Brüder in den entgegengesetzten Reihen fechten. Ueber die ganze Stadt hatte sich eine Art moralischer Trunkenheit verbreitet, deren Physiognomie menschliche Worte wiederzugeben unvermögend sind. Durch die Flintenschüsse, das Trommelgewirbel, das Geschrei und Geächze hindurch verbreiteten sich tausend seltsame Gerüchte und vermehrten das allgemeine Beben. In einigen Stadttheilen trug man einen Federhut herum und sagte, er habe dem Herzog von Ragusa gehört, dessen Tod man verkündigte. Es lag etwas Uebernatürliches in der Kühnheit einzelner Kämpfer. Ein Arbeiter, der eine Kompagnie vom

5. Linienregiment auf den Börseplatz hereinkommen sieht, läuft gerade auf den Kapitän zu und schlägt ihm eine eiserne Stange über den Kopf. Dieser Kapitän hieß Caumann. Er wankt und sein Gesicht bedeckt sich mit Blut, aber er kann mit seinem Degen noch die Bajonnette seiner Soldaten in die Höhe halten, die Feuer auf den Angreifer geben wollen. Mit solcher Unerschrockenheit verbanden die Männer aus dem Volke eine unbedingte Selbstverläugnung und stellten sich vorzugsweise unter die Befehle jedes Kämpfers, den ihnen eine elegantere Kleidung als Mitglied einer begünstigten Klasse bezeichnete. Im Uebrigen fanden die jungen Leute auf jedem Schritte, um ihre Unerfahrenheit zu leiten, alte, den Schlachten des Kaiserreichs entgangene Militärs, ein kriegerisches Geschlecht, das die Bourbons im Jahre 1815 auf immer erbittert hatten.

Aber die Großherzigkeit dieses Volkes war nicht minder erstaunenswerth, als sein Muth. Wenn in der Hitze des Gefechts der Reiche dem keuchenden und vor Schwäche beinahe umsinkenden Armen seine Börse anbot, so nahm der Arme nur das Nothwendige an und brachte mitten im Kugelregen den Rest des Goldstückes zurück, das er in diesen Tagen glühender, aber vorübergehender Brüderschaft empfangen hatte. Oft mischte sich in diese glorreiche Uneigennützigkeit eine Poesie, wie sie nur edle, unter Lumpen klopfende Herzen begreifen können. Einige Arbeiter vertheidigten eine in der Straße Saint-Joseph errichtete Barrikade. Ein Herr vom Bürgerstande, der an ihrer Seite focht, sah einen von ihnen kraftlos sich an die Steine der Barrikade anlehnen. Er glaubt ihn verwundet, denn das Hemd des jungen Mannes war voll Blut und sein Gesicht mit der Blässe des Todes bedeckt. Der Bürger beugt sich über ihn, aber der Arbeiter flüstert mit schwacher Stimme: „Ich habe Hunger.“ Ein Fünffrankenstück wird ihm angeboten. Da steckt er seine Hand unter sein blutendes Hemd, zieht einen Lappen von einer royalistischen Fahne aus seinem Busen und sagt zu dem, der ihn unterstützt hatte: „Hier, mein Herr, das gebe ich Ihnen dagegen.“

Und mitten unter so vielen Trauerszenen, wie viele tröstliche Episoden! Auf dem Platze des Victoires, wo die Truppen des Generals Wall standen, sah man Frauen vom Volke Krüge mit Wasser und Wein bringen und den lechzenden Lippen der Soldaten bieten. Zu gleicher Zeit trat der General mit Herrn Degousée in Unterhandlung wegen Fortschaffung der Verwundeten. Man setzte die Unglücklichen auf Karren, und ein Insurgentenanführer in einer Blouse, mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf und einer Flinte in der Hand, nahm es auf sich, in Begleitung von vier Infanteristen den ächzenden Trauerzug durch Paris zu führen. Unerhörter Krieg, wo jeder Kämpfer zweimal dem Tode trotzte; zuerst, um seinen Feind zu treffen, und dann, um ihn zu retten!

Aber das hitzigste Gefecht fand auf dem Marché des Innocents statt. Das Bataillon, das von da abmarschirte, um die Straße Saint-Denis bis an's Boulevard zu säubern, konnte seine traurige Sendung nur mit unglaublichen Anstrengungen erfüllen. Am batavischen Hofe angelangt, empfing es eine mörderische Flintensalve und gelangte erst, nachdem es beinahe dreißig Todte oder Verwundete hatte, an das Thor Saint-Denis. Sein Oberst, Herr von Pleinselve, war tödtlich verwundet: die Soldaten trugen ihn auf einer Sänfte. Während das Bataillon vorrückte, bedeckte sich die Straße Saint-Denis mit Barrikaden, so daß es nicht mehr umkehren konnte. Der General Quinsonnas blieb daher mit einer geringen Mannschaft und eingeschlossen von dem Aufstand auf dem Marché des Innocents.

Während so auf verschiedenen Punkten von Paris gekämpft wurde, thaten die Deputirten, wie folgt. Herr Audry von Puyraveau hatte sie auf Mittag in sein Hotel beschieden. Herr Audry war mächtig und reich damals. Seitdem ist er in Armuth und Elend gerathen; er ist an den empfindlichsten Theilen seines Herzens verletzt worden und irrt jetzt in fremdem Lande umher, nachdem er auf einem Boden, wo er die Freiheit zu gründen geglaubt, nicht hatte finden können, wo sein Haupt hinlegen. Herr Audry hatte einen schlechten Glauben an die Festigkeit seiner Kollegen. Ehe er ihnen die Thore seines Hauses öffnete, ließ er es heimlich mehreren Studenten und einer großen Anzahl Arbeiter wissen, daß eine Versammlung von Deputirten bei ihm stattfinden werde: um sie zu einer energischen Umwälzung zu treiben, müsse man ihnen Angst einjagen. Als daher die Deputirten zu Herrn Audry von Puyraveau kamen, fanden sie den Hof des Hotels von einem lärmenden, aufgeregten Volkshaufen erfüllt. Einige junge Leute suchten in den Berathungssaal zu dringen, jedoch vergebens; aber dieser Saal war zur ebenen Erde, die Fenster standen offen, man mußte unter den Augen des Volkes berathen. Herr Mauguin ergriff zuerst das Wort. „Eine Revolution ist es, was wir zu leiten haben," sagte er; „wir haben nur zwischen der königlichen Garde und dem Volke zu wählen." Bei diesen Worten schauderten die Herren Sebastiani und Charles Dupin zusammen und riefen lebhaft: „Laßt uns in der gesetzlichen Ordnung bleiben!" Herr von Lafayette lächelte verachtungsvoll, und während Herr Guizot seinen Kollegen den Vorschlag machte, als Vermittler in den Aufstand einzugreifen, wurde die falsche Nachricht gebracht, das Stadthaus sei so eben in die Gewalt des Volkes gefallen. Jetzt erhob sich mitten in der von gedoppelter Angst gefolterten Versammlung Herr Guizot, mit einem Protestationsentwurf in der Hand, der folgendermaßen abgefaßt war:

„Die Unterzeichneten, regelmäßig zur Deputation erwählt von den Kollegien der unten genannten Bezirke und Departements kraft der königlichen

Ordonnanz vom . . . . . . und gemäß der konstitutionellen Charte und den Wahlgesetzen von . . . . . . und derzeit in Paris anwesend, glauben es durchaus ihrer Pflicht gegen den König und Frankreich schuldig zu sein, daß sie gegen die Maßregeln protestiren, welche die Rathgeber der Krone, die Absichten des Monarchen täuschend, durch Umstoßung des gesetzlichen Wahlsystems und Vernichtung der Preßfreiheit neuerdings durchgesetzt haben. Besagte, in den Ordonnanzen von . . . . . . enthaltene Maßregeln sind in den Augen der Unterzeichneten gerade der konstitutionellen Charte, den konstitutionellen Rechten der Pairskammer, dem Staatsrechte der Franzosen, den Befugnissen und Beschlüssen der Tribunale zuwider und geeignet, den Staat in eine Verwirrung zu stürzen, welche den Frieden der Gegenwart und die Sicherheit der Zukunft gleich sehr gefährdet. In Folge davon protestiren die Unterzeichneten, unverbrüchlich getreu ihrem Eid gegen den König und die konstitutionelle Charte, einstimmig nicht bloß gegen die besagten Maßregeln, sondern auch gegen alle Handlungen, die daraus entstehen könnten. Und in Betracht: einerseits, daß die Deputirtenkammer nicht konstituirt war, folglich auch nicht gesetzlich aufgelöst werden konnte; andererseits, daß der Versuch, eine andere Deputirtenkammer nach einer neuen und willkürlichen Methode zu bilden, im förmlichen Widerspruch steht mit der konstitutionellen Charte und den wohlerworbenen Rechten der Wähler, erklären die Unterzeichneten, daß sie sich fortwährend als gesetzlich erwählte Deputirte der Bezirks- und Departementskollegien betrachten, wo sie die Stimmen erhalten haben, als Deputirte, die nur kraft solcher Wahlen ersetzt werden können, welche nach den von den Gesetzen vorgeschriebenen Grundsätzen und Formen vor sich gegangen sind. Und wenn die Unterzeichneten nicht in Wirklichkeit die Rechte ausüben und sich allen Pflichten unterziehen, die ihnen ihre gesetzliche Erwählung auferlegt, so geschieht es deswegen, weil sie durch eine materielle Gewalt daran verhindert sind, gegen welche sie nie aufhören werden, zu protestiren."

Ströme von Blut flossen in Paris in diesem Augenblick, wo Herr Guizot diese Akten vorlas. Sie wurden verschieden aufgenommen. Die Einen, wie die Herren von Lafayette, Laffitte, Audry von Puyraveau, Berard, Daunou, von Schonen, Mauguin, Bavoux, von Laborde, Labbey von Pompières fanden es schwer zu begreifen, wie man mitten in einer verwüsteten Stadt, in der an hundert Orten zugleich gefochten werde, von Treue gegen den König und von Rathgebern, welche die Absichten des Monarchen täuschen, sprechen könne. Die Andern, wie die Herren Charles Dupin und Sebastiani, fanden die Erklärung vermessen. Herr Casimir Perier machte sich vor Allen durch seine krampfhafte Aufregung bemerklich. Er trat zu Herrn Laffitte und sagte zu ihm: „Man muß durchaus mit Marmont unterhandeln. Vier Millionen wären hier nicht übel angebracht." Der Gedanke,

einen Schritt bei Marmont zu thun, fand bald Anklang bei der Versammlung. Herr Laffitte wird beauftragt, die fünf Mitglieder zu bezeichnen, welche die Deputation bilden sollen. Er nennt die Herren Casimir Perier, Mauguin, Lobau und Gerard. Eine neue Versammlung wird auf vier Uhr bei Herrn Berard angesagt. Die Sitzung wird aufgehoben und die fünf Kommissäre begeben sich auf den Weg nach dem Hauptquartier, nachdem sie vorher bei Herrn Laffitte eingesprochen haben, um das Nöthige zu verabreden. Als er den Fuß auf den Carrouselplatz setzte, konnte Herr Casimir Perier in seiner maßlosen Bangigkeit nicht umhin, zu Herrn Laffitte zu sagen: „Ich fürchte sehr, wir sind auf dem Wege, uns selbst in den Rachen des Wolfes zu stürzen.“

Vor den Deputirten ging Herr Arago zu dem Herzog von Ragusa. Herr Arago hatte am Morgen einen Brief von Frau von Boignes erhalten, die ihn beschwor, Marmont aufzusuchen und seinen Einfluß auf den Marschall dahin zu verwenden, daß Paris von einem nie wieder gut zu machenden Uebel errettet werde. Herr Arago zögerte: bei bürgerlichen Zwistigkeiten ist der Haß so argwöhnisch. Eine hochsinnige Inspiration bestimmte ihn. Er läßt seinen ältesten Sohn kommen und befiehlt ihm, mitzugehen, da man einen Vater doch nicht im Verdacht haben kann, daß er in Gegenwart seines Sohnes von der Bahn der Pflicht abweichen werde. Sie gehen und gelangen durch einen Kugelregen hindurch in's Hauptquartier. Ein Saal öffnet sich vor ihnen. In der Mitte ein Billard, auf welchem Herr Laurentie einen Artikel für die Quotidienne schrieb, und ringsum die schrecklichste Verwirrung. Die Adjutanten kreuzten sich in Unordnung, bleich, mit Schweiß und Staub bedeckt. Vom Zimmer des Obergenerals gingen jeden Augenblick Depeschen ab; tausend unselige Gerüchte liefen von außen ein und mischten sich in den Donner des Flintenfeuers; in ungeordneten Gruppen beisammenstehend, folgten die höheren Offiziere angstvoll den Entwickelungen des Kampfes, mit aufmerksamem Ohr und Entsetzen auf dem Gesichte.

Als auf einmal Herr Arago mit seiner kolossalen Gestalt, seinem ehrfurchtgebietenden Kopfe und seinem flammenden Auge eintrat, entstand eine furchtbare Aufregung. Man umringte ihn von allen Seiten mit Aeußerungen der Angst und Drohungen, gleich als ob man in ihm das lebendige Medusenhaupt des empörten Volkes erblickte. Da tritt ein polnischer Offizier, Herr Komierowski, schnell zu ihm und sagt: „Wenn Einer die Hand gegen Sie erhebt, so haue ich sie ihm ab.“

Herr Arago wird zu dem Obergeneral geführt. Ehe er noch den Mund öffnet, ruft ihm Marmont hastig und mit ausgestrecktem Arme entgegen: „Schlagen Sie mir nichts vor, was mich entehrt!“ — „Im Gegentheil würde das, was ich Ihnen vorschlagen will, Sie ehren. Ich verlange nicht, daß Sie Ihren Degen gegen Karl X kehren; aber treten Sie vom Kom-

mando ab und begeben Sie sich sogleich nach Saint-Cloud". — „Wie! ich soll den Posten verlassen, auf welchen das Vertrauen des Königs mich gestellt hat! Ich, ein Soldat, soll mich von aufrührerischen Bürgern aus dem Felde schlagen lassen! In Europa soll man sagen dürfen, daß unsere wackern Truppen vor einem mit Steinen und Prügeln bewaffneten Pöpel zurückgewichen seien! Unmöglich! unmöglich! Sie kennen meine Gesinnungen, Sie wissen, daß ich diese verfluchten Ordonnanzen nicht gebilligt habe! Aber ein schaudervolles Verhängniß lastet auf mir: ich muß mein Schicksal erfüllen." — „Sie können diesem Schicksal begegnen. Es gibt ein Mittel, die Erinnerungen der Invasion im Andenken der Pariser zu erlöschen.... Gehen Sie; gehen Sie ohne Verzug!"

In diesem Augenblicke stürzt ein Mensch in Hemdärmeln und mit einer Kappe von Biberfell auf dem Kopfe in den Saal. Beim Anblick dieses Unbekannten wird man unruhig, man will ihn verhaften, und er hatte kaum Zeit, mit der ausgekehrten Hand seine Kappe abzuwerfen und zu rufen: „Kennt ihr mich denn nicht? Ich bin der Adjutant des Generals Quinsonnas. Ich habe meinen Schnurrbart abgeschnitten, um hieher kommen zu können." Er verlangt den Herzog von Ragusa zu sprechen und meldet ihm, die Truppen auf dem Marché des Innocents haben schon viel gelitten und bedürfen durchaus einer Verstärkung. — „Habt ihr denn keine Kanonen?" — „Allerdings, Herr Marschall, aber was nützen Schüsse in die Luft? Was vermögen Kanonen gegen das Straßenpflaster, gegen die Steine, gegen die Meubles, die aus allen Fenstern den Soldaten auf die Köpfe geworfen werden?"

Eben brachte man in den angrenzenden Saal einen Lancier, der vom Pferde gestürzt war. Der Unglückliche war ganz mit Blut bedeckt und durch seine halb offene Uniform erblickte man in seiner Brust Lettern aus der Druckerei, die man aus Mangel an Kugeln in die Gewehre geladen hatte.

Der Herzog von Ragusa ging mit großen Schritten auf und ab. Die stürmischen Gefühle seines Herzens spiegelten sich auf seinem Gesichte. „Bataillone!" sagte er ungeduldig zu dem Adjutanten. „Ich habe keine Bataillone, die ich ihnen schicken könnte. Sie sollen sich herausziehen, so gut sie können.

Der Adjutant ging, und Herr Arago wiederholte seine Vorstellungen immer dringender. „Nun denn".... murmelte der Herzog von Ragusa, „auf den Abend... ich will sehen..." — „Auf den Abend! Wo denken Sie hin? Auf den Abend werden Tausende von Familien in Trauer versetzt sein! Auf den Abend wird alles beendet sein! Und wie auch der Kampf ausfallen mag, Ihr Loos wird ein furchtbares sein. Besiegt, ist Ihr Untergang gewiß — Sieger, nie wird man Ihnen alles dieses Blut verzeihen." —

Der Marschall schien erschüttert. „Soll ich Ihnen Alles sagen?" fuhr Arago, immer eindringlicher werdend, fort. „Ich habe auf meinem Weg

hieher unter der Menge unselige Worte gehört: Man schießt, hieß es, das Volk mit Kartätschen zusammen: Marmont bezahlt seine Schulden." Bei diesen Worten legte Marmont die Hand an seinen Degen.

Man meldete die Ankunft der fünf Deputirten, die parlamentiren wollten. Herr Arago trat ihnen den Platz ab und war in diesem Augenblick Zeuge einer außerordentlichen Szene. Der Gouverneur der Tuilerien, Herr Glandevez, hatte einem der fünf Unterhändler die Hand gedrückt, und Herr von Ambrugeac hatte es sich herausgenommen, ihm zu erklären, daß er sich bei dem König darüber beschweren werde. Entrüstet läuft der General Tromelin auf ihn zu, redet ihn mit donnernder Stimme an und wünscht sich Glück, daß er endlich Gelegenheit gefunden, offen heraus zu sagen, was ihm auf dem Herzen liege. Dieser Zornesausbruch war so ungestüm, daß die Degen aus der Scheide geflogen sein würden, wenn er auf einen Widerstand gestoßen wäre. So viele glühenden Antipathieen gibt es unter dieser frostigen und trügerischen Einförmigkeit des Hofes!

Beim Weggehen sagte Herr Arago zu Herrn Delarue, Adjutanten des Herzogs von Ragusa, er habe auf dem Odeonsplatze Soldaten geneigt gesehen, sich dem Volke anzuschließen. Höchlich bestürzt über diese Nachricht, eilt Herr Delarue, sie dem Fürsten von Polignac mitzutheilen; kommt aber bald muthlos zurück und sagt: „Er will, man soll auch auf die Truppen schießen, wenn sie zum Volke übertreten."

Mittlerweile kamen die fünf Deputirten, und wurden sogleich ins Zimmer des Herzogs von Ragusa geführt. Er war allein, Laffitte ergriff das Wort im Namen seiner Kollegen und beschwor den Marschall, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Er stellte ihm vor, welches Unheil diese hartnäckige Verletzung aller verfassungsmäßigen Gesetze des Landes nicht allein für das Volk, sondern auch für den Thron herbeiführen müsse. Der Marschall antwortete, es stehe ihm nicht zu, über das Verfassungswidrige der Ordonnanzen abzuurtheilen; er sei Militär und müsse, wenn er nicht ehrlos werden wolle, auf dem Posten bleiben, auf welchen ihn das Vertrauen des Königs gestellt; im Uebrigen müßten jedenfalls, bevor von Zurücknahme der Ordonnanzen die Rede sein könne, die Pariser das Gewehr strecken. Es handle sich um seine Ehre, daß er hier nicht nachgebe. Bei diesen Worten sah er die Generale Gerard und Lobau mit fragenden Geberden und Blicken an. — „Ihre Ehre," versetzte jetzt Herr Laffitte lebhaft, „Ihre Ehre, Herr Marschall! Es gibt nicht zweierlei Ehre, und das größte aller Verbrechen ist, das Blut seiner Mitbürger zu vergießen!" — „Können Sie gegen mich diese Sprache führen, Herr Laffitte!" erwiederte der Herzog von Ragusa mit bewegter Stimme, „gegen mich, dessen Gesinnungen Sie kennen? Was kann ich denn thun? Ich will an den König schreiben."

Herr Laffitte fragte ihn, ob er bei diesem Versuch einige Hoffnung auf Erfolg habe, aber Marmont schüttelte traurig den Kopf. „In diesem Fall“, erklärte Herr Laffitte, „bin ich entschlossen, mich mit Gut und Blut in die Bewegung zu stürzen.“

Ein Offizier trat ein und sprach leise mit Marmont. Dieser wandte sich plötzlich gegen die Unterhändler um und fragte sie: „Könnten Sie sich nicht entschließen, den Fürsten von Polignac zu sehen?“ Auf ihre bejahende Antwort ging er hinaus, kam aber beinahe sogleich zurück. Der Fürst weigerte sich, die Deputirten zu empfangen. So groß war wirklich der unbezähmbare Fanatismus dieses Mannes. In der Nacht, die auf diesen blutigen Tag folgte, sagte er zu einem Offizier, Namens Blanchard, der eine sehr schöne Stimme besaß und am 28. die Kanone auf dem Grèveplatz hatte spielen lassen: „Ich habe ihre Stimme oft bewundert, aber nie hat sie mir mehr ans Herz gesprochen, als heute.“

Der Herzog von Ragusa hatte, wie man sieht, den unseligen Auftrag, der ihm geworden, nur mit innerem Widerwillen angenommen. Gleichwohl hatte er gegen einige dem Hof schon lange verdächtige Männer, wie die Herren Lafayette, Laffitte, Audry von Puyraveau, Eusèbe von Salverte, Marchais, Haftbefehle erlassen müssen. Er benützte den Besuch der Deputirten, um diese grausamen Befehle zurückzunehmen. Seine Loyalität diente ihm hier zum Vorwand. Hierauf schrieb er, wie er versprochen hatte, an den König. Es war dies der dritte Brief, den er an Karl X richtete, seit die Hauptstadt in Belagerungszustand versetzt war. Der erste war nicht an seine Adresse gelangt. Im zweiten sagte er: „Sire! es ist keine Emeute mehr, es ist eine Revolution. Die Ehre der Krone kann noch gerettet werden: morgen ist es vielleicht nicht mehr Zeit.“ Im dritten endlich meldete er dem König zuerst von der Deputation und drang in ihn, die Ordonnanzen zurückzunehmen, gab aber zugleich die Nachricht, daß die Truppen sich einen Monat halten könnten. Herr von Polignac las diesen Brief, und auf die darin enthaltenen Versicherungen sich stützend, schrieb er gleichfalls an Karl X, um ihn zu einem kräftigen Widerstande aufzumuntern. Die Depesche des Marschalls wurde von Herrn von Komiérowski nach Saint-Cloud gebracht; aber er reiste einige Augenblicke nach dem Courrier ab, den der Fürst von Polignac seinerseits an Karl X schickte. Auf diese Art machten die Vorstellungen des Marschalls keinen Eindruck auf den König, der ihm durch Herrn von Komiérowski antworten ließ, er solle die Truppen um den Palast der Tuilerien versammeln und mit Massen wirken.

Aber es war bereits nicht mehr Zeit, das Heil der Monarchie in neuen strategischen Verfügungen zu suchen. Der Aufstand wuchs von Minute zu Minute; alle Stadttheile setzten sich in Bewegung. Wie diesen Brand

löschen, der auf tausend verschiedenen Punkten zugleich loderte? Die Empörung hatte schon seit geraumer Zeit die Seine überschritten. Die Passage Dauphine war ein wahrer Waffenplatz, von wo mit jedem Augenblick neue Kämpfer ausgingen. Es herrschte hier eine Begeisterung, die an Wahnsinn streifte. Armand Carrel, der Kämpfe beklagte, die er für nutzlos hielt, hatte sich zu seinen Freunden begeben, um ihnen vorzustellen, wie ihr Heroismus fruchtlos bleiben müsse, und hielt eben, auf einem Tische stehend, eine Rede an sie, als ein gegen seine Brust gerichtetes Pistol ihm zeigte, wie unwiderstehlich die Bewegung geworden war. Wüthendes Geschrei ertönte in der Straße Grenelle-Saint-Germain um das Hotel des Kriegsministeriums herum. In ihrer Herzensangst hatte Frau von Bourmont selbst die dreifarbige Fahne aufpflanzen lassen, aber Herr von Champagny ließ sie wegschaffen.

Dieser Oberoffizier versäumte seit zwei Tagen nichts, um seinem Dienste gut vorzustehen, aber man ließ ihn über alles in Unwissenheit und fragte ihn nie um Rath. Der Fürst von Polignac empfing die militärischen Notizen, deren er bedurfte, von einem dem Kriegsministerium gänzlich fremden Manne, und ein solcher Schwindelgeist hatte die Häupter des Staates ergriffen, daß man nicht einmal daran gedacht hatte, die Lager von Luneville und Saint-Omer davon in Kenntniß zu setzen. Herr von Champagny schlug dies ausdrücklich vor, aber nun war die Telegraphenlinie abgeschnitten. Von den drei Brüdern, die den Telegraphen unter sich hatten, waren zwei liberal, der dritte ein Royalist. Die Depesche wurde von einem armen Invaliden mit einem hölzernen Bein, über die Barrikaden hin, nach Ecouen getragen. Mit einem Worte, in der höhern Sphäre, von wo alle Befehle ausgehen sollten, herrschte ein gänzlicher Mangel an Voraussicht; eine unaussprechliche Verwirrung. Noch hatten die Truppen ihren Proviant nicht regelmäßig erhalten. Herr von Champagny, welcher hörte, daß die Proviantanstalten bedroht seien, meldete dies sogleich ins Hauptquartier. Man schickte zwei Kompagnien Veteranen ab, die, kaum angelangt, sich entwaffnen ließen. Herr von Champagny wandte sich sofort an Herrn von Latour-Maubourg, den Gouverneur des Invalidenhauses, und gründete mit den Vorräthen dieses Hotels eine neue Art Proviantanstalt in der Kriegsschule. Vergebliche Bemühungen! Als es sich darum handelte, die für die Truppen bestimmten Lebensmittel an Ort und Stelle gelangen zu lassen, waren die Verbindungen unterbrochen, und der Hunger gesellte sich zu den vielfachen Leiden, die die Soldaten an diesem Tage niederdrückten.

Um vier Uhr versammelten sich die Deputirten verabredetermaßen bei Herrn Berard. Eine lebhafte Angst malte sich auf allen Gesichtern. Herr Laffitte stattete Bericht ab von der Deputation zu dem Herzog von Ragusa.

Also glaubte sich das Königthum nicht in Gefahr! Es hielt sich sogar für befugt, Bedingungen vorzuschreiben! Wäre es nicht sehr unklug, einer Macht Trotz zu bieten, die ihrer Sache so gewiß ist? Ausrufungen von allen Ecken des Saales her bezeugten das Entsetzen der Versammlung. Auf der andern Seite war die Hartnäckigkeit der Empörer, das Feldgeschrei, das selbst im Hofe des Hotels erhoben wurde, die lärmende Begeisterung der Bürger, die sich an den Thoren drängten, das ferne Getöne der Glocken, das sich in das Gekrache des Flintenfeuers und das Gewirbel der Trommeln mischte, — alles das war Beweis genug, daß die Kraft sich nicht bloß in Saint-Cloud befand, und daß das Volk so gut seine Leidenschaften hatte, wie das Königthum. Was thun? „Muth zeigen!" sagten Herr Berard und einige seiner Freunde. Zwei Journalisten, die Herren Andra und Barbaroux, hatten sich in den Saal gestürzt, verhöhnten die Deputirten wegen ihrer Schwäche und beschworen sie, sich an die Spitze der Empörer zu stellen und eine Bevölkerung, welche sich für die Sache der Bourgeoisie bewaffnet, nicht ohne Anführer zu lassen. Herr Coste brachte ein Exemplar der eben mitgetheilten Protestation mit, die er aus Auftrag seiner Kollegen hatte drucken lassen, aber er hatte sie nicht nur von jedem monarchischen Ausdrucke gereinigt, sondern weigerte sich auch, sie zu veröffentlichen, wenn anders die Deputirten nicht ihre Namen unterzeichnen würden. Man mußte sich entscheiden. Herr Sebastiani bekam Angst und entfernte sich, begleitet von Herrn Bertin de Vaux und dem General Gerard. Nach und nach sah sich die Versammlung auf eine sehr kleine Anzahl Mitglieder reduzirt. Um der Gefahr wirklicher Unterzeichnungen zu entgehen, besann man sich auf die Auskunft, eine beliebige Namensliste zu fertigen und dadurch Jedem die Möglichkeit zu sichern, die Sache abzuläugnen; da aber auch dieses Mittel nicht beruhigend genug schien, so machte man den Vorschlag, diese Liste mit den Namen sämmtlicher, auch in Paris nicht anwesenden liberalen Deputirten zu bedecken. „Sehr gut", sagte Herr Laffitte in spöttischem Tone: „werden wir besiegt, so wird Niemand unterzeichnet haben; siegen wir, so werden die Unterschriften nicht fehlen." Herr Dupin der ältere wohnte dieser Versammlung nicht bei. Sein Name wurde auf die Liste gesetzt, aber von Herrn Mauguin gestrichen, der im Fall des Mißlingens eine heftige Reklamation von Seiten seines Kollegen zu fürchten schien. Die Deputirten mußten ihren Heimweg mitten durch einen Volkshaufen machen, den ihr Benehmen mit Entrüstung erfüllte. Herr Sebastiani unter andern wurde von den Flüchen des Volkes verfolgt, die sich zwei Tage später in Triumphgesängen verloren. Ewig unfruchtbare Lehre!

Der General Vincent, der in Gesellschaft des Generals Pajol verschiedene Theile der in Flammen stehenden Stadt durchzogen hatte, reiste am Abend nach Saint-Cloud. Er wollte Karl X seine Eindrücke mittheilen und

ihn in Kenntniß setzen, daß seine Lage sich immer mehr verdüstere; daß man weder vom Grafen von Saint-Chamans, noch vom General Talon Nachrichten empfangen habe; daß die Truppen ohne Lebensmittel seien; daß sie vor Durst verschmachteten und auf ihrem Marsche nichts als drohende Gesichter oder verschlossene Thüren zu sehen bekommen. Ein Höfling, dem der General unterwegs begegnete und dem er diese traurige Einzelnheiten mittheilte, fand Gelegenheit, ihm in Saint-Cloud zuvorzukommen, um ihn im Voraus Lügen zu strafen, in der festen Ueberzeugung, daß er dem Monarchen einen Gefallen erzeige, wenn er ihn vor der Wahrheit schütze. Karl X nahm also die schmerzlichen, aber getreuen Nachrichten des Generals frostig auf. „Die Pariser sind in der Anarchie," sagte er, „die Anarchie wird sie nothwendig zu meinen Füßen zurückführen." Hierin allen Fürsten ähnlich, glaubte Karl X nur an die Ergebenheit derjenigen, die auf seine Selbsttäuschungen eingingen. Da man nun diesem in einem solchen Augenblicke nicht schmeicheln konnte, ohne an ihm selbst zum Verräther zu werden, so verriethen ihn die Höflinge aus Furcht, ihm zu mißfallen.

Im Uebrigen wurde die Angst der Männer des Vergleichs mit jeder Stunde peinlicher. Casimir Perier besonders zeigte sich von Grauen erfaßt. Er hatte am Morgen des 28. zu Herrn Alexander von Girardin gesagt: „Für Frankreich paßt gar nichts besser, als die Bourbons ohne die Ultra." Und wirklich dachte er auf nichts anderes, als Karl X seinen Thron zu sichern. Im Einverständniß mit ihm eilte Herr Alexander von Girardin nach Saint-Cloud, um den Monarchen zum Widerruf der Ordonnanzen zu vermögen.

Eine dumpfe Unruhe hatte sich in der königlichen Wohnung verbreitet: Niemand war auf seinem Posten; der Dienst im Schlosse wurde beinahe ganz vernachlässigt, und die Leute von der hohen Dienerschaft machten sich einer nach dem andern davon. Gleichwohl war bei den geübteren Höflingen die Unruhe ermäßigt durch die Besorgniß, den Herrn und Meister vor den Kopf zu stoßen; einige zeigten sich sogar voll Zuversicht: eine raffinirte Schmeichelei, die ihre bleichen Gesichter Lügen straften.

Am Morgen ging Frau von Gontaut mit eiligen Schritten durch den Saal der Gardisten; sie wollte nach den Gemächern Karls X und, ihr Gesicht halb mit den Händen bedeckend, rief sie: „Retten Sie den König, meine Herren! Retten Sie den König!" Im Augenblick waren alle auf den Beinen; die Gardisten setzten in aller Eile ihre Caskets auf; Herr von Damas, der mit seinem königlichen Zögling im Park spazieren ging, nahm ihn auf seine Arme und trug ihn so schnell als möglich über den Trocadero, gefolgt von Herrn Mazas, der die bestürzte Frau von Damas führte. Eine Schildwache hatte ohne Noth zu den Waffen! gerufen, und dies hatte genügt, sämmtliche Bewohner des Schlosses in Todesangst zu versetzen.

Herr von Girardin traf inzwischen Karl X vollkommen überzeugt von dem Erfolg und unerschütterlich in seinem Entschlusse. Während er ihn anflehte, die Ordonnanzen zurückzunehmen, erschien die Herzogin von Berry, und da sie in leidenschaftlichem Tone von der Nothwendigkeit sprach, durch eine feste Haltung die königliche Majestät zu retten, so rief der erste: „Mein Gott! Madame! ich vertheidige hier nicht meine Interessen, sondern die Ihrigen. Der König spielt nicht bloß um seine eigene Krone, sondern auch um die des Herrn Dauphin, um die Ihres Sohnes, Madame!" Und er wurde immer dringender. Karl X schickte ihn zum Dauphin; dieser aber antwortete trocken: „Ich bin der erste Unterthan des Königreichs und als solcher darf ich keinen andern Willen haben, als der König." Politik der Prinzen! Sie sind gehorsam bis zur Sklavendemuth, oder Verräther bis zum Meuchelmord.

An diesem Tage wurden noch andere ähnliche Versuche bei Karl X gemacht. Der Baron von Vitrolles erschien im Schlosse. Er bat den König in den dringendsten Ausdrücken, mit den Aufrührern zu unterhandeln, und stellte vor, es sei gut, wenn man den Umständen manchmal nachgebe; man setze sich dadurch in den Stand, sie später zu beherrschen; diese Politik habe Mazarin und bis auf einen gewissen Punkt selbst Richelieu befolgt. Karl X machte keinen Hehl daraus, wie zuwider es ihm sei, Ränke gegen die Empörer zu gebrauchen. Uebrigens glaubte er die Kraft auf seiner Seite und sprach mit so viel Zuversicht von dem unvermeidlichen Triumph seines Willens, daß der Baron einen Augenblick überzeugt war. Als er aber am Abend über die blutgedüngten Barrikaden hin und beim Gekrache des Flintenfeuers nach Paris zurückkehrte, da urtheilte er, die immer lügnerische Stimme der Höflinge schläfere den König am Rande eines Abgrundes ein. Er sah den Doktor Thibault wieder, der ihm, wenn auch nicht aus Auftrag, so doch im Namen des Generals Gerard ein Stückchen Papier übergab, auf welchem zwei Namen geschrieben standen, die der Herren von Mortemart und Gerard. Der Baron von Vitrolles nahm es auf sich, am andern Tag nach Saint-Cloud zu gehen und dem König die beiden Minister vorzuschlagen, die so eben designirt worden. Und so entstand dieses Ministerium Mortemart, das so schnell vom Sturme fortgerissen werden sollte.

Während Karl X nur darauf dachte, seine unglückselige Sicherheit um sich her zu verbreiten, wurde beinahe unter seinen Augen im Zimmer der Frau Gontout ein kühner Plan angezettelt. Ueberzeugt vom Unvermögen des alten Monarchen, seine Dynastie zu vertheidigen, hatte der General Vincent beschlossen, das Königthum ohne den König, ohne sein Wissen und nöthigenfalls selbst gegen seinen Willen zu retten. Er begab sich zu Frau von Gontaut und setzte ihr auseinander, wie beim dermaligen Stande der

Dinge das Schicksal der Monarchie von einem heroischen Entschlusse abhänge. Er machte ihr also den Vorschlag, die Herzogin von Berry und ihren Sohn nach Paris zu führen. Man hätte einen Abstecher nach Neuilly gemacht, sich daselbst des Herzogs von Orleans bemächtigt und ihn geradezu mit Gewalt in die Gefahren der Unternehmung verwickelt; dann wäre man durch die Vorstädte in Paris eingezogen, die Herzogin von Berry hätte das königliche Kind dem Volke gezeigt und der Großmuth der Kämpfenden anvertraut. Frau von Gontaut billigte diesen Plan. Trotz des Abenteuerlichen, das darin lag, oder vielmehr gerade dadurch verführte er die bewegliche Einbildungskraft der Herzogin von Berry, und Alles wurde verabredet, um ihn auszuführen. Aber die Treulosigkeit eines ins Vertrauen Gezogenen half Karl X auf die Spur des Komplotts, und es scheiterte.

Inzwischen hatte sich der Aufstand über alle Theile der Stadt verbreitet, und überall war das Volk im Vortheil. Ein Bataillon Schweizer bedeckte den Quai de l'Ecole. Der Herzog von Ragusa, der, wie wir bereits gemeldet, Befehl erhalten hatte, seine Truppen um die Tuilerien zu konzentriren, ließ dem Oberstlieutenant, Herrn von Maillardoz, sagen, er solle sich augenblicklich auf den Marché des Innocents verfügen und den General Quinsonnas, der daselbst von allen Seiten eingeschlossen war, zurückführen. Herr von Maillardoz zog an der Spitze der Schweizer vom Quai de l'Ecole ab und kam über die Münzstraße an die Spitze von Saint-Eustache; aber statt über die Straße Montmartre wieder nach dem Marché des Innocents herabzuziehen, schlug er die Straße Montorguil ein. Unglückseliger Irrthum! Er war noch nicht in der Straße Mandar angelangt, als bereits das Pflaster voll von Todten lag, und als er in diese Straße, die eine ungeheure Barrikade verschloß, hereindringen wollte, entstand ein schauderhaftes Gemetzel. Gleichwohl wurde die Barrikade überschritten, aber am andern Tag erblickte man auf den Steinen, woraus sie gebildet war, die Leichen mehrerer Schweizer-Soldaten ausgestreckt und unter ihnen auch die eines ihrer Offiziere! ein Leichenmonument, das sich die Unerschrockenheit und Rache des Volkes gesetzt! Herr von Maillardoz verfolgte seinen Weg, erreichte die Straße Montmartre wieder und durchzog sie mitten unter einem Kugelregen bis zum Marché des Innocents. Hier vereinigten sich seine Soldaten mit denen des Generals Quinsonnas, zogen mit ihnen gegen den Fluß herab und schickten sich an, auf dem Quai de l'Ecole Stellung zu fassen.

Die Truppen, welche das Stadthaus besetzt hielten, vertheidigten sich fortwährend gegen eine unaufhörlich anwachsende Masse Empörer. An den Fenstern des Hauses aufgestellt, gaben sie von oben herab auf alle Straßen in der Nähe ein mörderisches Feuer. Die Zahl der Opfer auf diesem Punkte war beträchtlich am Abend elf Uhr, d. h. in dem Augenblicke,

wo die Deputirten, zum zweiten Male bei Herrn Audry von Puyraveau versammelt, auf's Neue ihre Unschlüssigkeit und Kraftlosigkeit zur Schau trugen. In dieser Versammlung entwickelten die Herren Laffitte, Lafayette, Mauguin, Audry, von Laborde, Bavour, Chardel eine ehrenwerthe Festigkeit; Herr Sebastiani dagegen zeigte sich mehr als je der gesetzlichen Ordnung zugethan. „Meine Herren," sagte er, „laßt uns unterhandeln! Unsere Rolle ist eine vermittelnde, und wir sind ja nicht einmal mehr Deputirte." — „Wir konspiriren, wie das Volk konspirirt, und mit ihm," antwortete Herr Mauguin mit bewegter Stimme, und Herr Laffitte erinnerte an die Drohung, die er gegen den Herzog von Ragusa geäußert hatte: „Wenn die Ordonnanzen nicht zurückgenommen werden, so werfe ich mich mit Gut und Blut in die Bewegung." Der Saal war zur ebenen Erde; das Volk hörte alles durch die Fenster, welche Herr Audry von Puyraveau hatte öffnen lassen. Bald erhob sich nur ein Schrei des Zornes gegen den General Sebastiani. Mehrere Kämpfende hatten sich in den Hof gestürzt und erzählten, wie mörderisch der Streit gewesen sei. Jetzt riefen, von Schmerz durchdrungen, die Herren von Lafayette, Laffitte, Audry von Puyraveau, von Laborde wie aus einem Munde, man müsse die Bemühungen des Volkes leiten, seine Gefahren theilen, seine Fahne adoptiren. Herr Guizot blieb schweigsam und unbeweglich. Auf Herrn Mechin's Gesicht spiegelte sich Mißvergnügen und Verlegenheit. Herr Sebastiani hatte nicht so bald von der dreifarbigen Fahne sprechen gehört, als er sich mit allen Zeichen der heftigsten Angst erhob und erklärte, er für seine Person könne an solchen Verhandlungen keinen Theil nehmen, und es gäbe keine nationale Fahne, als die weiße. Sodann fordert er Herrn Mechin auf, mit ihm zu gehen, und die beiden entfernten sich. „Wir haben lange genug in den Wind gesprochen!" rief Herr Audry von Puyraveau, „es ist jetzt Zeit, zu handeln. Zeigen wir uns dem Volke, und zwar in Waffen!" Herr von Lafayette seinerseits verlangte, man solle ihm einen Posten anweisen; er sei entschlossen, sich sogleich auf denselben zu verfügen. Man trennte sich noch einmal, ohne etwas zu beschließen, nachdem man auf den andern Morgen um sechs Uhr eine neue Konferenz bei Herrn Laffitte festgesetzt hatte. Aber diese Sitzung konnte dazu dienen, gewisse Leute, welche man unter den Triumphatoren erblickt hat, nach Verdienst zu würdigen.

Lafayette wurde, als er aus dem Hause trat, mit lebhaftem Beifallsruf empfangen. Das Alter hatte seinen Körper geschwächt, aber dem Herzen nichts von seiner Wärme geraubt. Ueberdies war er trunken von Popularität und gern bereit, sein Leben zu opfern. Aber sein Feuereifer wurde beständig durch die Personen seiner Umgebung bekämpft und abgekühlt. In dieser Nacht vom 28. auf den 29. ging er einige Zeit zu Fuß in der Stadt

herum, gelehnt auf den Arm des Herrn Carbonel und begleitet von Herrn Lasteyrie und einem Bedienten. Schon öffnete er sein Ohr dem Jubelgeschrei, das am kommenden Tage ohne Zweifel seine Erscheinung begrüßen würde, und sog mit Wollust die über die Stadt verbreiteten Wohlgerüche der Empörung ein. An seinem Wagen angekommen, wollte er eben einsteigen, als ein Bürger zu ihm tritt mit den Worten: „General, ich gehe nach dem Hofe des Fontaines, wo mich einige Insurgenten erwarten. Ich will in Ihrem Namen mit ihnen sprechen und ihnen sagen, daß die Nationalgarde unter Ihren Befehlen steht.“ — „Wo denken Sie hin?“ ruft alsbald Herr Carbonel. „Wollen Sie durchaus, daß der General erschossen werden soll?“ Solche Einflüsse verfolgten Lafayette mitten in eine Krisis, bei der ihm geboten war, seinen Kopf einzusetzen. Wie groß auch die Macht bekannter Namen sein mag, so genügt sie doch nicht immer; und gewiß war unter den Juliuskämpfern mehr als Einer im Stande, zu begreifen, daß die Volksbewegungen der Kühnheit neuer Menschen den unermeßlichsten Spielraum gestattete. Während auf der einen Seite von Paris die wärmsten Freunde Lafayette's diesen Namen bloßzustellen fürchteten, ergab sich auf einem andern Punkte folgende charakteristische Szene. In derselben Stunde gehen zwei Bürger, die Herren Higonnet und Degousée, über den Platz des Petits-Pères, der gänzlich verlassen war. Ein Unbekannter tritt auf sie zu und sagt zu ihnen: „Der Kampf beginnt morgen wieder; ich bin Militär; brauchen Sie einen General?“ — „Einen General?“ antwortete Herr Degousée; „in Revolutionszeiten kann man jeden Schneider dazu brauchen.“ Und Herr Higonnet fügt hinzu: „Sie wollen General sein? Nun gut, ziehen Sie eine Uniform an und gehen Sie an irgend einen Ort, wo gefochten wird.“ Dieser Unbekannte hieß Dubourg. Er fand den Rath gut, befolgte ihn, wie man später sehen wird, und war am andern Tage einige Stunden lang König von Paris.

Mit der Nacht hatte sich Schweigen auf die Stadt herabgesenkt. Welch' ein Tag! Paris hatte nie einen schrecklichern gehabt, selbst nicht während der wilden Kämpfe der Armagnacs und der Burgunder. Und warum all' dieses Blut vergossen? Es lebe die Charte! war gerufen worden, aber dieser Ruf hatte die Deputirten und die meisten von denen, deren Macht die Charte begründete, in ihren Wohnungen beben gemacht. Es lebe die Charte! hatte man gerufen, aber wer waren die Kämpfenden? Einige junge Bürger, Männer von Entschlossenheit und Muth, die in der Charte nur einen geschickt verdeckten Despotismus erblickten; Proletarier, denen die Charte unbekannt war, denn sonst würden sie dieselbe verflucht haben; endlich und vor Allen die Jungen der Straßen von Paris, ein unbesonnenes, tapferes Geschlecht, heroisch aus Gedankenlosigkeit, vergnügungssüchtig und

eben darum kriegerisch, weil das Fechten eine Art Spiel ist. Und gleichsam um diesem beispiellosen, grausamen Spotte die Krone aufzusetzen, war der Oberbefehlshaber der königlichen Truppen, der Herzog von Ragusa, selbst ein erbitterter Gegner dieser Ordonnanzen, zu deren Aufrechterhaltung er auf das Volk schießen ließ. Gleichviel, man mußte bis auf's Aeußerste gehen, denn die menschliche Dummheit erschöpft sich nicht so schnell. Man begann daher nach den Schlächtereien vom 28. Barrikaden zu errichten in Voraussicht der Schlächtereien am 29. Und wie viele Mütter erwarteten in dieser ruhelosen Nacht einen Sohn, der nicht wiederkam!

Inzwischen waren die Truppen von allen Seiten gegen die Tuilerien zurückgewichen. Diejenigen, welche das Stadthaus besetzt hielten, hatten sich um Mitternacht, da sie nur noch vierzig Patronen besaßen, zum Rückzug entschlossen. Sie zogen also heraus und nahmen ihre getödteten oder verwundeten Kameraden mit sich. Sie marschirten voll Mißtrauen, lauschten auf das unbedeutendste Geräusch und schienen hinter jeder Barrikade neue Angreifer zu argwöhnen. Aber sie trafen auf keine Feinde. Nur Todte lagen auf ihrem Wege, auf die man in der Finsterniß mit dem Fuße stieß.

Fünftes Kapitel.

29. Juli. — Vorbereitungen zum Kampfe. — Niedergeschlagenheit der Truppen. — Der General Dubourg im Stadthause. — Depesche des schwedischen Gesandten aufgefangen. — Stimmung des diplomatischen Corps. — Schrecken unter den Würdeträgern des Reichs: sie wünschen einen Vergleich; Abreise der Herren von Semonville und von Argout nach Saint=Cloud. — Der General Vincent in Versailles. — Unterredung Karls X mit Herrn von Semonville. — Kämpfe in Paris: Einnahme der Babylon=Kaserne. — Erstürmung des Louvre und der Tuilerien; Rückzug der Truppen; Angst des Herrn von Talleyrand. — Das Volk im Palast der Könige; seine Uneigennützigkeit; Philosophie dieser Uneigennützigkeit. — Gefecht in der Straße Rohan. — Rache und Großmuthsszenen. — Versuche, das Volk zu täuschen. — Abfall zweier Regimenter. — Panischer Schreck im Hotel Laffitte. — Nach der Schlacht Szenen der Brüderlichkeit; wie lange sie dauern; warum man die Tugenden des Volks zum Himmel erhebt. — Die Diebe auf der Stelle erschossen; Philosophie dieser Exekutionen. — Anblick des Hotels Laffitte; ein Komplott in einer Revolution. — Paris von einer imaginären Macht beherrscht. — Lächerliche Seite dieser wunderbaren Ereignisse. — Munizipalkommission. — Lafayette im Stadthause. — Spaziergang des Generals Gerard. — Vorsichtigkeit des Herzogs von Choiseul. — Muth und Grausamkeit. — Der Dauphin begegnet den auf dem Rückzuge begriffenen Truppen; Unempfindlichkeit dieses Prinzen. — Ankunft der Truppen in Saint=Cloud. — Der Herzog von Mortemart in Saint=Cloud zum Minister ernannt. — Unterhandlungen zwischen der Regierung des Stadthauses und den Abgesandten Karls X. — Casimir Perier's Unterschrift allmächtig. — Schritt des Herrn von Argout bei Herrn Laffitte. — Denkwürdige Worte des Generals Pajol. — Die königliche Familie in Saint=Cloud. — Großmuth Karls X in Beziehung auf den Herzog von Orleans. — Die Whistpartie. — Seltsame Szenen, welche der Widerrufung der Ordonnanzen vorangehen. — Herr von Mortemart kommt in Paris an. — Nacht vom 29.

Am 29. verließen mit Tagesanbruch einige wachsame Bürger das Haus des Herrn Baude, um die Stadt zu durchstreifen. Sie war still, öde, und die Kämpfe des gestrigen Tages hatten blutige Spuren zurückgelassen. Auf dem Grèveplatz angelangt, wo noch einige Leichen lagen, wunderten sie sich höchlich über die trauervolle Ruhe, die ringsum herrschte. Sie verabredeten sich nun, sich in die verschiedenen Gegenden von Paris zu theilen und überall die falsche Nachricht zu verbreiten, vor dem Stadthause habe sich ein unübersehbarer Menschenhaufe versammelt, um von da aus gegen den Louvre zu marschiren.

Schon bereiteten sich die Arbeiter der Vorstädte zum Wiederbeginn des Kampfes, aber Sorgen anderer Art quälten einen gewissen Theil der Bür-

gerschaft. Herr Baude, dem eine zahlreiche Schaar folgte, mit welcher er mehrere Kasernen besucht und die Treue der Soldaten geprüft hatte, traf auf der Place Royale eine Kompagnie Nationalgardisten in Schlachtordnung aufgestellt. Er hielt eine lebhafte Anrede an sie, sagte ihnen, die Truppen ließen sich überall entwaffnen, und wollte sie veranlassen, ihm auf's Stadthaus zu folgen. Sie weigerten sich hartnäckig und erklärten, sie hätten sich nur bewaffnet, um ihre Häuser vor Plünderung zu schützen.

Während dieser Zeit drang ein Bürger, Namens Galle, durch die Schildwachenlinie, die auf dem Carrouselplatze aufgestellt war. Ein Unbekannter führte ihn, den die Soldaten ungestört passiren ließen. Vor den Herzog von Ragusa zugelassen, rief er mit einer von Bewegung zitternden Stimme: „Herr Marschall, Ihre Truppen schießen von einigen Balkonen der Straße Saint-Honoré herab auf harmlose Bürger. Können Sie diesen Grausamkeiten nicht Einhalt thun?" — „Sie beleidigen mich, wenn Sie mich für den Urheber solcher Befehle halten," antwortete der Herzog von Ragusa. „Ich habe den Truppen befohlen, bloß zu ihrer Vertheidigung Feuer zu geben. Eine Proklamation wird Paris davon in Kenntniß setzen." — „Ei wie, Herr Marschall," fuhr Herr Galle fort, „schon seit zwei Tagen lassen Sie auf das Volk schießen und die Munizipalbehörde hat sich noch nicht gezeigt." — „Es ist wahr," sagte der Marschall, die Hand verzweiflungsvoll an die Stirne legend, „es ist wahr!" Und er rief seinem Sekretär: „Die Maires sollen sich in einer Stunde versammeln!" — „In einer Stunde, Herr Marschall! Wer weiß, was in einer Stunde geschehen kann? In einer Stunde leben vielleicht Sie selbst und zweimalhunderttausend Pariser, der König und auch ich nicht mehr. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, was geschehen muß: Gehen Sie augenblicklich und thuen Sie diesem Feuern Einhalt, das Sie von hier aus hören; gehen Sie nach Saint-Cloud und sagen Sie dem König, daß wir unsere Straßen entpflastert haben, daß die obern Theile unserer Häuser mit Pflastersteinen angefüllt sind, daß hunderttausend der tapfersten Soldaten Paris nicht nehmen würden; daß viele Leute, die sich auf den Krieg verstehen, und ich vor Allen zuerst, sich an die Spitze der Bevölkerung stellen werden, wenn er nicht beispiellose Konzessionen macht."

Der Herzog von Ragusa antwortete niedergeschlagen, der König wisse alles, aber er würde vielleicht auf eine Deputation hören, vorausgesetzt, daß sie von der Bürgerschaft*) ausginge.

Nach diesem Gespräch befahl der Herzog von Ragusa den Maires, sich zu versammeln. Vier von ihnen leisteten der Aufforderung Folge. Die

*) Angabe des Herrn Galle beim Prozeß der Minister.

Proklamation, von welcher der Marschall gesprochen, wurde gedruckt. Man setzte Gefangene auf freien Fuß mit dem Auftrage, dieselbe unter dem Volke zu verbreiten.

Die königlichen Truppen waren weit von den volkreicheren Stadttheilen zurückgedrängt, wozu ihnen der Eingang von zahllosen, in der Nacht errichteten Barrikaden unwiderruflich verschlossen war. Sie hielten bloß noch den Cordon besetzt, der sich vom Louvre bis auf die elyseischen Felder erstreckt. Linientruppen standen im Garten der Tuilerien und auf dem Vendomeplatze. Die Garde bedeckte den Carrouselplatz, den Platz Ludwigs XV, das Boulevard de la Madeleine und den innern Hof des Palais-Royal. Mehrere Posten waren in der Straße Saint-Honoré aufgestellt; zwei Bataillone Schweizer vertheidigten den Louvre, und überall waren Kanonenschlünde nach der Seite gerichtet, von wo das Volk kommen konnte.

Die Schweizer zeigten sich unruhig. Eine ganz andere Gesinnung belebte die übrigen Truppen. Erschöpft von Hunger und Anstrengungen, und vor allem Söhne des Volks, war bei ihnen die Schmach einer Niederlage aufgewogen durch den Abscheu vor dem Siege über Brüder. Sie lehnten auf ihren Waffen, niedergeschlagen, lautlos, mit stierem Blick. Diese Häuser, wo sie hinter jedem verschlossenen Fenster einen Feind ahnten, diese mitten im hellen Tageslicht verlassenen stillen Straßen, wo so viele ihrer Kameraden von den Kugeln ihrer Gegner niedergestreckt lagen, diese hohen Barrikaden, diese Einsamkeit in der unermeßlichen Stadt, wo jetzt weder Tumult noch Ruhe mehr war, diese von Zeit zu Zeit erschallenden durchdringenden Rufe: Es lebe die Charte! eine wilde Appellation an eine Gesetzlichkeit, welche die Meisten nicht kannten, alles das brachte selbst die Muthigsten aus der Fassung, und auch ihre Führer schwankten, im tiefsten Herzen beunruhigt.

Das Volk, Meister im Innern der Stadt, kam schaarenweise von den Vorstädten her und zog in geschlossenen Kolonnen die Boulevards herab.

Eine seltsame Szene ereignete sich jetzt mitten in Paris. Zwischen zehn und elf Uhr ging ein Mann von mittlerer Größe und ausdrucksvollem Gesicht, gefolgt von einer großen Zahl Bewaffneter, in Generaluniform über den Marché des Innocents. Herr Evariste Dumoulin, Redakteur des Constitutionnel, hatte ihn in diese, bei einem Trödler gekaufte Uniform gesteckt, und die Epauletten hatte ihm der Schauspieler Perlet gegeben: sie kamen aus dem Magazin der komischen Oper. „Was ist das für ein General?“ fragte man von allen Seiten. „Der General Dubourg.“ „Es lebe der General Dubourg!“ rief jetzt das Volk, das diesen Namen noch nie gehört hatte. So dringend wurde das Bedürfniß empfunden, unter einem bestimmten Befehle zu stehen.

Der Zug ging in das Stadthaus, wo der General sich als Befehlshaber einsetzte. Einige Augenblicke darauf hatte die dreifarbige Fahne aufgehört, über dem Hause zu flattern. Ein Mann trat in das Kabinet, wo sich Herr Dubourg befand und wo mehrere junge Leute, um einen Tisch herum sitzend, beschäftigt waren, zu schreiben. „General, hier ist der Tapetenwirker. Welche Farbe soll die Fahne haben?" — „Wir brauchen eine schwarze Fahne, und diese Farbe soll Frankreich behalten, bis es seine Freiheiten wieder erobert hat."

Herr Baude erschien gleichfalls auf dem Stadthause, um daselbst die Vorrechte der Kühnheit zu genießen. Er machte sich zum Sekretär einer idealen Regierung und ließ Proklamationen verbreiten. Ein Advokat, Herr Franque, erhielt Befehl, zum ersten Präsidenten des königlichen Gerichtshofes, Herrn Seguier, zu gehen, ihn zu verhaften und mit Gewalt nach dem Stadthause zu führen. Man wollte den Aufstand unter den scheinbaren Schutz der gerichtlichen Behörden stellen. So bildeten die zwei Männer, die sich an die Spitze stellen wollten, wirklich einige Stunden lang die Regierung. Man gehorchte ihnen.

Herr Baude ergriff sogleich dringende Maßregeln. Er ließ durch Herrn von Villeneuve die Kasse des Stadthauses stürzen, worin sich etwas über fünf Millionen vorfand. Sofort beschied er die Vorsteher der Bäcker zu sich und erfuhr von ihnen, daß Paris auf einen Monat mit Brot versehen sei. Den Vorstehern der Metzger ließ er sagen, daß während der Krisis für das Schlachtvieh kein Eingangszoll zu entrichten sei. Endlich bildete sich auf seine Anleitung in jedem der zwölf Bezirke der Hauptstadt ein Ausschuß, der den Auftrag hatte, mit dem Stadthause zu korrespondiren.

Mitten unter den Sorgen dieser so kühn usurpirten Gewalt empfing Herr Baude einen Besuch von Herrn Claproth, Attaché der preußischen Gesandtschaft. Dieser sagt ihm, das Benehmen des Pariser Volkes während dieser denkwürdigen Tage habe sämmtliche Mitglieder des diplomatischen Corps nicht nur mit Staunen, sondern auch mit Bewunderung erfüllt; ihre Depeschen enthalten den Ausdruck dieser gedoppelten Gesinnung und machen die Erhaltung des Friedens zwischen dem monarchischen Europa und dem revolutionären Frankreich wahrscheinlich. Die Aufrichtigkeit dieser Mittheilungen bewahrheitete sich alsbald. Arbeiter schleppten unter lautem Geschrei einen Mann vom Volke herbei, den sie mit einem sorgfältig versiegelten Packet auf den Barrièren getroffen und verhaftet hatten. Dieser Mann berief sich im Verhör auf Herrn von Löwenhielm. Das Papier, das man ihm abgenommen hatte, war eine Depesche des schwedischen Gesandten an das Kabinet zu Stockholm. Herr Baude schickte sie unerbrochen sogleich dem Gesandten zurück. Herr von Löwenhielm, durch diesen Edelsinn gerührt,

oder vielleicht auch neugierig, das Bivouak einer Revolution zu besuchen, von der er bis jetzt bloß den Lärm gehört hatte, begab sich in aller Eile nach dem Stadthaus und versicherte Herrn Baude, nichts gleiche der Hochachtung, welche das eben so energische, als besonnene und gemessene Benehmen der Pariser dem diplomatischen Corps eingeflößt habe; jedenfalls werde die Nachricht von diesen wunderbaren Ereignissen am schwedischen Hofe gut aufgenommen werden. Diese Sprache konnte im Munde des Herrn Löwenhielm um so weniger verdächtig erscheinen, als Bernadotte schon seit geraumer Zeit ehrgeizige Hoffnungen nährte. Das Glück, das ihn aus einem Feldlager gezogen und auf einen fremden Thron gesetzt, hatte sein Herz dermaßen mit Stolz angeschwellt, daß er von der Krone Frankreichs geträumt hatte. Der Sturz der Bourbons war eine Katastrophe, zu deren Ausbeutung er ins Geheim Vorbereitungen getroffen hatte, aber die Ereignisse sollten schneller voranschreiten, als sein Gedanke.

Es waren zwei Militärregierungen in Paris: welche von beiden hatte wohl Aussicht, die Macht zu behalten? Jede Hoffnung auf Versöhnung war chimärisch. Man hatte an verschiedene Posten den Befehl geschickt, das Feuer einzustellen, allein er war nicht angelangt. Die Fourriere der auf dem Carrouselplatze aufgestellten Kompagnien waren beauftragt worden, die Proklamation des Marschalls abzuschreiben, und hatten sie wirklich, die einen auf ihren Knieen, die andern auf Trommeln abgeschrieben, aber nichtsdestoweniger wurde das Feuer sowohl vor der Kolonnade des Louvre als auch anderwärts mit ungemeiner Lebhaftigkeit fortgesetzt. Jedem Militär wurde ein anderthalbmonatlicher Sold zugesagt, und die Vertheilung desselben, welche die Nähe des Schatzes möglich machte, fand augenblicklich auf dem Carrouselplatze statt. Am Eingange der Straße Rohan wurde ein Achtpfünder aufgepflanzt. Endlich trafen Soldaten vom 6. Garderegiment, welche man an den Häusern zunächst dem Palais-Royal aufgestellt hatte, alle Anstalten, den Angriff auszuhalten. Denn die Masse der Angreifer wuchs mit jedem Augenblicke; das brausende Gewoge der Stadt dehnte sich immer mehr aus, und in der Straße Richelieu wurden die Barrikaden, indem sie den Soldaten mit überraschender Schnelligkeit näher kamen, zu wahren Angriffsgräben.

Die Kühnheit der Royalistenhäupter entsprach weder dem drohenden Charakter der getroffenen Maßregeln, noch der Bedeutsamkeit der Gefahr. Der Herzog von Ragusa verweigerte den Artilleristen förmlich die Erlaubniß, die Kanone in der Straße Rohan spielen zu lassen, und als ein junger Offizier des 6. Garderegiments einige Kugeln auf den Quai Voltaire werfen wollte und ihn um seine Genehmigung anging, ließ ihn der Marschall zornig an: „Wollen Sie denn die ganze Stadt von Grund aus zerstören?“

Was die Würdeträger des Reichs, die Pairs von Frankreich betrifft,

diese ergossen sich inzwischen in bittern Wehklagen, daß ihre Stellung gefährdet, ihre Güter dem Pöbel zur Plünderung preisgegeben, vielleicht sogar ihre Häupter bedroht seien. Das Volk sei entfesselt; wie es zusammenhalten? Und sie schmähten um die Wette auf Herrn von Polignac. Besitzer eines aus den Trümmern von vier Revolutionen zusammengesetzten Vermögens, seit fünfzehn Jahren wohlbehaglich in einem Lande, dessen namenlose Leiden ihr Glück zusammenfaßte, hatten sie sich dem absoluten Königthum aus Berechnung, nicht aus Ueberzeugung angeschlossen und eben dadurch eine Vorsicht angeeignet, wozu Herrn von Polignac alle Fähigkeit abging, da er, wie alle Fanatiker, uneigennützig und in seiner Verblendung wenigstens loyal war.

„Wir haben es doch vorausgesagt," sprachen diese hohen Herren unter einander. „Man hätte die wilde Bestie einschläfern sollen, aber nicht reizen. Da stehen wir jetzt am Rande eines Abgrundes. Und warum? Weil man unsere weisen Rathschläge verworfen; weil der Hof durch den unglückseligen Einfluß eines Wahnsinnigen beherrscht, die Bewegung der Contrerevolution nicht zu mäßigen gewußt hat. Was soll aus uns werden? Wer weiß, ob das Volk sich nicht mit der Zurücknahme der Ordonnanzen begnügen würde? Das allein könnte uns noch retten."

Der Großreferendar der Pairskammer, Herr von Semonville, begab sich also aus dem Luxembourg in das Hauptquartier. Herr von Argout begleitete ihn. Sie kommen an und treffen den Herzog von Ragusa unruhig, verzweiflungsvoll. Als er sie eintreten sieht, geht der Marschall in das nächste Zimmer, wo die Minister versammelt waren, und kommt sogleich mit Herrn von Polignac wieder heraus. Herr von Semonville überhäufte den Fürsten mit bittern, heftigen Vorwürfen. Dieser antwortete ruhig und entfernte sich. Wüthend über einen Widerstand, welcher sie der Gefahr preisgab, forderten die beiden monarchischen Unterhändler den Marschall auf, die Minister zu verhaften, die sich des Verbrechens schuldig gemacht, für die Sache des Königs das Wohl der Diener des Königthums aufs Spiel gesetzt zu haben. Herr von Glandevez bot seinen Degen an. Der Herzog von Ragusa schwankte; Herr von Peyronnet trat ein. Um eine letzte Anstrengung zu versuchen, begaben sich die Herren von Semonville und Argout sofort nach Saint-Cloud.

Im Augenblick, wo ihr Wagen in die große Allee des Tuileriengartens fuhr, stellte sich plötzlich ein Mann vor die Pferde und zeigte mit der einen Hand auf Saint-Cloud, mit der andern auf einen Wagen, der nachfolgte. Es war der des Herrn von Polignac, und der Mann, der mit dieser stummen Beredtsamkeit Herrn von Semonville zur Eile aufforderte, war einer

von denen, die er einen Augenblick zuvor hatte verhaften wollen lassen, Herr von Peyronnet.*)

Eine eben eingelaufene wichtige Nachricht hatte dieses Schloß Saint-Cloud, auf welches die Minister zufuhren, in Schrecken und Bestürzung versetzt; man hatte am frühen Morgen erfahren, daß Versailles in vollem Aufstande sei. Die Nähe dieser Stadt gab dem Ereigniß einen furchtbaren Charakter. Noch einige Stunden, und das Königthum sah sich vielleicht in seinem Palaste belagert. Es war dringend nöthig, Kraft zu entwickeln. Zwei Kompagnien Garde waren im Schloßhof; diese konnte man nach Versailles entsenden, allein es zeigte sich kein Hauptmann der Garden, um die gefährliche Expedition anzuführen. Auf der andern Seite war es ein schrecklicher Eingriff in die Vorrechte des Hofes, den Befehl über ein Corps, das zu kommandiren sich nur Edelleute aus den ältesten Häusern würdig glaubten, irgend einem plebejischen General des Kaiserreichs zu übergeben. Karl X legte einer solchen Abweichung von der Etikette beinahe die Wichtigkeit einer verlornen Schlacht bei. Aber es gibt Augenblicke, wo die Dinge unwiderstehlich ihren natürlichen Zug nehmen, und die Logik über die kleinlichen Anordnungen menschlicher Eitelkeit siegt. Der General Vincent erbot sich, den Befehl über die Garde zu übernehmen, und sich erbieten hieß unter den gegebenen Umständen so viel, als sich aufnöthigen. Seine Dienste wurden von dem Dauphin angenommen; Karl X verbarg sein Mißvergnügen, und der General ging mit den beiden Kompagnien und zwei- bis dreihundert Gensdarmen nach Versailles ab. An der letzten Krümmung der Straße angelangt, ließ er sein Corps Halt machen, ging allein an das Thor vor und verlangte eine Besprechung mit den Behörden der Stadt. Bald erschienen der Generalsekretär und der Maire, gefolgt von einer zahlreichen Abtheilung Nationalgardisten. Die Gruppe schien sehr aufgeregt und merkwür-

---

*) Weder die Aufforderungen des Herzogs von Ragusa, noch des Herrn von Semonville haben, wie vermuthet worden ist, die Minister zu ihrer Abreise nach Saint-Cloud veranlaßt. Der Grund ist ganz einfach der, daß die Aufforderungen gar nicht statt fanden, und die genannten Herren auch gar nicht berechtigt waren, welche ergehen zu lassen. Die Abreise der Minister hatte ihren Grund in einem Schreiben Karls X, der ihnen seine Absicht mittheilte, am andern Morgen seinen Rath um sich zu versammeln. Mein Wagen hatte schon lange vor Herrn von Semonville's Ankunft im Hof der Tuilerien auf mich gewartet.

Herrn von Semonville's Angabe bei der Pairskammer ist weiter nichts, als eine auf Effekt berechnete Szene, die er später ausgedacht hat. Ich erkläre, daß ich von dem größeren Theil der Sachen, die er erzählt und wobei er mich handelnd auftreten läßt, nichts weiß; aber Jeder hat seine Manier: die des Herrn von Semonville ist, immer eine Fahne auf die Szene zu bringen.

(Aus den Manuskripten des Herrn von Polignac.)

digerweise riefen alle wie aus einem Munde: „Auf's Stadthaus! auf's Stadthaus!" — das revolutionäre Feldgeschrei der Bourgeoisie im zwölften Jahrhundert. Der General Vincent, der 1814 an demselben Platze in einem Kampf mit den Kosaken vom Pferde gestürzt war, entwickelte eben so viel Festigkeit als Klugheit, und schon begannen sich die Gemüther zu beruhigen, als eine Kolonne Männer vom Volk, mit Flinten oder Pistolen bewaffnet und mit aufgestülpten Hemdärmeln, auf die Straße stürzten. Jetzt begann das Geschrei auf's Neue; die Gährung wurde furchtbar und der General Vincent beschloß, sich zu seinen Truppen zurückzuziehen. Kaum aber hatte er sie wieder erreicht, als die Gensdarmen ihn verließen und sich auf die Seite des Volkes stellten, worauf er mit seiner Garde nach Saint-Cloud zurückkehren mußte.

Mittlerweile kamen die Minister im Schlosse an; der Wagen des Herrn von Polignac fuhr zu gleicher Zeit mit dem des Herrn von Semonville in den Hof hinein. Die Herzogin von Berry, die bei dem Gerassel der Räder auf den Steinplatten ihr Fenster geöffnet hatte, warf nur Herrn von Polignac einen freundlichen Gruß zu. Bald darauf wurde der Großreferendar, der zu dem Herzog von Luxenburg gegangen war, zum Könige gerufen. Unter der Thüre begegnete er Herrn von Polignac, der, die Hand an seinen Hals legend, zu ihm sagte: „Sie kommen, um meinen Kopf zu fordern. Nur zu; ich habe dem König gesagt, daß Sie hier seien; sprechen Sie zuerst."

Herr von Semonville glaubte den König in großer Aufregung zu finden, und erstaunte höchlich über seine Ruhe und Würde in Gesicht und Haltung. Karl X hörte mit ungläubiger Miene die schlimmen Botschaften, die man ihm brachte, und suchte sogar Herrn von Semonville zu beruhigen, wie es ihm Tags zuvor mit Herrn von Vitrolles gelungen war. Er sagte, es seien alle Maßregeln ergriffen, um den Aufstand zu dämpfen; er könne sich auf eine Truppen verlassen; die Empörung werde sich selbst abnützen, weil das Volk keine Anführer habe, und bereits sei Befehl gegeben, die Rädelsführer zu erschießen. Herr von Semonville gab sich alle Mühe, den König zu enttäuschen, aber vergebens. „Nun denn, Sire!" rief er endlich, „ich muß Ihnen Alles sagen: wenn in einer Stunde die Ordonnanzen nicht zurückgenommen sind, so gibt es keinen König und kein Königthum mehr!" — „Vielleicht haben Sie doch die Güte, mir zwei Stunden zu gestatten," antwortete der König, in seinem Hochmuth gekränkt, und zog sich zurück. Herr von Semonville fiel auf die Knie und ergriff ihn am Rocke; der König aber ging gleichwohl zurück, und so schleppte sich der alte Mann auf eine jammervolle Art auf den Fußboden hin. „Die Dauphine!" rief er endlich, „denken Sie an die Dauphine, Sire!" Karl X war bewegt, beharrte aber dennoch auf seinem Entschlusse.

Gleichwohl hielten die Minister Sitzung. Herr von Vitrolles war ebenfalls nach Saint-Cloud gekommen und hatte das viereckige Päckchen Papier mitgebracht, auf welches der Doktor Thibault gestern die den meisten Kämpfenden unbekannten Namen Mortemart und Gerard geschrieben hatte.

Man berieth sich in Saint-Cloud über eine Aenderung im Ministerium; in Paris kämpfte man bereits nur noch, um das Königthum zu stürzen.

Der Kampf hatte auf mehreren Punkten wieder begonnen. Zöglinge der polytechnischen Schule durchstreiften die Vorstadt Saint-Jacques, klopften an jedem Kosthause an, und riefen: „Polytechniker, heraus!“ Auf dem Odeonsplatze hatte sich eine namhafte Volksmenge versammelt, allein es fehlte an Waffen. Eine Stimme rief: „Nach der Kaserne in der Straße Tournon!“ und einen Augenblick darauf war diese Kaserne erstürmt: die Gensdarmen flohen, und diejenigen, welche zuerst eingedrungen waren, warfen der gierigen Menge durch das halbgeöffnete Thor Säbel, Degen, Patrontaschen, Flinten und Musketen heraus. Jeder Zögling der polytechnischen Schule rief, wenn er eine Waffe bekommen hatte: „Wer will mir folgen?“ und alsbald bildeten sich Gruppen von zwanzig, dreißig oder vierzig Arbeitern hinter ihnen, der Tambour schlug und man setzte sich in Marsch. Von diesen Abtheilungen nahm eine den Schweizern ihren Posten auf dem Platze des heiligen Thomas von Aquino weg; eine andere bemächtigte sich eines Pulvermagazins in der Nähe des Jardin des Plantes; eine dritte, aus zweihundert bis zweihundertfünfzig Mann bestehend, marschirte auf ein Depot der königlichen Garde auf dem Place de l'Estrapade zu. Die Soldaten zeigten sich an den Fenstern mit den Flinten in der Hand. Man rief ihnen zu: „Schießet nicht, es soll euch kein Leid geschehen!“ und die Kolonne rückte immer weiter vorwärts. Diesen Augenblick der Unschlüssigkeit benutzte ein junger Mann, Namens d'Hostel, und kletterte schnell ans Fenster hinauf. Er sagte zu dem Offizier einige Worte, die man nicht hörte, aber in demselben Augenblick sah man diesen seinen Rock ausziehen und den jungen Mann damit bekleiden, während er ihn in seine Arme schloß. Der Posten wurde geräumt und die Waffen dem Volke überliefert.

Eine ziemlich ähnliche Szene hatte etliche Schritte vom Pantheon am Gefängniß Montaigu statt. Der Kommandant des Postens hatte seine Truppen in Schlachtordnung auf der Straße aufgestellt. Der Bierbrauer Maës aus der Vorstadt Saint-Marceau stand am Eingange, gefolgt von hundert Arbeitern, und wollte eben das Feuer beginnen, als Herr Charras in seiner Uniform schnell vortrat. Er sprach einige Worte, die aus dem Herzen kamen, und mehr bedurfte es nicht: der Offizier senkte seinen Degen und die Soldaten schworen, nicht auf ihre Brüder zu schießen.

In diesem Augenblicke bedeckte sich der Odeonsplatz mit Bewaffneten.

An der Ecke der Straße, die mitten auf den Platz einmündet, in dem Laden eines Weinhändlers, machte eine Menge Studenten und Arbeiter, unter Anleitung einiger alten Militärs, Patronen. Am Anfang hatte es an Papier gefehlt. Aber als das Volk dies mit Geschrei verkündete, wurde aus allen Fenstern eine Masse geworfen. Mit jeder Minute brachte man neue Kugeln aus einer improvisirten Werkstätte auf dem Platze Saint-Sulpice, wo Zinn und Blei gegossen wurde. Ganz nahe am Seitengange des Odeons-theaters stand ein Karren mit zwei aufgedeckten Fässern Pulver, die aus dem Pulvermagazin im Jardin des Plantes kamen. Zwei Zöglinge der polytechnischen Schule, die Herren Liédot und Millette, steckten unaufhörlich ihre Hüte hinein und zogen sie voll von Pulver zurück.

Während der Austheilung, die mit heroischer Unklugheit vor sich ging, wurde Herr Lothon durch Zuruf zum Hauptanführer dieser kleinen Armee ernannt, trat aber den Befehl fröhlich einem Unbekannten ab, der als alter Krieger die Ehre für sich in Anspruch nahm. Der Unbekannte hatte eine rothe Schärpe um den Leib. Die Trommel wirbelte und die ganze Kolonne setzte sich in Bewegung. Sie bestand aus tausend Mann.

Dreißig bis vierzig Kämpfer sonderten sich von ihr ab, um unter Anführung des Herrn Lothon den Weg nach dem Pont-Neuf einzuschlagen. Sie gingen über die Seine und gelangten durch die Straße Saint-Thomas du Louvre auf den Platz des Palais-Royal. Hier wurden sie von einem sehr lebhaften Feuer empfangen und wichen zurück. Um seine Leute ins Gefecht zurückzuführen, marschirte Herr Lothon allein voraus auf den Platz, hatte aber kaum zwanzig Schritte gemacht, als ihn eine Kugel an den Kopf traf und ohnmächtig auf's Pflaster warf. Man hob ihn erst lange nachher auf: sein Uniformshut war von Kugeln durchlöchert.

Ein anderer Zögling der Schule, Herr Babuel, führte eine Abtheilung von fünfundzwanzig bis dreißig Mann gegen die Tuilerien; ein Kartätschenschuß streckte ihn beinahe am Fuße des Triumphbogens zu Boden.

Das große Corps, von welchem diese beiden kleinen Häuflein sich abgesondert hatten, marschirte gegen die Babylon-Kaserne zu, die von den Schweizern besetzt war. In der Nähe derselben angelangt, theilte es sich in drei Kolonnen. Die eine zog durch die Straße, wo die Façade liegt; die andere marschirte gerade auf das Eingangsthor zu durch eine Straße, die beinahe senkrecht auf ihr steht; die dritte rückte von hinten her in einer Allee, welche damals zum großen Theile Gartenmauern bildeten. Diese dritte, etwa zweihundert Mann starke Kolonne, die Herr Charras befehligte, hatte sich nicht sobald in die Allee begeben, als von einem unausgebauten Hause rechts, wenn man hereinkommt, ein lebhaftes Flintenfeuer hervorging. Drei Mann fielen; fünf Tambours, welche zum Angriff schlugen, ergriffen die Flucht; ein Arbeiter

ließ sein Gewehr fallen und tödtete seinen Vordermann damit; Unordnung riß in die Kolonne ein, und sie zog sich eilig zurück. Herr Charras warf sich vorwärts, seinen Hut auf der Degenspitze emporhaltend und gefolgt von einem Mann aus dem Volk, Namens Besnard, der mit Begeisterung eine dreifarbige Fahne schwang. Die Schweizer verdoppelten ihr Feuer, aber glücklicherweise erschienen jetzt einige Pariser Schützen an den Fenstern der benachbarten Häuser und feuerten mit so vielem Erfolg auf sie hinüber, daß jene das unausgebaute Haus verließen und sich durch die Gärten in die Kaserne zurückzogen. Charras, Cantrez, gleichfalls ein Zögling der polytechnischen Schule, und Besnard, rückten auf's Neue vor, gefolgt von einigen Arbeitern und bald darauf von der ganzen Masse. Schützen pflanzten sich in den Gärten und auf dem Dache eines Hauses in der Nähe der Kaserne auf, die auf diese Art von allen Seiten angegriffen wurde. Die Schweizer hatten sich an allen Fenstern aus ihren Matratzen Brustwehren gemacht und vertheidigten sich verzweifelt. Die Angreifenden ihrerseits, beinahe sämmtlich Arbeiter, hielten mit der bewunderswürdigsten Unerschrockenheit das Feuer aus. An ihrer Spitze fochten drei Zöglinge der Schule, die Herren Vanneau, Lacroix und d'Ouvrier. Der erste empfing in die Stirne eine Kugel, die ihn todt niederstreckte; die zwei andern wurden schwer verwundet. Einem Studenten, Herrn Alphonse Moutz, zerschmetterte eine Kugel das Dickbein: er starb fünf Tage nachher an seiner Wunde. Ein Professor der Mathematik, Herr Barbier, wurde am linken Arm verwundet. Noch andere fielen, deren Namen unbekannt geblieben sind; freilich diese gehörten dem Volke an.

Der Angriff hatte seit drei Viertelstunden gedauert, als einer der Kämpfer auf den Gedanken kam, Stroh vor das Kasernenthor zu tragen. Man zündete es an, und die Schweizer ergriffen unter einem heftigen Kugelregen die Flucht. Einige, die sich weder retten, noch ergeben wollten, wurden niedergemacht: so der Major Dufay. Die Tambours schlugen den Rappell, die Kolonne bildete sich wieder in der Straße Sevres und marschirte auf die Tuilerien zu.

Aber schon war der Palast der Könige in der Gewalt des Volkes. Der Louvre, aus dem man eine Festung gemacht hatte, war eingenommen. Folgendes sind die Umstände dieser denkwürdigen Waffenthat.

Eine große Masse Insurgenten strömte von allen Gäßchen, die in der Nähe der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois liegen, gegen den Louvre zu, den einige junge Leute mit Musik zu nehmen erklärt hatten. Eine poetische Grille! Die im Säulengange aufgestellten Schweizer gaben ein furchtbares Feuer, das die Pariser kräftig erwiederten.

Der Herzog von Ragusa war zu dieser Zeit auf dem Carrouselplatze und ordnete alles zu einem letzten, furchtbaren Kampfe. Man meldete ihm, auf dem

Vendomplatze setzen sich die Soldaten mit dem Volke in Verbindung, ihre Treue wanke, es sei ein Abfall zu befürchten. Alsbald beschloß der Marschall, die beiden Regimenter der Berührung mit dem Volke zu entziehen, sie nach dem Platz Ludwigs XV und den Tuilerien marschiren zu lassen und mit Schweizern zu ersetzen, da diese weder Brüder noch sonst Verwandte in dem Volke hatten, um dessen Zusammenschießung es sich handelte. Er ruft seinen Adjutanten, Herrn von Guise: „Gehen Sie schnell zu Herrn von Salis, er soll mir schnell eins von den zwei Bataillonen schicken, die er kommandirt; das andere genügt, um den Louvre zu schützen."

Als dieser Befehl zu Herrn von Salis gelangte, hatte er seine Schweizer theils im Hofe des Palastes, theils im Seitengange stehen. Letztere allein waren dem Feuer ausgesetzt. Herr von Salis, der dem Volke frische Truppen entgegenstellen wollte, beschloß, dem Herzog von Ragusa das eben im Kampfe begriffene Bataillon zu schicken und das andere, das noch nicht gefochten hatte, in dessen Stelle rücken zu lassen. Statt nun aber vor allem das im Hofe stehende Bataillon in den Louvre hinaufmarschiren zu lassen, ließ er in einer merkwürdigen Geistesbefangenheit dasjenige, welches den Säulengang besetzt hielt, zuerst herabmarschiren. Das Volk sieht das Feuer der Schweizer erlöschen und erblickt weit und breit keine Feinde mehr vor sich. Ein muthiger Junge war bereits auf einer Ablaufsröhre hinaufgeklettert und hat eine dreifarbige Fahne auf dem Louvre aufgepflanzt. Einige Kämpfer gehen durch ein offen gebliebenes Gitterthor hinein, dringen in die verlassenen Säle, eilen an die Fenster, die auf den Hof gehen und geben Feuer auf die Schweizer. Diese sonst so unerschrockenen Soldknechte werden verblüfft und gerathen in Angst. Die Erinnerungen vom 10. August, eine furchtbare, blutige Tradition, leben in ihren entsetzten Gemüthern wieder auf; sie stürzen sich über einander und laufen, so schnell sie können, über den Carrouselplatz. Inzwischen schießt das Volk mit Pistolen in die Schlösser, schlägt die Thüren mit Aexten ein und überschwemmt den Louvre von allen Seiten, während ein anderer Theil sich zur Verfolgung der Flüchtlinge aufmacht. Gedemüthigt, Schamröthe im Gesicht und Wuth im Herzen, versucht der Herzog von Ragusa seine Soldaten zu sammeln und führt einige in den Tuilerienhof zurück, aber die Unordnung war grenzenlos. Herr von Guise, der seinen Säbel in der Hand hatte, verlor ihn in diesem schrecklichen Gemenge und fand ihn erst in namhafter Entfernung wieder an der Kinnkette eines Gendarmeriepferdes hängend. Schüsse fielen auf Schüsse, die Männer des Volkes rückten kämpfend und neu belebt von dem Erfolge heran. Die Schweizer erreichen den Pavillon de l'Horloge, rennen in Unordnung hindurch und verbreiten sich im Garten der Tuilerien. Ihr Schrecken theilt sich den hier aufgestellten Truppen mit, die nun ihrerseits auch die auf dem Platze Ludwigs XV postirten Regimenter

anstecken. Von diesen flüchtigen Soldaten rissen sich in ihrer Herzensangst die einen ihre Epauletten von den Schultern, die andern ihre Uniform vom Leibe. Einige Offiziere, von der unwiderstehlichen Fluth hingerissen, zerbrachen verzweiflungsvoll ihre Degen. Im Nu war die Verwirrung allgemein geworden, und die Armee des Königs zog sich über die elyseischen Felder zurück.

In dem Augenblick, wo die Truppen auf diese Art die Linie passirten, die sich vom Louvre bis an den Arc-de-l'Etoile erstreckt, öffnete sich in der Ecke der Straßen Rivoli und Saint-Florentin langsam ein Fenster. „Mein Gott, Herr Keiser, was machen Sie da?" rief aus einem prachtvollen Gemache hervor eine gebrechliche, ältliche Stimme — „Wollen Sie das Hotel plündern lassen?" — „Seien Sie unbesorgt," antwortete Herr Keiser, „die Truppen ziehen sich zurück und das Volk will weiter nichts, als sie verfolgen!" — „Wirklich!" rief Herr von Talleyrand, machte dann einige Schritte gegen die Uhr und fügte in feierlichem Tone hinzu: „Notiren Sie, daß am 29. Juli 1830 fünf Minuten über 12 Uhr Mittags der ältere Zweig der Bourbons aufgehört hat über Frankreich zu regieren." Das hieß der alten Monarchie gar zu frühe ins Grab läuten. Aber großes Unglück vorherzusagen, um es nachher zu verrathen, war die Eitelkeit dieser aller Treue ermangelnden Seele.

Während die Menge, die den Louvre erstürmt hatte, sich durch die lange Gallerie des Museums nach dem Palast der Tuilerien stürzte, traten die Herren Thomas, Bastide, Guinard, Joubert, Gauja durch das Pförtchen am Pont-Royal in denselben. In einem Augenblicke war die ganze königliche Wohnung von den Parisern besetzt, und Thomas und Joubert pflanzten auf dem Giebel des Hauses eine dreifarbige Fahne auf. Einer der Streiter öffnete dem General Bertrand eines der Thore des Tuileriengartens, und weinend betrat der Genosse des kaiserlichen Exils diese Stellen, wohin er seit 1815 nicht mehr gelangt war.

In den Sälen des Palastes zertrümmerte das Volk Statuen von Königen; Portraits von Prinzen wurden von Piken oder Bajonetten zerstochen und zerrissen, und einige Arbeiter nahmen statt aller anderen Trophäen Lappen von gemalter Leinwand mit. Im Saal der Marschälle schossen die Sieger auf einige Bilder, welche Erinnerungen an Verrath zurückriefen. Aber mehr als ein Haupt entblößte sich ehrerbietig vor dem Bilde Macdonalds, den das zusammenstürzende Glück seines Wohlthäters treu gefunden hatte im Jahr 1814. Eine Menge Arbeiter war in den Thronsaal gedrungen; einer um den andern setzte sich auf den Thron und dann legte man eine Leiche darauf. Diese Besitznahme bot mehrere Stunden hindurch ein unbegreifliches Gemische von Heldensinn und Gedankenlosigkeit, von Possenhaftigkeit und von Größe dar. Man sah Männer vom Volk über ihr bluttriefendes Hemde blumige

Kleider anziehen, welche die Taille der Prinzessinnen umschlossen hatten. In diesem wunderlichen Aufzuge spazierten sie auf und ab und verspotteten so zwischen ihrem Elend von gestern und ihrem Elend von morgen ihren eigenen Sieg.

Als sich aber einmal das Gerücht verbreitet hatte, daß die Thore des Louvre und der Tuilerien Jedermann offen stehen, da liefen Leute von den verschiedensten Ständen herbei. In diesem Wirrwarr wurden viele elegante Diebstähle begangen. Die Gegenstände, welche verschwunden und nicht wieder gefunden worden sind, waren im Allgemeinen seltene Bücher, Prachtausgaben, keusche Pantoffeln, eine Menge allerliebster Kleinigkeiten, mit einem Wort, Sachen, welche im Stande sind, die Lüsternheit zarter Seelen in Versuchung zu führen. Außerdem wurde nicht viel Schaden angerichtet. Der reiche Mann ging zum Armen und sagte zu ihm: „Mein Freund, du hast eine Flinte, wache über diese glänzenden Käften." — „Sehr wohl," antwortete der arme Mann, und er hätte sich lieber niederstoßen lassen, als an seiner Schildwachenpflicht etwas verabsäumt. Ein junger Mensch hatte sich eines königlichen Hutes bemächtigt, der mit sehr werthvollen Zierrathen eingefaßt war. Leute vom Volk bemerken ihn und halten ihn an. „Wohin so hitzig? Man stiehlt nicht." — „Ich will ja nur ein Andenken haben." — „Ganz recht, aber in diesem Falle kommt auf den Werth nichts an." So sprechend nehmen sie den Hut, treten ihn mit Füßen und geben ihn dem jungen Menschen zurück. Das Volk überwachte sich also selbst vollkommen. Ein Arbeiter, Namens Müller, war vom Conservator des Museums, Herrn von Cailleux, als Hüter kostbarer Gegenstände aufgestellt worden. Er erfüllte seine Funktion edel, mit Anstrengung, sogar mit Gefahren. Einige Tage später, als die Ordnung wieder hergestellt war, erschien ein Arbeiter, Namens Müller, bei Herrn von Cailleux und bat ihn um eine kleine Unterstützung. Er war ohne Arbeit und hatte Hunger.

Während dieser Zeit schwemmte die Seine Bücher, Meßgewänder, Vorhänge und derartige Artikel fort, die sämmtlich aus dem erstürmten erzbischöflichen Palaste kamen, und eine Insurgentenschaar, unter welcher man Pompiers erblickte, kehrte triumphirend aus der Babylon-Kaserne zurück, die rothen Röcke der überwundenen Schweizer auf der Spitze der Bajonette schwingend. Das Volk war mit Gewalt in das Museum der Artillerie gedrungen, und so sah man denn in diesem Aufstand vom neunzehnten Jahrhundert den Helm Gottfrieds von Bouillon, die Luntenbüchse Karls IX und die Lanze Franz I blinken.

Die Truppen hielten noch den Hof des Palais-Royal besetzt, und Soldaten von der Garde standen in Schlachtordnung auf dem Platze. Einige Empörer, die von der Straße Montesquieu herkamen, stürzten sich muthvoll

auf das Thor, das in den Schloßhof führte. Einer von ihnen fiel, von einer Kugel durchbohrt. Ein anderer kam hinein und sah sich allein mitten unter der Garde und den Schweizern. Aber so seltsam war der Charakter dieses Kriegs, daß jeder Kämpfer die gedoppelte Eigenschaft eines Unterhändlers und eines Feindes hatte. Der Mann vom Volk, als er zum Kriegsgefangenen gemacht wurde, trat sogleich in Unterhandlung mit dem kommandirenden Offizier, und der Hof des Palastes wurde geräumt.

In der Uebereilung des Rückzuges hatte der Herzog von Ragusa in der Straße Rohan eine Kompagnie vom 3. Garderegiment vergessen. Im Hause eines Hutmachers, etliche Schritte vom Theater français aufgestellt, gaben die Soldaten dieser Kompagnie aus allen Fenstern Feuer auf einige Empörer, die, von den Kolonnen des Säulenganges oder von den Straßenecken gedeckt, mit unerschöpflichem Eifer den erbitterten Kampf aushielten. Zwei junge Leute kämpften Seite an Seite. Der Eine von ihnen wird tödtlich verwundet. Der Andere, der eben seine Flinte lud, ließ sich dadurch in seinem Geschäfte nicht stören und sagt mit dumpfer Stimme zu seinen Kameraden: „Wenn ich getödtet werde, nicht wahr, so hebet ihr diesen Unglücklichen auf? Es ist mein Bruder.“

Nach einem mörderischen Kampfe wird das Haus genommen, der Hauptmann Menuisier vom dritten Stockwerk gestürzt, mehrere Soldaten werden niedergemacht und die andern als Gefangene auf den Börsenplatz geführt. Es war dies eine der schrecklichsten Episoden des Aufstandes, aber auch die letzte.

Der Widerstand war hartnäckig gewesen, einzelne Akte der Rache waren daher unausbleiblich. Ein Soldat hatte sich in einen Kasten versteckt; er wurde von einem Fabrikanten in der Vorstadt Saint-Antoine entdeckt und mit dem Bajonette durchbohrt.

Aber wenn der Sieg sich bei Einzelnen unversöhnlich zeigte, so war er bei der Mehrzahl großmüthig und christlich. Ein Offizier, Namens Rivaux, hatte sich über die Dächer geflüchtet, von da in den Gang eines benachbarten Hauses und sofort in den für den Augenblick verlassenen Laden eines Kistners geschlichen. Ein umgeworfenes Wetterdach diente ihm als Zufluchtsstätte. Auf einmal ertönen laute Stimmen in dem dunkeln Hausgange; die Thüre des Ladens öffnet sich. „Er ist in diesem Hause“, sagten die bewaffneten Sucher, die in den Saal gedrungen waren, und begleiteten ihre Worte mit den schrecklichsten Drohungen. Unter dem schützenden Wetterdache zusammengekauert, hörte der Offizier alles; jedes Wort klang in seinem Ohre wie ein Todesurtheil, und mit Entsetzen überzeugte er sich von der Vernehmlichkeit seines Athmens. Dieses war so schwer, daß es einige Stückchen Packpapier bewegte, und das genügte, ihn zu verrathen. Ein Menschenfuß lehnte sich leicht an seinen Arm; schon glaubte er sich verloren, aber er

wurde gerettet. „Was thun wir hier?“ rief derjenige, der ihn entdeckt hatte, mit rauher Stimme. „Kommt, laßt uns das Haus durchsuchen!“ Er ging mit seinen Kameraden hinaus, kehrte aber im Augenblick zu dem Offiziere zurück, der ihm sein Leben verdankte und mit Hülfe einer bürgerlichen Verkleidung verschwand. Der Lieutenant Goyon hatte sich muthvoll von Stockwerk zu Stockwerk vertheidigt und endlich mit einigen seiner Kameraden in eine Kammer eingeschlossen. „Tod dem Offizier!“ rief von allen Seiten die gereizte Menge der Stürmenden. „Hier bin ich!“ antwortete er, sogleich die Thüre öffnend. Von mehreren Schüssen getroffen, sinkt er, das Gesicht mit Blut bedeckt, zusammen; aber zwei der Insurgenten stürzen auf ihn zu, nehmen ihn auf ihre Arme und tragen ihn mit eigener Lebensgefahr fort. Ein anderer Offizier, Namens Ferrand, hatte ein traurigeres Loos. Seine Wunden waren tödtlich, er erlag; aber ein Insurgent war es, der seinen Todeskampf überwachte, seinen letzten Seufzer empfing und sich verpflichtete, den Willen des Sterbenden zu vollziehen. Die Geschichte der Revolutionen ist voll von ähnlichen Zügen. Sie beweisen, daß große Krisen, indem sie die verschiedenen Kräfte der Seele überreizen, die menschliche Natur nach allen Richtungen größer machen.

Zwei Stunden später kehrte einer der Louvrekämpfer, Doktor Delaberge, nach seiner Wohnung zurück, als er in der neuen Kapuzinerstraße einem Mann begegnete, den er mit Mühe wieder erkannte, so bleich war sein Gesicht, so verstört seine Augen. Herr Casimir Perier läuft auf ihn zu und beschwört ihn, Gensdarmen zu retten, die sich ins Hotel der auswärtigen Angelegenheiten geflüchtet hatten, und deren Tod mit lautem Geschrei verlangt wurde. Doktor Delaberge bringt ins Hotel und mit ihm einige entschlossene Männer. Er trifft daselbst wirklich achtzehn Gensdarmen, die ihre Uniformen abgeworfen hatten und jeden Augenblick gewärtig waren, niedergemetzelt zu werden. Er gab ihnen bürgerliche Kleider, und, während er sich an dem Thore zeigte, welches auf das Boulevard hinausgeht, und eine Rede an die Menge hielt, entwischten die Unglücklichen durch das Thor, das sich auf die Kapuzinerstraße öffnet.

Um dieselbe Zeit sah man zwei große, mit grauer Leinwand bedeckte Kisten auf den Börsenplatz ankommen. Herr Charles Teste, der den Börsenplatz besetzt hielt, ließ sie abdecken: sie enthielten das Silberzeug des Schlosses und die kostbarsten Zierrathen der Kapelle. Diejenigen, welche diese Reichthümer schützend geleiteten, hatten nichts als blutgetränkte Lumpen auf dem Leibe.

Der Kampf schien beendigt; und gleichwohl gehörte die Stadt noch nicht sich selbst wieder. Vom Vendomplatze, den zwei Linienregimenter bedeckten, dehnte sich die königliche Garde bis zur Madeleine aus, die Friedensstraße

und das Boulevard der Kapuziner entlang. Aber eine unüberwindliche Muthlosigkeit hatte sich der Truppen bemächtigt. Einige Soldaten, in deren Reihen die Erstürmung des Louvre durch das Volk bereits bekannt war, hatten vom Vendomplatze aus die Fluth der aus demselben kommenden Flüchtlinge sich hinwälzen sehen können. Ein Abfall stand bevor. Als der General Wall Herrn August Billiard erblickte, ritt er auf ihn zu und sagte zu ihm: „Mein Herr, kennen Sie Casimir Perier? Es ist von Wichtigkeit, ihn sogleich zu benachrichtigen, daß der König ihn zu sprechen wünscht.“ Herr Billiard eilte zu Casimir Perier, traf ihn aber nicht zu Hause.

Die Nachricht von einem Waffenstillstande, der zwischen diesem und Karl X abgeschlossen worden sei, verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit. Unbekannte Agenten trugen sie unter den Gruppen herum und forderten das Volk dringend auf, die Waffen niederzulegen. Andere Bürger dagegen beschworen die Empörer, sich nicht an solche Reden zu kehren und das Schlachtfeld erst nach errungenem Siege zu verlassen. Dies war namentlich die Sprache, welche die Herren Berard und Dupin der Aeltere, einige Schritte von der Straße der Chaussée-d'Antin, gegen das Volk führten. Letztgenannter Herr war ganz enthusiasmirt und strafte auf eine höchst auffallende Art seine bis jetzt behauptete Haltung Lügen, sei es nun, daß der Anblick der siegreichen Pariser seine bewegliche Einbildungskraft entflammt hatte, oder daß er sich durch eine solche lärmende Anschließung an die Sache des Volks Verzeihung für seine Ungläubigkeit an den Erfolg erwerben wollte. Dem sei, wie ihm wolle, kriegerische Aufforderungen ertönten aus seinem Munde; man war empört über diejenigen, die mitten unter den Opfern der königlichen Hartnäckigkeit noch von Vergleich sprechen wollten. Als vollends ein Mann über das Boulevard ritt und ein weißes Tuch schwang, stieg die Wuth der Menge auf den höchsten Grad. Der Kommandant Rour und Herr Durand, welche von Ruhestiftung sprachen, sahen sich bald von einem grimmigen Volkshaufen umgeben, der ihren Tod verlangte. Sie wurden durch Vermittlung der Herren Gerard und Berard gerettet, welche sie zu Herrn Laffitte führten unter dem Vorwand, sie daselbst aburtheilen zu lassen.

Während dieser Zeit kam eine Kolonne Insurgenten über die neue St. Augustinerstraße in die Friedensstraße. Ein muthvoller Bürger, Herr Froussard, zog voran, seine Flinte im Wehrgehäng und in jeder Hand ein Pistol. Nachdem er den General Wall bedroht, wandte er sich militärisch an die Truppen und beschwor sie, sich ihrer Abstammung zu erinnern und wohl zu bedenken, daß ihre Feinde in diesem schrecklichen Kampfe ihre Brüder seien. Die Unschlüssigkeit der Soldaten benützend, hatten sich mehrere Männer vom Volk allmälig den Reihen genähert, und die lebhaft aufgeregte Menge läßt tausend, theils energische, theils rührende Vorstellungen an sie ergehen. Casi-

mir Perier, der sich in diesem Augenblick bei Herrn Noël, seinem Notar, in einem Eckhause der Friedens- und der neuen St. Augustinerstraße befand, bemerkt von einem Fenster aus die Bewegung der Garde, kommt schnell herab, gibt sich zu erkennen, und mitten unter dem Geschrei, womit seine Anwesenheit begrüßt wird, zerbricht ein Kapitän seinen Degen.

Casimir Perier begriff jetzt wohl, auf welche Seite sich das Glück entschieden hinneigte, und begab sich in aller Eile zu Herrn Laffitte. Kaum war er angekommen, als Herr August Billiard auf ihn zulief: „Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Karl X Sie zu sprechen wünscht. Casimir Perier beantwortete diesen Antrag mit einer hochmüthigen Weigerung. Seine Seele gehörte bereits dem Erfolge.

In diesem Augenblicke waren viele hochstehende Männer bei Herrn Laffitte versammelt. Es entstand ein lauter Lärm vor dem Thore des Hotels. Ein Sergent, Namens Richemont, begehrte Einlaß, und da man Schwierigkeiten machte, einen Soldaten in die Salons gelangen zu lassen, wo so wichtige Interessen verhandelt wurden, hatte Richemont seinen Säbel gezogen und unter wiederholten dringenden Vorstellungen den Lakeien die Spitze desselben gewiesen. Endlich führte man ihn ein. Er kam, um zu melden, daß das 53. Linienregiment bereit sei, mit dem Volk zu fraternisiren, und das Offizierskorps, mit Ausnahme des Obersten und der Bataillonschefs, ihn zum General Gerard geschickt habe, um ihn davon in Kenntniß zu setzen. Auf die Aufforderung des Generals ging der Oberst Heymès in bürgerlicher Kleidung mit dem Sergenten nach dem Vendomeplatz. Unterwegs begegneten sie dem Bruder des Herrn Laffitte, der einige Nationalgardisten bei sich hatte und sich dem Zuge anschloß. Die Herren Heymès und Jean-Baptiste Laffitte treten durch die Reihen der Soldaten hindurch vor den Obersten. Ihre lebhaften Worte kreisen in den Gliedern; die Offiziere rufen Bravo; der Oberst läßt sich nach einigem Widerstande hinreißen. Die Soldaten verlangen bloß, ihre Waffen und ihre Fahne behalten zu dürfen, eine militärische Bedingung, die ihnen nicht verweigert werden konnte, und das Regiment marschirt mit den Tambours voraus nach dem Hotel Laffitte.

Bald war der Hof des Hotels gedrängt voll von Soldaten. Fünf Offiziere traten in den großen Salon. Herr Laffitte, der am Beine verwundet war, lag in einem Lehnstuhle. Er empfing sie mit Wohlwollen und Würde. „Meine Herren," sagte er zu ihnen, „behalten Sie Ihre Waffen, aber schwören Sie, dieselben nicht gegen das Volk zu kehren. Die Offiziere streckten die Hand aus, wie zu einem Schwure. „Keinen Schwur, meine Herren, "erklärte Herr Laffitte mit bewegter Stimme: „Die Könige haben diese Zeremonie entwürdigt; bei braven Männern genügt das Wort." Diese Worte wurden mit lautem Beifall aufgenommen, und jeder

überließ sich den aufgeregten Gefühlen seines Herzens, als man auf einmal eine Salve hörte. Wie den Tumult schildern, der jetzt in allen Gemächern losbrach! Gewiß war die königliche Garde siegreich, und der Feind im Anzuge — Alles nimmt Reißaus. Man drängt, man stößt sich in den Vorsälen; mehrere, und unter andern Herr Mechin, springen zu den Fenstern des Erdgeschosses in die Gärten hinaus; zwei Deputirte findet man in den Ställen zusammengekauert. In einem Nu war Herr Laffitte von allen denen verlassen, die seinen Lehnstuhl umlagert hatten. Sein Neffe, Herr Laroche, war allein bei ihm geblieben; seine Frau war in Ohnmacht gefallen. Er selbst, fortwährend ruhig, benützte diese Unordnung, um sich von seinem Neffen das Bein verbinden zu lassen. Und was war denn geschehen? Die Soldaten des 6. Regiments hatten das Beispiel ihrer Kameraden vom 53. befolgt und, für die Sache des Volks gewonnen, ihre Flinten in die Luft abgefeuert, um es zu beruhigen.

Nun, und dieses Hotel Laffitte, den Schauplatz so lächerlicher Angst, sollte man später das Hauptquartier der Revolution nennen.

Nach beendigter Schlacht wurde die Stadt, die so lange unbeweglich geblieben war und sich verborgen gehalten hatte, auf einmal lebendig und bewegte sich auf allen Punkten in einer Art, die wirklich Ehrfurcht gebot. In wenigen Augenblicken hatte sich eine zahllose Masse, gleich einem Meer, über die Straßen, die öffentlichen Plätze und die Boulevards entlang ergossen. Auf die düstere Stille von gestern, welche bloß von einzelnen Flintenschüssen unterbrochen wurde, folgte stürmisches Gebrause. Aber wie kam es, daß die Hauptstadt frei war? Welche geheimnißvolle Macht hatte so brave, so wohl disziplinirte Truppen veranlaßt, vor einigen zerstreuten, großentheils aus Arbeitern und Knaben bestehenden Haufen zurückzuweichen? In diesem Ereigniß lag etwas für Alle Unbegreifliches, und das Staunen war allgemein.

Dem sei, wie ihm wolle, die ersten Augenblicke des Triumphes gehörten der Freude und Brüderschaft an. Eine beispiellose Begeisterung bewegte alle Herzen. Der Mann von Welt redete den Mann vom Volke vertraulich an und fürchtete sich jetzt nicht, ihm die Hand zu drücken. Leute, die sich nie gesehen hatten, umarmten sich, wie alte Freunde; die Kaufläden öffneten sich an diesem Tage den Armen. Auf verschiedenen Punkten wurden Verwundete auf Sänften vorbeigetragen, und Jedermann begrüßte sie mit Ehrerbietung. In ein und dasselbe Gefühl der Begeisterung verschmolzen, schienen alle Klassen ihre alten Feindseligkeiten abgelegt zu haben, und wenn man die gefällige Großmuth der Einen, so wie die Rückhaltung und Bescheidenheit der Andern sah, so mußte man sagen, daß diese Gesellschaft wußte, was zusammenleben heißt. Dies dauerte einige Stunden.

Am Abend wachte die Bürgerschaft bewaffnet für die Erhaltung ihres

Eigenthums. Das Gefühl der Brüderschaft hatte bei den Glücklichen schnell einem Mißtrauen Platz gemacht, in welches sich die Furcht vor der Rückkehr der Truppen und noch weit mehr Furcht vor dem Volke mischte. Ueberall stieß man auf Posten der Nationalgarde. Wachsame Patrouillen durchstreiften die Stadt nach allen Richtungen. Um mit einiger Freiheit von einem Ort nach dem andern gehen zu können, mußte man die Parole wissen. Eine Menge willkürlicher Verhaftungen wurden vorgenommen. Die Bürger in Uniform entwaffneten die Arbeiter im Kamisol und sogar die Bürger ohne Uniform. Zwei der Kämpfer vom vorigen Tage, die Herren Dupont und Godefroi Cavaignac, wurden auf diese Art an der Croix-Rouge angehalten und verdankten es bloß ihrer Energie, daß sie im Besitze ihrer Flinten blieben.

Im Uebrigen hatte man schon am 28. Nationalgardisten in Verbindung mit den Linientruppen vor den Thoren der Bank Schildwache stehen gesehen; und während das Volk sich schlug, war Herr Dequevauvilliers in's Hauptquartier gegangen, um sich mit dem Herzog von Ragusa über die Parole zu verständigen und für die Nationalgarde das Recht zu ungestörter Beschützung des Eigenthums in Anspruch zu nehmen.

Das Eigenthum lief also im Juli nicht die mindeste Gefahr. Es wäre durch die Vorsichtigkeit der Bürger geschützt worden, wenn nicht die Uneigennützigkeit der Proletarier allein schon sichere Bürgschaft geboten hätte.

Es muß hinzugefügt werden, daß man es dieser Uneigennützigkeit nicht an Aufmunterungen fehlen ließ. Während der Tage, welche auf den Sieg von Paris folgten, verherrlichten die öffentlichen Blätter um die Wette die Selbstverläugnung der Armen. Die Bewunderung war einstimmig und lärmend. Man erzählte, ein Arbeiter habe auf der Polizeipräfektur eine Almandinvase niedergelegt und nicht einmal seinen Namen sagen wollen; ein anderer habe unter dem Pförtchen des Louvre einen großen Beutel mit dreitausend Franken gefunden und sich beeilt, denselben auf's Stadthaus zu bringen. Man machte viel Aufhebens von der Aeußerung eines unglücklichen Handwerkers: „Gleichheit vor dem Gesetze, ja, das ist schon recht; aber Gleichheit des Vermögens, das ist unmöglich.“ Endlich war man unerschöpflich in Lobpreisungen über die gemessene Rechtlichkeit dieses Volkes, welches Diebe, die auf der That ertappt wurden, niedergeschossen habe, und man übertrieb absichtlich die Zahl dieser vom Volke ausgegangenen Exekutionen. Aber man sagte nicht alles. Einen Mann, der verhaftet wurde, weil er ein Stück Silberzeug von sehr unbedeutendem Werthe entwendet hatte, schleppte man unter einen Schwibbogen der Arcolebrücke. Der Unglückliche zerfloß in Thränen und rief: „Wie! wegen einer solchen Kleinigkeit soll ich sterben! Das Elend hat mich verführt. Gnade! Gnade! ich habe eine Familie. Laßt mich wenigstens mein Weib und meine Kinder zum letzten

Male umarmen! Ist denn Keiner unter euch, der schon Hunger gelitten hat? Gnade! Gnade!" Man hieß ihn niederknieen und erschoß ihn. Diese wilde Justiz hatte nichts Willkürliches von Seiten derer, die ihre Werkzeuge waren. Der Befehl zum Mord war vom Stadthause ausgegangen.

Im Uebrigen war alles, was man von der Uneigennützigkeit des Volkes sagte, wahr, und damals durchaus kein Grund vorhanden, Tugenden, deren man bedurfte, das wohlerworbene Lob zu versagen.

Als der Tag sich zu Ende neigte, führte Herr Charras einen Theil derer, welche die Babylon-Kaserne gestürmt hatten, vor das Stadthaus. Er traf den General Lafayette sehr ruhig und erhielt von ihm auf die Frage, was er mit den zweihundert Freiwilligen anfangen solle, die auf dem Grèveplatz warteten, die Antwort: „Sie sollen friedlich nach Hause gehen, sie müssen der Ruhe bedürftig sein." Herr Charras machte dem General bemerklich, daß viele von diesen wackern Leuten daheim kein Brot antreffen würden. „Nun gut," sagte dieser, „man gebe ihnen hundert Sous dem Mann." Das Anerbieten wurde den Arbeitern gemacht. „Wir kämpfen nicht um Geld!" riefen alle wie aus einem Munde. Unter diesen Männern hatte der am wenigsten arme nicht für zehn Franken Leinwand und Kleider auf dem Leibe.

Während das Flintenfeuer in Paris aufhörte und man vor dem Louvre zwei große Gräber grub, die von einem Priester geweiht und mit einem Kreuze geschmückt wurden, worauf die Worte standen: „Den für die Freiheit gestorbenen Franzosen," beschäftigte man sich im Hotel Laffitte mit Gründung einer neuen Dynastie.

Hier beginnt eine Reihe von Intriguen, die scheinbar bedeutungslos, aber gleichwohl charakteristisch sind und entscheidend waren.

Alle Finanzmänner, welche das Bewußtsein der Gefahr in diese prachtvollen Salons gerufen hatte, waren unruhig und nachdenklich. Sie glaubten schon ihre Hotels erstürmt zu sehen, und erschrocken über die Kraft, welche das Volk entwickelt hatte, zählten sie nicht sehr auf seine Seelengröße.

Herrn Laffitte's Plan war beschlossen. Er nähert sich Herrn Oudart: „Gestern habe ich Sie ersucht, sich nach Neuilly zu begeben. Auf die Mittheilung, die ich ihm machen ließ, hat der Prinz geantwortet: „Ich danke Ihnen." Gehen Sie doch noch einmal zu ihm. Er hat die Wahl zwischen einer Krone und einem Paß. Gelingt mein Plan, so begehre ich nicht meinen Mäklerlohn von ihm; scheitert er, so wird er mich desavouiren."

Man strömte von allen Seiten nach dem Hotel Laffitte. In den Gemächern, in den Höfen, in den Gärten sah man vornehme Herren, Finanzmänner, Advokaten, Nationalgardisten sich drängen. Neugierige waren auf die Dächer der benachbarten Häuser gestiegen. Es war ein unbeschreibliches

Gesumme unter dieser von verschiedenen Leidenschaften belebten und unaufhörlich sich erneuernden Menge. Patronen, die in den Hof gebracht wurden, veranlaßten einen heftigen Tumult. Die Männer vom Volke rissen sich darum, indem der letzte Flintenschuß noch nicht gethan sei. Herr Degousée trat ein mit einem Papier in der Hand. Gleich bei Tagesanbruch hatte dieser unerschrockene Bürger dem General Pajol den Befehl über die Nationalgarde angeboten. In Revolutionen gehört die Gewalt demjenigen, der sich ihrer bemächtigt. Da aber der General geantwortet, die Genehmigung der Deputirten scheine ihm nothwendig, so war Herr Degousée schnell zum Herzog von Choiseul gegangen, hatte dort Herrn Dupin getroffen, und dieser hatte eine Feder ergriffen und geschrieben: „Die in Paris versammelten Herren Deputirten ermächtigen den General Pajol, das Kommando über die Pariser Miliz zu übernehmen." — „Pariser Miliz!" rief Herr Degousée überrascht, „und warum diesen Ausdruck?" — „Weil die Nationalgarde gesetzlich aufgelöst ist," antwortete Herr Dupin, der keine Lust hatte, seinen Kopf in dieser Revolution einzusetzen. An demselben Morgen, in demselben Hotel des Herzogs von Choiseul hatte er, als von den Erfolgen der königlichen Armee die Rede war, in Anwesenheit des Chevaliers von Pannat gesagt: „Die königlichen Truppen siegen auf allen Punkten, und das ist wahrlich ein großes Glück."

Die bei Herrn Laffitte versammelten Deputirten unterzeichneten die geschriebene Vollmacht, welche Herr Degousée ihnen vorlegte, aber ihr Herz war voll Unruhe und Bangigkeit. Dem bewaffneten Volke ein Oberhaupt geben, das kein Deputirter war, hieß neben der gesetzlichen Autorität eine rein insurrektionelle schaffen. Im Augenblick, wo Herr Degousée sich entfernen will, läuft ein Deputirter von Melun, Herr Baillot, auf ihn zu, fordert ihm, als hätte er ihm noch einiges darüber zu sagen, die gefährdende Vollmacht ab und gibt das Papier erst zurück, nachdem er heimlich die Unterschriften weggerissen. Auf diese Art bereitete sich die Bourgeoisie zur obersten Leitung der Geschäfte.

Inzwischen wuchs die Menge an, tausend verschiedene Gerüchte verbreiteten sich; ein Mann vom Volke brachte die Nachricht, der Louvre sei genommen; Herr von Lafayette kam. Herr Audry von Puyraveau hatte sich Morgens in aller Frühe zu ihm begeben, um ihn dringend zur Uebernahme des Befehls über die Truppen aufzufordern. Er wurde von Herrn Carbonel empfangen, der zu ihm sagte: „Wissen Sie auch, daß Sie den General in große Gefahren stürzen werden?" worauf Herr Audry von Puyraveau energisch antwortete: „Und ich, mein Herr, wage ich etwa nichts seit zwei Tagen?" Auf seinem Wege zu Herrn Laffitte traf Herr Audry von Puyraveau in der Straße Artois eine große Menge Leute aus

dem Volke, denen Herr Mignet zurief: „Seid ruhig, meine Freunde, auf den Abend werdet ihr den Herzog von Orleans zum König haben.“

Bei Herrn Laffitte hatten nicht Alle einen so bestimmt vorgezeichneten Plan, aber Alle wünschten die Einsetzung einer Regierung: die Einen, um die Revolution zu leiten; die Andern, und dies war die Mehrzahl, um sie streng zu überwachen und im Zaume zu halten. Im Uebrigen war die Nothwendigkeit einer obersten Leitung von den Kämpfern selbst auf den Straßen ausgesprochen worden. Mehrere Bürger hatten sich in aller Hast in der Straße Sainte-Avoye im Hause des Herrn Garnier-Pagès versammelt und den Beschluß gefaßt, den General Lafayette, den General Gerard, so wie den Herzog von Choiseul zur Uebernahme der öffentlichen Gewalt aufzufordern. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zu gleicher Zeit die Herren Charles Teste und Taschereau auf den Bureaux des National eine provisorische Regierung ernannten, bestehend aus den Herren Lafayette, Gerard und Labbey von Pompières. Auf den Rath des Dichters Beranger wurde der letztere Name gestrichen und der des Herzogs von Choiseul an seine Stelle gesetzt. Sofort veröffentlichte der getäuschte Constitutionnel eine Proklamation und verkündete in ganz Paris die große Nachricht von einer Regierung, welche bloß in der Einbildung etlicher muthiger Fälscher bestand, die auf den Erfolg rechneten, um Lossprechung zu erlangen.

Bald geschah in der Hauptstadt alles nur kraft dieser imaginären Gewalt: die intelligenteste Stadt der Welt ließ sich durch ein Wort beherrschen.

Leute, die ihr Mandat nur von sich selbst empfangen hatten, setzten sich als Repräsentanten der provisorischen Regierung auf dem Stadthause ein. In dieser Eigenschaft parodirten sie die Majestät des Herrschers, unterzeichneten Befehle, theilten Aemter aus und verschenkten Würden. Groß war die Zahl derer, die, vielleicht von Schulerinnerungen im Selbstvertrauen bestärkt, von der Rolle Sulla's träumten; und neben einigen jungen Leuten voll besonnenen Muthes und uneigennütziger Kühnheit, sah man ehrgeizige Glücksritter auftauchen, deren Keckheit weiter nichts als Unkenntniß der Hindernisse, oder der Gipfel der Eitelkeit war. Ihre Herrschaft war kurz, weil man viel vermögen muß, wenn man es sich beigehen läßt, viel zu wagen, aber sie bestand in der Wirklichkeit und veranlaßte ungemein possirliche Szenen. Im Saale Saint-Jean theilte man sich ganz friedlich in die Verwaltung Frankreichs. Jeden Augenblick kamen Bittsteller und beugten sich vor der Allmacht der Gewalthaber des Ortes. Hier übte Herr Dumoulin die Herrschaft seines Federhutes und seiner glänzenden Uniform aus. Er hatte sich zum Kommandanten des Stadthauses befördert und vollzog bis auf einen gewissen Grad die Funktionen desselben. Als Herr Alexander von Laborde kam, um sich gleichfalls ein Plätzchen unter den Siegern

zu suchen, ernannte ihn der Kommandant des Stadthauses unter Trommelgewirbel und mit bewunderswürdiger Kaltblütigkeit zum Präfekten der Seine. Herr von Montalivet, der während des Kampfes nicht in Paris gewesen war, ließ sich jetzt auch auf dem Stadthause sehen und gab seine Hoffnungen zu erkennen. Er wandte sich an Herrn Baude und verlangte die Direktion der Brücken und Straßen, erklärte jedoch, im Fall Herr Baude dieses Amt sich selbst vorbehalten habe, so wolle er es ihm mit Vergnügen überlassen. Herr Baude antwortete wie ein Mann, der sich weder das Recht zu geben noch zu nehmen zuerkennt. So zeigte diese seltsame Revolution im Zeitraume von einigen Tagen die menschlichen Angelegenheiten in ihren verschiedensten Gestaltungen: Heldensinn und Kleinlichkeit, männliche Leidenschaften und kindische Eitelkeit, Größe und Elend, kurz — den ganzen Menschen.

Während dieser Zeit trat eine Deputation, zu welcher die zwei Brüder Garnier-Pagès gehörten, in den Vorhof des Hotels Laffitte, um den Generalen Lafayette und Gerard die Gewalt anzubieten. Letzterer gab eine ausweichende Antwort; ersterer erklärte sich mit wahrem Jugendfeuer dazu bereit. Er verlangte bloß, seinen Kollegen diesen Vorschlag mitzutheilen, trat daher mitten unter sie und sagte: „Meine Herren, man fordert mich auf, das Kommando von Paris zu übernehmen." Aber wenn Lafayette Herr von Paris war, so hieß das mit andern Worten, das Volk war Herr vom öffentlichen Platze.

Herr Bertin de Vaux war zugegen, ein Mann ohne allen Hochsinn, aber von seltener Geistesschärfe und nicht unvermögend im Bösen. Während er mit dem Talente begabt war, Andere zu leiten, indem er sich selbst scheinbar in den Hintergrund stellte, hatte sein Bruder seit langer Zeit mehrere gewandte Schriftsteller um ihn gesammelt, die, ohne es selbst zu wissen, ihre Eingebungen von ihm empfingen und sich seiner Ueberlegenheit um so bereitwilliger unterwarfen, als er dieselbe durchaus nicht empfinden ließ. Auf diese Art war es ihm gelungen, im Journal des Debats eine Macht zu gründen, mit welcher alle Regierungen hatten unterhandeln müssen. Herr Bertin de Vaux hatte keine politischen Leidenschaften: kalte, vortrefflich rechnende Eigensucht bestimmte seine jeweilige Meinung. Zu einsichtsvoll, um nicht zu begreifen, daß die Aenderung der politischen Formen sehr gut nur eine neue Art von Schutz für dieselben Interessen sein kann, hatte er allen Regierungen, einer um die andere, gedient, ohne seinen Grundsätzen, denen von 1789, untreu zu werden. Herr Bertin de Vaux war einer der Staatsmänner der Bourgeoisie.

Auch kannte er sie vortrefflich. Er wußte, wie groß ihre Kraft und wie weit sie den Fanatismus ihrer Leidenschaft, der Liebe zum Besitz,

zu treiben fähig war. Er wußte folglich auch, daß man, um eine soziale Revolution zu ersticken, die im Begriffe stand, aus einer politischen hervorzugehen, weiter nichts zu thun habe, als schnell die Nationalgarde zu reorganisiren, oder mit andern Worten, die Eigenthümer zum Schutze des Eigenthums in Regimenter einzutheilen. Als er Lafayette davon sprechen hörte, Besitz von der Gewalt zu ergreifen, so spielte er den Begeisterten und rief: „Können wir auch Bailly, den tugendreichen Maire von Paris vom Jahre 1789, nicht wiederfinden, so müssen wir uns doch Glück wünschen, den hochberühmten Chef der Nationalgarde wiedergefunden zu haben.“ Dies hieß, bei Lafayette auf eine geschickte Weise eine jener Erinnerungen zurückrufen, welche die Eitelkeit der Greise gern liebkost. Dieser sah übrigens nicht so weit.

Lafayette nimmt das Kommando an und geht nach dem Stadthause, diesen Tuilerien des Volks seit dem 10. August. Man drängte sich auf den Weg des vom Volke geliebten Marquis und hob ihn in die Höhe, um ihm die Barrikaden überschreiten zu helfen. Er selbst, von der einen Seite auf Herrn Carbonel's, von der andern auf Herrn Audry's von Puyraveau Arm gestützt, verfolgte sein Ziel, getragen vom allgemeinen Jubelruf, und lächelnd zu der Ovation, welche ihn zu lebhaften Eindrücken seiner Jugend zurückführte.

In der Straße Neuve=Saint=Marc bemerkte er einen Mann, Herrn Etienne Arago, der eine dreifarbige Kokarde an seinem Hute trug. Er ließ ihn durch Herrn Poques bedeuten, sie abzunehmen, und als der junge Mann seine Ueberraschung darüber zu erkennen gab, winkte er ihm mit der Hand zu und sagte: „Noch nicht, mein Freund.“ Und doch trugen Tausende von Bürgern bereits dreifarbige Bänder im Knopfloche; aber so sehr waren selbst die edelsten Geister über diese unvermuthete Revolution irre geworden. Im Augenblicke, in welchem Herr Lafayette unter das Gewölbe des Stadthauses trat, erhob die über den Grèveplatz ausgebreitete Menge ein lautes Freudengeschrei und schoß ihre Flinten in die Luft ab. Der Oberst Dubourg hatte, als Herr Etienne Arago ihn von der Ankunft dieses Mannes benachrichtigte, geantwortet: „Ehre, wem Ehre gebührt.“ Er ging dem alten General entgegen, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor ihm, und eine Stunde nachher hielt Herr von Lafayette die Geschicke Frankreichs in seinen Händen.

Die Deputirten, die bei Herrn von Laffitte einen kleinen Klub gebildet hatten, in welchen das Publikum nicht zugelassen wurde, begriffen, wie wichtig es sei, der Macht eines Mannes, welcher sein Amt vom Volke empfangen, die Waage zu halten. In dieser Absicht wählten sie aus ihrer Mitte den General Gerard und vertrauten ihm die Leitung der aktiven Operatio=

nen an. In Beziehung auf die Organisation der Zivilgewalt schwankten sie zwischen einer provisorischen Regierung, wie Herr Mauguin verlangte, und einer bloßen Munizipalkommission, wie Herr Guizot vorschlug. Letztere Ansicht siegte, weil sie am wenigsten Muth erforderte und nichts entschied. Die Mitglieder der Kommission wurden durch Kugelung ernannt. Die Namen, die aus der Urne kamen, waren die der Herren Casimir Perier, Laffitte, Gerard, Odier, Lobau und Audry von Puyraveau. Letzterer wurde ohne sein Mitwissen ernannt und erfuhr die Sache erst auf dem Stadthause. Herr Odier lehnte die Ehre ab und wurde durch Herrn von Schonen ersetzt. Herr Laffitte hatte seinen Fuß verstaucht, mußte aber, um seine Pläne ausführen zu können, darauf bedacht sein, daß die Fäden aller Ereignisse in seinem Hotel zusammenliefen. Endlich schützte der General Gerard, um nicht in's Stadthaus zu gehen, die militärischen Pflichten vor, die ihm so eben auferlegt worden seien. Die Deputirten waren es sehr zufrieden und hoch erfreut, einen Mann des Degens zu ihrer Verfügung zu haben; die Kommission aber, definitiv aus den Herren Casimir Perier, Lobau, von Schonen und Audry von Puyraveau zusammengesetzt, ergänzte sich durch die weitere Ernennung des Herrn Mauguin.

Kaum war die Munizipalkommission zusammengetreten, so veröffentlichte sie folgende Akte, ein unverwerfliches Zeugniß des Mißtrauens, welches diese Bourgeoisie, die sich der Leitung der Angelegenheiten zu bemächtigen im Begriffe stand, gegen das Volk bewaffnete:

„Die in Paris anwesenden Deputirten haben sich versammeln müssen, um die ernstlichen Gefahren zu beseitigen, welche die Sicherheit des Eigenthums und der Personen bedrohen. In Ermangelung jeder regelmäßigen Organisation ist eine Kommission ernannt worden, um über die Interessen Aller zu wachen.“

Diese für das Volk so beleidigende Akte war die erste Maßregel der ersten aus der Revolution hervorgegangenen Gewalt. Das hieß wahrhaftig, sich sehr beeilen.

Gleichwohl leistete die Munizipalkommission einige Dienste und würde noch weit größere geleistet haben, wenn sie sich herbeigelassen hätte, dem Impulse zu folgen, den ihr Herr Mauguin geben wollte. Unglücklicherweise übte dieser Mann nur einen schwachen Einfluß auf seine Kollegen aus: dem strengen Audry von Puyraveau flößte er Besorgnisse ein; Herr von Schonen hatte keine Sympathie für ihn, und der General Lobau mißtraute einer Ueberlegenheit, der er sich nicht unterwerfen konnte, ohne an eigener Bedeutung zu verlieren. Ein rüstiger und intelligenter junger Mann, Herr Hippolyte Bonnelier, war unter den Ersten auf's Stadthaus gekommen, wo Lafayette ihm die Funktionen eines Sekretärs anvertraut hatte. Die Muni-

zipalkommission behielt ihn auf seinem Posten, gab aber zu gleicher Zeit sich selbst ebenfalls unter dem Titel Sekretär Herrn Odilon Barrot bei, den Herr Laffitte dazu auserseheh. Dieser Umstand war von nicht unbedeutendem Einfluß auf die Haltung der neuen Gewalt, welche im Stadthause ihren Sitz hatte. Zwischen Herrn Mauguin und Herrn Odilon Barrot herrschte eine Meinungsverschiedenheit, die noch lebhafter wurde in Folge einer heimlichen Rivalität, welche übrigens beide sich selbst nicht gestehen wollten.

Dem sei, wie ihm wolle, Herr Mauguin hatte nicht sobald seinen Sitz im Stadthause eingenommen, als er auch bereits seine ganze Thätigkeit entwickelte. Herr Bavoux wurde zum Polizeipräfekten, Herr Chardel zum Direktor der Posten ernannt. Eine Proklamation stellte die französischen Monumente unter den Schutz des Volkes. Verschiedene Rundschreiben, die für die dringendsten Bedürfnisse sorgten, wurden abgefaßt. Herr Mauguin wollte, die Munizipalkommission sollte den Titel provisorische Regierung annehmen. Der General Lobau widersetzte sich diesem Antrage auf's Förmlichste. Inzwischen wurde gemeldet, vielen Arbeitern fehle es an Brot. Man brauchte Geld und wandte sich an Herrn Casimir Perier; dieser aber antwortete: „Es ist vier Uhr vorüber, meine Kasse ist geschlossen."

Während dieses ganzen Tags vom 29. hörte das Hotel Laffitte auch nicht einen Augenblick auf, Mittelpunkt der Bewegungen von Paris zu sein. Man strömte von allen Seiten zugleich hin; Deputationen folgten auf Deputationen; die Männer vom Volke hatten Zutritt, und in diesem unabsehbaren Gemenge kam keine einzige Störung der Ordnung vor, kein einziger Gegenstand wurde entwendet. Herrn Laffitte's Pferde wurden nach allen Richtungen hin von unbekannten Reitern geritten, und am Abend standen sie alle wieder im Stalle. Nichtsdestoweniger hegten die Vertreter der Bürgerschaft ein tiefes Mißtrauen gegen das Volk.

Der General Pajol, der, im Hofe des Hotels angekommen, gerufen hatte: „Ich bringe euch den Hut von Waterloo!" war sehr schlecht empfangen worden. Herr von Lafayette war zu populär, um nicht noch mehr Verdacht einzuflößen. Um dem General Gerard einen Einfluß zu gründen, dessen man sich im Fall der Noth bedienen konnte, drang man in ihn, seine Uniform anzuziehen, sich dem Volke zu zeigen, die Barrikaden zu besuchen. Herr Casimir Perier schrieb an den Lehrer seiner Kinder: „Kommen Sie unverzüglich in's Hotel Laffitte und bringen Sie Pferde mit." Herr Gerard schwankte, aber man setzte ihm immer dringender zu. „Ja, da sieht man's, so seid ihr Militärs," sagte Herr Eugène Laffitte, um ihn aufzustacheln, „ihr könnt bloß marschiren, wenn rothe Hosen hinter euch drein kommen." Endlich gab der General nach. Er ging, um dem Volke zu

zeigen, daß es ihm nach der Schlacht nicht an Führern fehle. Inzwischen trug er immer noch die weiße Kokarde. Auf die Bemerkungen des Herrn Sarrans nahm er sie ab, ohne jedoch die der Revolution an ihre Stelle zu setzen.

Diejenigen zeigten, sei es aus Furcht, sei es aus Gleichgültigkeit oder Rathlosigkeit, die bereits als Führer auftraten, übrigens nirgends einen gewaltigen Eifer, die Fahne aufzupflanzen, für welche das Volk gefochten hatte. Die Art, wie sie am 29. in dem Stadthause aufgesteckt wurde, verdient erwähnt zu werden. Herr Dumoulin, der hinter einem Meuble eine zusammengerollte und ganz mit Staub bedeckte Fahne bemerkte, drückte die Absicht aus, sie an einem Fenster im Saale Saint-Jean zu befestigen, und that es auch auf ein beifälliges Zeichen von Herrn Baude. Nur zu oft führt man die Völker mit Zeichen und mit Worten. Aber das schienen alle die großen Männer des Augenblicks nicht zu wissen: unterstützt von dem alten Obersten Zimmer, Chef seines Generalstabs einem wackern Offizier, der aber weniger Schwung des Geistes als Vaterlandsliebe und Eifer besaß, ließ Herr von Lafayette die Politik in den Händen von Subalternen schwanken.

Mittlerweile eilte ein Pair von Frankreich nach dem Hotel Laffitte. Es war der Herzog von Choiseul. Er hatte vernommen, daß er Frankreich regiere, und diese Nachricht erfüllte ihn mit Angst und Schrecken. Da noch Niemand sagen konnte, was aus einer so plötzlichen Erschütterung wohl entstehen werde, so kam der Herzog von Choiseul, um Herrn Laffitte als Zeugen seiner Unschuld anzurufen. Hauptsächlich protestirte er gegen die Vergesellschaftung seines Namens mit dem Lafayette's und fügte hinzu, er wolle entweder allein regieren oder nichts sein. „In diesem Falle werden Sie nichts sein, Herr Herzog," rief eine Stimme. Später veröffentlichte der Herzog von Choiseul eine Proklamation, deren Schluß also lautete: „Jetzt, da der Sieg nicht mehr ungewiß ist, gebietet mir mein Gewissen zu erklären, daß ich niemals an der provisorischen Regierung Theil genommen habe und mir auch keine Vorschläge in dieser Beziehung gemacht worden sind. Ich habe in der Stunde des Kampfes schweigend alle Gefahren auf mich genommen; in der Stunde des Sieges bin ich der Wahrheit diese Huldigung schuldig." Dies wurde bewundert.

Inzwischen hatte die königliche Armee ihre rückgängige Bewegung nach Saint-Cloud fortgesetzt. Aber jedes Bataillon zog seinen Weg, so zu sagen, auf's Gerathewohl. Die Schweizerbataillone, ein Theil des 3. Gardebataillons, das 15. leichte und Abtheilungen des 1. Garderegiments schlugen den Weg über Cours-la-Reine und den Quai von Chaillot ein. In Chaillot gab es noch Opfer. Man sah Jungen plötzlich an der Straßenecke hervorkommen und mit einer Wuth, welche sich durch nichts erklären läßt, Feuer

auf die Truppen geben. Hier kam einer der gebildetsten und wackersten Gardeoffiziere, Herr Lemotheux, ums Leben. Keiner hatte kräftiger, als er, die Ordonnanzen mißbilligt, und er war entschlossen, seine Entlassung einzugeben. Er starb, getroffen von einer Kugel, welche die Hand eines zehnjährigen Empörers abgedrückt hatte. Andere Offiziere wurden tödtlich verwundet, einer von ihnen stand auf dem Punkte, gefangen genommen zu werden. Von seinem Regimente abgeschnitten, mußte er die Nacht in Chaillot zubringen, von wo er am andern Tage in einer Verkleidung entfloh. Nur die Uneigennützigkeit und Größe des Zweckes vermögen diejenigen zu entschuldigen, welche den Blutdurst der Völker wecken, denn er hat etwas Epidemisches. Die Julirevolution war selbst für die Kinder eine Aufmunterung zum Heroismus, aber auch ein Reiz zur Grausamkeit.

Die Bataillone, welche den Cours=la=Reine nicht eingeschlagen, hatten sich am Arc=de=l'Etoile versammelt, von wo sie sich bis an das Thor Maillot ausdehnten und Casimir Perier's Landhaus berührten. Ein Bataillonschef und einige Offiziere wurden eingeladen, hinaufzukommen. Man empfing sie passend und reichte ihnen Erfrischungen. Ihre Traurigkeit war bitter und tief. „Welch' furchtbare Soldaten, diese Pariser!" sagte der Bataillonschef, an die Lücken erinnernd, welche der Tod in seinem Regiment gemacht hatte. Hier, wie in Chaillot, griff ein Haufen Jungen einige Soldaten mit Flintenschüssen an. Erbittert drangen diese hinter ihren Angreifern her in ein Haus, wo Arbeiter mit einander tranken, die nun als Opfer einer irregeführten Rache niedergemacht wurden. Einige in der Richtung von Neuilly abgefeuerten Kanonenschüsse entsandten bis in den Park Kugeln, die der Herzog von Orleans in seiner Hand wägen konnte; eine davon tödtete einen Bauern, der über die Brücke ging. Auf diese Art überlebten die Unglücksfälle, die jeder Krieg erzeugt, den Krieg selbst.

Der Dauphin, der sich an der Stelle des Herzogs von Ragusa den Befehl über die Truppen hatte geben lassen, empfing dieselben im Boulogner Walde, fand aber nicht eine einzige Ermuthigung in seinem Schmerz oder vielmehr in seinem Zorn. Er näherte sich einem Kapitän und fragte ihn, wie viel Mann er verloren habe. „O viele, gnädigster Herr," antwortete der Kapitän, und dicke Thränen rollten über seine Wangen. „Sie haben noch genug, Sie haben noch genug!" versetzte mit zerstreuter Miene der Dauphin, der ein geborner Prinz war. Ausgehungert, niedergeschlagen, keuchend kamen die Truppen in Saint=Cloud an. Man ließ sie im Park bivouakiren. Die größte Unordnung herrschte in der Umgebung des Schlosses. Schon standen im Hofe die Pferde gesattelt und gezäumt. Die Zöglinge von Saint=Cyr strömten herbei. Ueberdies standen dem bedrohten Throne vier Kanonen zur Verfügung, und um sie zu bedienen, einige Kriegs=

schüler. Der Herzog von Bordeaux speiste. Man erzählt, als Herr von Damas den Tisch habe abdecken lassen, habe der Herzog von Bordeaux selbst mehrere Silberschüsseln genommen, sie mit Anstrengung über den Kopf emporgehalten und den Bedienten übergeben, mit dem Auftrage, sie den Soldaten hinabzubringen. Dies machte dem jungen Prinzen vielen Spaß: es war ein neues Spiel für des Kind.

Schon war die Stunde der Unterhandlungen für Karl X vorüber. Seine Feinde hatten solche Erfolge erlangt, daß ihm keine andere Wahl übrig blieb, als entweder ganz König zu bleiben, oder ganz aufzuhören, es zu sein. Eine günstige Lage, weil sie eine äußerste war! So lange er noch Aussichten gehabt hatte, durfte er immerhin noch nachgeben; aber im Begriff, gänzlich niedergeschmettert zu werden, blieb ihm nur noch ein einziges Mittel übrig: bis auf den Tod zu kämpfen, und zwar nicht bloß um das Königthum, sondern um die Diktatur. Das hätte er thun müssen, wenn seine Seele so hoch gewesen wäre, wie sein Rang, und in diesem Fall hätten ihm seine Feinde dadurch, daß sie ihm alles entreißen wollten, die Macht in die Hand gegeben, alles zu retten. Denn für Herzen, die der Herrschaft würdig sind, ist das Uebermaß von Unglück eine Kraft. Aber das Unglück dieses Königs war, daß er in seinem alltäglichen Geiste riesenhafte Plane aufkommen ließ. Er mußte erdrückt werden unter dem Gewichte alles dessen, was er gewagt hatte.

Der Herzog von Mortemart war Tags zuvor in Saint-Cloud angekommen. Er war ein vornehmer Herr, aber halb für die Grundsätze des Liberalismus gewonnen. Als Soldat hatte er im Leben der Feldlager sich eine Unumwundenheit der Sprache und eine Einfachheit der Sitten angeeignet, die ihn den aristokratischen Sitten entfremdeten: er hatte mit dem General Sebastiani, diesem Freund des Herzogs von Orleans, gedient; bei Waterloo hatte er einem Kinde des Volkes, dem General Mouton, beinahe das Leben gerettet; als Gesandter in St. Petersburg hatte er sich beim Kabinette der Tuilerien zum Organ der konstitutionellen Empfehlungen des Kaisers Nikolaus gemacht. Aus allen diesen Gründen liebte ihn Karl X nicht sehr, beschied ihn aber gleichwohl zu sich. Bei der ersten Unterredung hatte sich Karl X in Beziehung auf die Gefährlichkeit der Konzessionen geäußert: „Ich habe nicht vergessen, wie es in den letzten vierzig Jahren zugegangen ist. Ich will nicht, wie mein Bruder, auf den Armensünderkarren, ich will zu Pferde steigen." Aber bereits waren die Gesinnungen des alten Monarchen nicht mehr dieselben, und er erklärte dem Herzog von Mortemart, daß er ihn zum ersten Minister ernenne. Dieser suchte es ehrerbietig, aber mit vieler Lebhaftigkeit abzulehnen. Er sprach von seiner angebornen Abneigung gegen das Geschäftsleben, von seiner Unfähigkeit, seiner Liebe zur Ruhe, sowie

einem Fieber, das er von den Ufern der Donau mitgebracht. Karl X besteht auf seinem Verlangen und ruft endlich heftig: „Sie weigern sich also, mir und meinen Ministern das Leben zu retten?“ — „Wenn Ew. Majestät das von mir verlangen“ . . . — „Ja, nichts Anderes,“ fiel ihm der König ins Wort, und fügte in einer unwillkürlichen Regung von Mißtrauen hinzu: „Ich muß noch von Glück sagen, daß man mir bloß Sie aufnöthigt.“

Herr von Polignac erschien in dem Saale, wo die Herren von Vitrolles, von Semonville und von Argout eine Entscheidung erwarteten. Herr von Polignac wollte nur Herrn von Vitrolles vor den König zulassen, aber Herr von Semonville ging auf den Ministerpräsidenten zu, nahm ihn freundschaftlich bei den Händen und sagte zu ihm: „Sie wissen, mein lieber Fürst, wie groß unser Vertrauen zu Ihnen ist, aber die Umstände sind kitzlich, wir müssen durchaus mit Karl X sprechen.“ Herr von Vitrolles unterstützte diese Bitte, und die drei Unterhändler wurden bei dem König eingeführt. In seiner ganzen Haltung lag eine ergebungsvolle Würde, aber sein Gesicht verrieth die innere Bitterkeit, welche die menschliche Eitelkeit vergebens zu läugnen versucht. „Meine Herren,“ sagte er zu ihnen, „Sie haben es gewollt. Gehen Sie und sagen Sie den Parisern, daß der König die Ordonnanzen zurücknehme; aber ich erkläre Ihnen, daß ich sowohl die Interessen Frankreichs als die der Monarchie im höchsten Grade dadurch gefährdet glaube.

Die drei Unterhändler fuhren in einer Kalesche nach Paris. Der Graf von Girardin begleitete sie zu Pferde. Unterwegs rief Herr von Semonville: „Meine Freunde, die Minister sind abgesetzt,“ und begleitete diese Worte mit plumpen Flüchen, Schmeicheleien, die ein vornehmer Herr von seiner Kalesche aus an das Volk zu richten glaubte. So erreichten sie den Grèveplatz. Während der Fahrt war es Herrn von Vitrolles begegnet, seine Hände mit warmer Innigkeit von Männern gedrückt zu fühlen, die ihn getödtet haben würden, wenn sie seinen Namen gewußt hätten.

Das Stadthaus bot den gedoppelten Anblick eines Klubs und eines Lagers dar. Hier drängten sich alle Kühnen zusammen; hier bivouakirte die Insurrektion. Beim Anblick dieser männlichen Gesichter, dieser kraftvollen, von Lumpen verhüllten Gestalten, dieser Flinten, dieser Degen, dieser Blutflecken erbebten die drei Edelleute. Welche Sprache sollten sie in diesem Palaste der Gleichheit führen? Mußten sie sich nicht des Wortes Bürger bedienen, welches das Jahr 93 in sein furchtbares Wörterbuch geschrieben hatte? Als er auf den Treppen des Hotels Herrn Armand Marrast begegnete, den er nicht kannte, sagte Herr von Semonville zögernd zu ihm: „Kann man Herrn von Lafayette sprechen, junger Mann?“ So deckte er unter der Würde seines hohen Alters den hartnäckigen Stolz seines Ranges.

Die Unterhändler wurden wohlwollend aufgenommen von der Munizipal-

kommission, in deren Mitte sich Herr von Lafayette begeben hatte. Dieser erste Versöhnungsversuch zwischen dem Königthum und der Bourgeoisie konnte unberechenbare Folgen haben. Aber den Thron retten zu wollen, wäre gewagt gewesen in diesem Augenblicke und besonders an diesem Orte; denn unten knirschte die Menge und verlangte für ihr vergossenes Blut nicht etwas Besseres, sondern etwas Neues.

Als inzwischen Herr Baude der Menge verkündete, Karl X sei bereit, die Ordonnanzen zurückzunehmen, so ließ ein Mann vom Volke den Ruf ertönen, der bei seinen Zuhörern wenig Anklang zu finden schien: „Es lebe unser guter König, welcher kapitulirt!“

Vor die Munizipalkommission geführt, ergriff Herr von Semonville das Wort. Seine Stimme war sehr schwach, sei es nun, daß die Anstrengung wirklich seine Kräfte erschöpft hatte, oder daß er im Herzen der Kommissäre die Art von Interesse erwecken wollte, welche sich jederzeit an die Ergebenheit eines Greises knüpft. Seine Rede war gewandt und flehend. Er bat um Entschuldigung wegen der Anwesenheit des gar zu bekannten Barons von Vitrolles. Sofort empfahl er der Großmuth der Sieger dieses so oft hartgeschlagene Königthum, das sich weinend hatte entwaffnen lassen. Obgleich in Saint-Cloud bis jetzt nur von der Ernennung der Herren Mortemart und Gerard die Rede gewesen war, ließ er doch durchblicken, daß der König ihnen gerne Herrn Casimir Perier zum Kollegen geben würde, auf den er mit der Hand zeigte. Sodann wandte er sich gegen Herrn von Lafayette und erinnerte ihn, wie vor vierzig Jahren die Gefahren von Paris sie auf demselben Stadthaus zusammengeführt haben. Auf einmal tritt ein Bote ein und übergibt Herrn Casimir Perier einen Brief vom Grafen Alexander von Girardin, welcher ihm meldet, daß Unterhandlungen eröffnet worden sind. Die Ueberraschung war unbeschreiblich. Was bedeutete wohl diese Kreuzung von Versöhnungsversuchen? Sollte die Kommission vielleicht das Spielzeug irgend einer Intrigue sein? Herr Casimir Perier war blaß, unbeweglich und stumm. Ein unruhiges Mißtrauen malte sich auf dem strengen, edlen Gesichte des Herrn Audry von Puyraveau; Herr von Vitrolles, der neben Herrn von Schonen saß, suchte seinen Nachbar umsonst zu besänftigen, indem er ihm auf das Knie klopfte und zu ihm sagte: „Ach mein Gott! ich bin ein größerer Freund der Charte, als Sie: ich habe die Erklärung von Saint Ouen veranlaßt.“ Herr von Schonen war schon zu weit gegangen, um seine Verzeihung anderswo, als im Sturze eines Königthums zu suchen, welchem der sterbende Ney das Begnadigungsrecht auf immer genommen hatte. Er ließ die ganze Aufregung seiner Seele in den furchtbaren Worten ausbrechen: „Es ist zu spät! der Thron Karls X ist im Blute eingestürzt.“ Herr Mauguin, dessen angeborener Feuereifer durch einen berech-

nenden Geist ermäßigt war, glaubte die Monarchie noch nicht verloren und wünschte, man solle sich auf Unterhandlungen einlassen. „Haben Sie schriftliche Vollmachten?“ fragte er. Diese unerwartete Frage brachte Herrn von Semonville gänzlich aus der Fassung. Da erhob sich der loyale Herr von Puyraveau mit Ungestüm, lief ans Fenster und rief: „Sprecht mir nicht mehr von Vergleichen, oder ich lasse das Volk heraufkommen!“

Die Gesandten Karls X entfernten sich. Aber Herr Casimir Perier behielt noch immer einige Hoffnung: er beschwor sie, zu Herrn Laffitte zu gehen und eine letzte Anstrengung zu Gunsten des Königs zu versuchen. Herr von Semonville war so entmuthigt, daß er sich weigerte, die beiden andern aber willigten ein, und der Kollege des Herrn von Mortemart gab ihnen einen Paß, worin der Name Vitrolles, der gefährliche Erinnerungen erwecken konnte, mit Arnaud ersetzt war. Mit diesem Stückchen Papier durchwanderten die beiden Unterhändler frei die Stadt, in welcher an demselben Abend, wie ich bereits gesagt, mehrere junge Leute verhaftet wurden, die muthvoll gefochten, aber von Casimir Perier keinen Sicherheitsschein erhalten hatten.

Herr von Argout ging allein zu Herrn Laffitte. Es war zum Ersticken heiß. Die Fenster standen offen und die Gemächer waren voll von Leuten. Herr von Argout zog Herrn Laffitte in eine Fenstervertiefung. Die Stimme des Unterhändlers bebte und er hatte beinahe Thränen in den Augen, als er von Karl X sprach. „Die Ordonnanzen sind zurückgenommen,“ sagte er, „und wir haben neue Minister.“ — „Dazu hätte man sich früher entschließen sollen,“ antwortete Herr Laffitte. — „Heute“ . . . . — „Die Interessen sind noch dieselben.“ — „Allerdings; aber die Lagen haben sich geändert. Seit vierundzwanzig Stunden ist ein Jahrhundert verflossen.“ Herr Bertin de Vaux war da. Er glaubte zu merken, daß von einem Vergleich die Rede war und rief vergnügt: „Nun wird man doch endlich unterhandeln können!“ Diese Worte brachten die heftigste Aufregung unter der Menge hervor, welche sich im Hotel drängte. Einige Leute vom Volke hatten sich mit Staub bedeckt und wie gerädert von Strapazen auf den Sitzen des Speisesaales ausgestreckt. Einer von ihnen öffnet barsch die Thüre, welche diesen Saal von dem Gemache trennt, wo sich die Herren von Argout und Laffitte befinden, stößt seine Flinte schütternd auf den Boden und ruft mit fürchterlicher Stimme: „Wer wagt es hier von Unterhandlungen mit Karl X zu sprechen?“ — „Keine Bourbons mehr!“ erscholl es zu gleicher Zeit im Vorhofe.“ — „Sie hören es,“ sagte Herr Laffitte. — „Also würden Sie sich auf keinen Vorschlag einlassen?“ fragte Herr von Argout. — „Ist ihr Besuch offiziell?“ — „Nein, bloß offiziös; aber wenn er offiziell wäre?“ — „Es wäre so wie so.“ Herr von Argout ging. Der Louvre war eingenommen; die Sache Karl X war verloren.

An diesem Abend empfing Herr Laffitte auch den Besuch von Herrn von Forbin Janson, der ihn um einen Paß für Herrn von Mortemart, seinen Schwiegervater, bat. Herr von Mortemart wurde um Mitternacht erwartet, kam aber nicht.

Herr von Argout hatte aus dem Ergebniß seines Besuches auf den wahren Stand der Dinge schließen können; aber wenn er seine Mittlersrolle trotz der handgreiflichen Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges fortsetzte, so sicherte er sich jedenfalls bei der einen oder andern Parthei seine Zukunft. Er suchte daher den Baron von Vitrolles, der ihn in Gesellschaft des Herrn Langsdorff erwartete, von Neuem auf, und nun begaben sich alle drei wieder auf den Weg nach Saint-Cloud. Die Herren Charles, Laffitte und Savalette dienten ihnen als Sicherheitsgeleite.

Der Tag des 29. war in gedoppelter Beziehung merkwürdig gewesen. Das Volk machte den Thron leer, und die Bourgeoisie ergriff ihre Maßregeln, um darüber zu verfügen. Auf der einen Seite die Mühe, auf der andern die Belohnung. Damals, wie immer, mußten namenlose Opfer herzlosen Ehrgeizigen zum Fußgestelle dienen.

Im Augenblick, wo die Finsterniß sich über Paris ausbreitete, ging der General Pajol traurig die Straße Chabrol hinauf. Er wendet sich gegen Herrn Degousée, seinen Begleiter, und sagt: „Sie haben entschlossene Männer in den Kampf geführt: können Sie auf ihren Eifer rechnen?“ — „Ganz gewiß.“ — „So daß Sie ihnen den Befehl geben können, die Deputirten zu verhaften?“ — „Für diesen Fall möchte ich mich doch nicht verbürgen.“ — „Dann ist die Revolution eine Fehlgeburt.“

Im Schloß Saint-Cloud hatten seit einigen Stunden alle Besorgnisse aufgehört. Der große Salon gegen Paris zu bot ein staunenswerthes Schauspiel dar. Der König saß mit Herrn von Duras, seinem Kammerherrn, Herrn von Luxembourg, Kapitain der Garden, und der Herzogin von Berry an einem Spieltische. Der Dauphin, der sich immer von kleinen Dingen hinreißen ließ und nie an die großen dachte, betrachtete mit nachdenklicher Miene eine Landkarte. Herr von Mortemart, mitten unter diesen ruhigen Personen allein von Angst gequält, ging jeden Augenblick auf den Balkon und lauschte, ob er nicht von der Ferne Etwas kommen höre.

Die Whistparthie, die Karl X an diesem Abend spielte, wurde alsbald in der Hauptstadt bekannt. Sie erweckte daselbst großen Zorn, der sehr gegründet war bei denen, die kein Königthum mehr wollten, lächerlich aber bei denen, die sich bereits damit beschäftigten, einen andern König zu machen.

Der Herzog von Luxembourg hatte einem Gardelieutenant den Befehl gegeben, sich an die Spitze einiger Reiter zu stellen und die Straße von Neuilly zu durchstreifen. Bei seiner Rückkehr meldet ihm der Offizier, er

habe im Park von Neuilly und in der Umgebung des Schlosses eine ungewöhnliche Bewegung wahrgenommen, und wenn er die Vollmacht gehabt hätte, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich des Herzogs von Orleans zu bemächtigen. Karl X, der die letzten Worte hörte, sagte in strengem Ton zu dem Offizier: „Wenn Sie das gethan hätten, mein Herr, so hätte ich öffentlich meine Mißbilligung ausgesprochen.“

Die Nacht war gekommen, und man stand im Begriff sich zu trennen, als der Herzog von Mortemart zu dem Dauphin ging und ihn ersuchte, wenigstens für ihn, den der König mit einem Auftrage nach Paris schickte, den an die Wachtposten erlassenen Befehl aufzuheben, der alle Verbindung zwischen Paris und Saint-Cloud abschnitt. „Wie? — den Befehl an die Posten — Schon gut — Wollen sehen —“ Eine bestimmtere Antwort konnte der Herzog von Mortemart nicht erlangen. Er zog sich auf sein Gemach zurück, mehr niedergeschlagen als überrascht, denn schwer lagen ihm die Worte Karls X auf dem Herzen: „Ich muß noch von Glück sagen, daß man mir bloß Sie aufnöthigt;“ wahrhaftig sehr bittere Worte gegenüber einem Mann, der für das Wohl seines Königs den eigenen Kopf einzusetzen glaubte! Aber Karl X traute bloß denen, die einen solchen Grad von Niederträchtigkeit besaßen, daß sie ihre Gedanken unbedingt den seinigen unterjochten. Ein Beweis von sehr wenig Einsicht in die Regierungskunst, welche nicht darin besteht, die Geisteskräfte Anderer in ihrer Entwickelung zu hemmen, sondern sie zu seinem eigenen Vortheil zu verwenden, wie Ludwig XIV und Napoleon thaten.

Im Uebrigen zeigte sich Karl X in Folge eines jener Widersprüche, welche in Tagen, die des Unvorhergesehenen so viel bringen, leicht zu begreifen sind, eben so unentschlossen, als der Herzog von Mortemart seine Sendung erfüllen wollte, wie vorher eifrig und eindringlich, bis er dieselbe angenommen hatte. „Sire!“ sagte sein neuer Minister zu ihm, die Zeit drängt, ich muß gehen.“ Aber der König antwortete: „Noch nicht, noch nicht, ich erwarte Nachrichten aus Paris.“

Während der Nacht kamen die Herren von Argout und Vitrolles. Sie gingen sogleich zu Herrn von Mortemart, um ihn zu einem schleunigen Entschlusse zu drängen. „Aber wie soll ich mich in der Hauptstadt ausweisen?“ sagte der Herzog von Mortemart; „ich kann doch nicht wie ein politischer Abenteurer auftreten; ich brauche zum mindesten die Unterschrift des Königs.“ Die Neuangekommenen wurden immer inständiger. Sie hatten Paris in einer jener heftig aufgeregten Lagen gesehen, wo eine Minute hinreicht, eine Herrschaft zu geben oder zu entreißen.

Es wurde also beschlossen, in aller Eile Ordonnanzen abzufassen, wodurch die vom 25. zurückgenommen, die Nationalgarde wieder hergestellt, der Befehl über dieselben dem Marschall Maison anvertraut, Herr Casimir Perier

zum Finanz- und der General Gerard zum Kriegsminister ernannt werden sollten. Aber es fehlte an allem, „an Tinte, Feder und Papier; man hatte nicht einmal ein Protokoll, das zum Muster dienen konnte, und es kostete viele Mühe, diese kleinen Verlegenheiten zu überwinden — unmerkbare Fäden, an welche es Gott gefällt, das Schicksal von Königshäusern zu hängen. Noch schwieriger war es, Karls X Unterschrift zu erlangen. Um in sein Gemach zu kommen, mußte man mehrere Linien von Gardes du Corps passiren. Der Herzog von Mortemart bot alles auf, um die Etikette in diesem Augenblicke einigermaßen zu umgehen. Vergebens: die Gardisten glaubten sich um so strenger an ihren Befehl gebunden, weil das Königthum in Gefahr war. Ungeduldig, erbittert ließ sich der Herzog von Mortemart zu dem Kammerdiener vom Dienste führen und sagte in äußerst aufgeregtem Tone zu ihm: „Mein Herr, ich mache Sie für alles verantwortlich, was aus dieser Verzögerung entstehen kann." Endlich wurde er eingelassen. Der alte König lag im Bette: er richtete sich matt auf und sagte in niedergeschlagenem Tone: „Ach, Sie sind's, Herr Herzog?" Herr von Mortemart machte ihm bemerklich, daß Eile Noth thue, daß die Ordonnanzen im Augenblick unterzeichnet sein wollen, und daß er für seine Person bereit sei, abzureisen. „Lassen Sie uns noch warten," erwiederte Karl X. — „Mein Gott, Sire, der Graf von Argout ist da. Er wird Ihnen sagen, wie die Sachen in Paris stehen." — „Ich will Herrn von Argout nicht sehen," sagte Karl X, der ihn nicht liebte. — „Nun gut, Sire, der Baron von Vitrolles ist bei ihm. Wollen Sie, daß man ihn einführe?" — „Der Baron von Vitrolles? Ja, er mag eintreten." Man rief Herrn von Vitrolles. Er kam aus dem Zimmer des Herrn von Polignac. Er hatte den Fürsten halb eingeschlafen gefunden und auf seine Frage, wie er zu der unbegreiflichen Verwegenheit gekommen sei, dem revolutionären Geiste den Handschuh so hochmüthig hinzuwerfen, während er bloß siebentausend Mann zu seiner Verfügung gehabt, hatte der Fürst geantwortet: „Auf den Etats standen dreizehntausend."

Als Herr von Vitrolles sich dem Bette des Königs näherte, gab der König dem Herzog von Mortemart ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Minister, verletzt, sagte leise für sich: „Ach wenn es sich nur nicht um den Kopf des Königs handelte!" und ging.

Als er unter solchen Umständen denjenigen erblickte, der immer einen so mächtigen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, nahm Karl X ein strenges Gesicht an und sagte: „Wie! Herr von Vitrolles, Sie wollen mich veranlassen, vor rebellischen Unterthanen zurückzuweichen!" Herr von Vitrolles antwortete lebhaft, auf dem Punkt, wo die Sachen jetzt stehen, habe er seinem König keinen größern Beweis von Ergebenheit liefern können, und es hieße ihn täuschen, wenn man ihm die Bitterkeit dieser Lage zu versüßen

suche. „Ich gehe noch weiter," fügte er hinzu, „ich zweifle, daß Ew. Majestät nach dem empörten Paris jetzt zurückkehren kann; ich bin überzeugt, die Würde Ihrer Krone würde sich einem harten Schlage aussetzen; aber was thun? Wie eine von allen Seiten her aufgewiegelte Bevölkerung überwinden? Es wäre hundertmal besser, den Mittelpunkt dieses grausamen Krieges anderswohin zu verlegen. Glauben Sie auf die Vendée rechnen zu können? Ich bin bereit, mich bis zum Ende aufzuopfern." Karl X schien einen Augenblick nachzudenken. „Die Vendée", sagte er, wie wenn er auf seine eigenen Gedanken antwortete. —— „Das ist sehr schwer! — sehr schwer!" —

Der Herzog von Mortemart wurde wieder gerufen. Die Gesinnung des Königs schien sich ganz und gar verändert zu haben. Seine Niedergeschlagenheit hatte einer eigenthümlichen Art von Dringlichkeit Platz gemacht; er konnte es beinahe nicht erwarten, bis die Ordonnanzen unterzeichnet waren, beschränkte sich jedoch in seinen Konzessionen auf gewisse Grenzen. So überlieferte die Monarchie ihren Degen.

Als der Herzog von Mortemart aus dem Zimmer des Königs trat, war es beinahe Tag. Auf der Terrasse begegnete er Herrn von Polignac, den er zum erstenmal in Generalsuniform erblickte. Der Fürst war sehr bewegt. Vor ihnen lag Paris in ein Gewölke von Nebel und Rauch verhüllt; von Zeit zu Zeit hörte man die Schüsse der Vorposten. Auf einmal streckte Herr von Polignac den Arm gegen die Hauptstadt aus und rief in begeistertem Tone: „Welch ein Unglück, daß mir mein Degen in meinen Händen zerbrochen worden ist! Ich hätte die Charte auf unzerstörbare Grundlagen festgesetzt." Dann wandte er sich wieder zu Herrn von Mortemart: „Fürchten Sie nicht, daß ich ihrer Sendung hier ein Hinderniß in den Weg lege. Sie reisen nach Paris, ich nach Versailles."

Eine Kalesche brachte Herrn von Mortemart bis in den Boulogner Wald. Die Herren von Argout und Mazas begleiteten ihn. Hier weigerte man sich, sie passiren zu lassen. Der Dauphin, der Tags zuvor das Kommando übernommen hatte und um jeden Preis Konzessionen verhindern wollte, der Dauphin hatte den Anführern der Vorposten in einem Schreiben bei Todesstrafe verboten, irgend Jemanden, der von Saint-Cloud komme, durchzulassen. Nach einer sehr lebhaften Erörterung erwirkte sich Herr von Mortemart die Erlaubniß zur Weiterreise, mußte aber den Weg durch den Boulogner Wald zu Fuß machen. Aus Furcht, an der Barrière Passy verhaftet zu werden, machte er einen langen Umweg, um in die Hauptstadt zu gelangen. Vom Point-du-jour bis an die Brücke Grenelle war Alles öde und still. Um nach Paris zu kommen, mußte er über eine Mauer klettern, in welche Weinschmuggler eine Bresche angebracht hatten. Ohne Halsbinde und seinen Rock auf dem Arme tragend, ging er unter einigen Männern vom Volke, deren

Wachsamkeit er durch militärische Redensarten täuschte, und gelangte so auf den Platz Ludwigs XV. Es war etwa acht Uhr Morgens; die Stadt war stumm und alle Fenstern geschlossen; auf den Straßen bemerkte man nur ruhige Leute, welche vorüberzogen. „Das ist die Ruhe der Kraft," sagte der Herzog von Mortemart zu seinen Begleitern.

In der Nacht hatten die Pariser neue Barrikaden errichtet, um die Stadt gegen jeden Angriff zu schützen. Lämpchen wurden vor den Fenstern und auf den Steinhaufen in den Straßen angebracht, welche die von Entfernung zu Entfernung gruppirt stehenden Arbeiter beleuchteten. Welchem Stande gehörten diese Arbeiter an? Für wen wachten sie bei diesen Steinhaufen? Was waren ihre Hoffnungen? Man hörte von fernen Gegenden der Stadt her ein befremdliches Geschrei sich erheben, worauf alsbald eine lange Stille folgte. Und die Patrouillen der Bourgeoisie machten Halt, um diese Stimme des Volks in der Nacht zu hören. Auch im Hotel Laffitte war man wach.

Sechstes Kapitel.

30. **Juli.** — Verhandlung über die Wahl eines Königs. — Einfluß des Herrn Laffitte. — Rolle des Dichters Beranger in der Revolution. — Knabenhaftes Benehmen der Herren Thiers und Mignet. — Hinderniß für die Kandidatur des Herzogs von Orleans. — Der Herzog von Chartres läuft Gefahr, erschossen zu werden. — Kampf zwischen den Republikanern und den Orleanisten. — Eigenthümlicher Brief vom Schlosse Neuilly aus geschrieben. — Die Herren Thiers und Scheffer in Neuilly. — Edle Haltung der Herzogin von Orleans. — Die Anerbietungen des Herrn Thiers von Madame Adelaide angenommen. — Unschlüssigkeit des Herzogs von Orleans. — Die Deputirten im Palais Bourbon versammelt. — Herr von Chateaubriand und die Pairs von Frankreich. — Erklärung der Kammer. — Republikanerversammlung bei Lointier. — Deputation dieser Versammlung auf das Stadthaus. — Rathlosigkeit Lafayette's. — Herr von Sussy auf dem Stadthaus. — Programm der kühnsten Revolutionäre dieser Epoche. — Was damals gewagt werden konnte. — Die bonapartistische Partei. — Anarchie in Saint-Cloud. — Plan zu einem Bürgerkrieg Karl X vorgelegt. — Der Herzog von Ragusa vom Dauphin insultirt. — Der Triumph der orleanistischen Partei durch die Abwesenheit und ängstlichen Bedenklichkeiten des Herzogs von Orleans gefährdet. — Merkwürdiges Beispiel von Niederträchtigkeit. — Der Herzog von Orleans kommt verstohlenerweise nach Paris. — Nächtliches Gespräch des Prinzen mit Herrn von Mortemart. — Schreck der Herzogin von Berry in Saint-Cloud: Flucht der königlichen Familie. — Traurigkeit der Soldaten.

Die Monarchie war überwunden; das Volk lagerte auf dem öffentlichen Platze: was wollte man thun?

Am 30. mit Tagesanbruch trat Herr von Glandevès ins Zimmer des Herrn Laffitte, und zwischen diesen beiden Männern entspann sich folgendes bedeutungsschwere, feierliche Zwiegespräch:

„Mein Herr,“ sagte der Gouverneur der Tuilerien zu dem Bankier, „Sie sind seit vierundzwanzig Stunden Herr von Paris. Wollen Sie die Monarchie retten?“ — „Welche? die von 1789 oder die von 1814?“ — „Die konstitutionelle Monarchie.“ — „Um sie zu retten, gibt es nur ein Mittel: man muß dem Herzog von Orleans die Krone aufsetzen.“ — „Dem Herzog von Orleans, mein Herr! Dem Herzog von Orleans! Kennen Sie ihn denn?“ — „Schon seit fünfzehn Jahren.“ — „Mag sein — aber was für Ansprüche hat der Herzog auf die Krone? Das Kind, das Wien groß gezogen hat, kann wenigstens die Erinnerung des väterlichen Ruhmes geltend machen, und man muß gestehen, Napoleons Gang durch die Welt hat eine Flammenspur im Gedächtniß der Menschen zurückgelassen. Aber welcher Nim-

bus umgibt denn den Herzog von Orleans? Kennt das Volk auch nur seine Geschichte? Und wie oft hat es seinen Namen sprechen gehört?" — „Ich sehe darin einen Vortheil und keinen Nachtheil. Da er gar keine Macht auf die Einbildungskraft besitzt, wird es ihm um so weniger leicht werden, über die Schranken zu treten, in welchen man das Königthum halten muß. Und dann hat der Prinz Privattugenden, die mir eine hinreichende Bürgschaft für seine öffentlichen Tugenden sind. Sein Leben ist frei von den ärgerlichen Unfläthereien, womit so viele andere Prinzen sich beschmutzen. Er achtet sich in seiner Frau. Seine Kinder lieben und fürchten ihn." — „Alltägliche Tugenden, die in keinem Fall von solchem Belang sind, daß man sie nur mit dem Geschenk einer Krone würdig belohnen könnte! Wissen Sie überdies nicht, daß man ihn beschuldigt, die mörderischen Abstimmungen seines Vaters laut gebilligt und sich in den schlimmen Tagen unserer Geschichte mit Plänen befaßt zu haben, welche die direkten Erben des unglücklichen Ludwigs XVI des Thrones berauben sollten? Auch hat er während der hundert Tage in London eine Haltung angenommen, welche die seltsamsten Vermuthungen rege machen mußte. Ich glaube selbst, daß es Verläumdung ist, wenn man ihn als einen Mann hinstellt, der seit 1813 alle Parteien liebkose, der sich gegen das Gesetz seine Apanage habe zurückbezahlen lassen, der durch seine vielen Prozesse die Nationalgüterbesitzer in Angst und Schrecken versetze, der bei Hofe den Demüthigen spiele, sonst aber allen unruhigen Köpfen schmeichle. Aber so viel ist jedenfalls gewiß, daß Ludwig XVIII ihm zum Besitz ungeheurer Domainen verholfen, daß Karl X sich persönlich bei den Kammern verwendet hat, um ihm mittelst einer gesetzlichen Sanktion eine unabhängige Apanage zu sichern; daß man ihm endlich huldreichst den Titel königliche Hoheit gewährt hat, nach welchem es ihn so gewaltig verlangte. Vom ältern Zweige mit Wohlthaten überhäuft, erlaubt es ihm seine Stellung nicht, ihre Erbschaft anzutreten; und würde wohl er selbst, wenn er es wüßte, zugeben, daß man in seinem Namen das Feuer schüre, das seine Familie verzehren muß?" — „Es handelt sich hier nicht um das persönliche Interesse des Prinzen, Herr Baron, sondern um das Interesse des mit Anarchie bedrohten Landes. Ich frage nicht, ob die Stellung des Herzogs von Orleans für sein Herz peinlich, sondern ob seine Throngelangung für Frankreich wünschenswerth ist. Welcher Prinz aber ist freier von den Vorurtheilen, welche Karls X Untergang nach sich gezogen haben? Welcher Prinz hat sich offener und lauter zum Liberalismus bekannt? Und welche andere Kombination scheint Ihnen besser, als diejenige, die ihn zum König macht?" — „Wenn Sie Karl X schuldig glauben, so werden Sie wenigstens zugeben, daß der Herzog von Bordeaux unschuldig ist. Erhalten wir ihm die Krone! Man wird ihn in guten Grundsätzen erziehen. Wünscht

Lafayette aufrichtig die Republik?" — „Er würde sie wünschen, wenn er nicht eine gar zu tief greifende Umwälzung fürchtete." — „Nun gut, so setze man einen Regentschaftsrath ein. Sie und Lafayette würden Mitglieder sein." — „Gestern noch wäre das möglich gewesen, und wenn die Herzogin von Berry ihre Sache von der des alten Königs getrennt und sich dem Volk gezeigt hätte, ihren Sohn an der Hand haltend und eine dreifarbige Fahne tragend." — „Eine dreifarbige Fahne! Das ist ja für diese Leute die symbolische Vorstellung aller Verbrechen. Ehe sie sich hiezu entschließen könnten, ließen sie sich lieber in einem Mörser zerstoßen." — „Wenn dem so ist, mein Herr, warum machen Sie mir dann überhaupt Vorschläge?"

Herr von Glandevès ging. Die Kombination, die er Herrn Laffitte vorgeschlagen hatte, entsprach den geheimen Hoffnungen vieler vornehmen Herren, welche die Kette der Traditionen nicht gerne ganz gebrochen hätten. Eine einzige Kombination konnte verhindern, daß das Prinzip der Legitimität in Frankreich unterlag und daß das Königthum zu offen den revolutionären Geist reizte. Es war diejenige, welche, ohne das göttliche Recht Heinrichs V zu verkennen, die Schicksale der Monarchie der Klugheit des Herzogs von Orleans anvertraut hätte.

Dies war einen Augenblick Herrn von Talleyrands Gedanke. Herr Laffitte ging weiter. Ueberrascht von dem politischen Einfluß eines Mannes, in welchem er bisher nur einen Bankier erblickte, konnte sich der alte Diplomat eines gewissen Aergers nicht erwehren, den er noch in derselben Nacht seiner sonstigen Rückhaltung zuwider gegen seine Vertrauten in den Worten durchblicken ließ: „Herr Laffitte sieht mich wahrhaftig für gar zu wenig an."

Aber Herr Laffitte stützte sich damals auf die Rathschläge eines Mannes, welcher in Beziehung auf Großartigkeit der Ansichten und Feinheit des Geistes Herrn von Taleyrand bei weitem überlegen war. Beranger hatte einen zu scharfen Blick, eine zu unerbittliche Besonnenheit, um der Begeisterung zugänglich zu sein. Als er Karls X Thron wanken sah, fragte er sich sogleich, wo die Macht liege. Sie lag in den Händen der Bourgeoisie, und den Beweis dafür hätte er nöthigenfalls an sich selbst finden können. Hätte er sich als Dichter darauf beschränkt, die an die Erinnerungen des kaiserlichen Ruhmes geknüpfte Größe des Volks zu verherrlichen, so wäre sein Genie lange Zeit unbekannt geblieben. Aber neben den Strophen, in welchen er den Kaiser besang, hatte er auch Lieder gegen die Dummheit der legitimen Könige und die trotzige Anmaßung der Adeligen in die Welt gehen lassen. Dadurch hatte er die Bank und den hohen Handelsstand für sich gewonnen, und daher sein Schriftstellerglück. Vom Salon war sein Ruf bis in die Werkstätte hinabgestiegen, und seine Popularität war unermeßlich. Er konnte sich also im Jahre 1830 keine Illusionen über das Uebergewicht

der Bourgeoisie vormachen. Da nun dieselbe nur ein einziges mögliches Oberhaupt hatte, den Nachfolger des Regenten, da überdies Napoleon II nicht da war, so wurde Beranger die Seele der orleanistischen Partei. Durch sich selbst that er zwar wenig, aber viel durch Andere. Er stellte sich nicht in den Vordergrund, aber durch seine Rathschläge, welche mit andächtiger Gläubigkeit angehört wurden, wirkte er mächtig auf die Stimmführer der Bourgeoisie. Es ist z. B. sehr zweifelhaft, ob Herr Laffitte ohne ihn so viel Konsequenz und Festigkeit an den Tag gelegt hätte, um ihre gemeinsame Hoffnung ins Leben zu führen.

Was nun Beranger's Motive bei dieser entschiedenen Parteinahme betrifft, — soll die Geschichte sie verdammen oder frei sprechen? Weder das eine, noch das andere.

Wenn Beranger Herrn Laffitte auf den Wegen des Orleanismus unterstützte, so war er auf der andern Seite auch bedacht, ihn gegen ihre königliche Kreatur zu verwahren. Der in die Zukunft blickende Dichter fürchtete die Schwäche seines Freundes und empfahl ihm daher, sich nicht zum Minister machen zu lassen, sondern vorkommendenfalls für eine neue Revolution aufzusparen. Beranger's Wahl war somit weder selbstsüchtig, noch gänzlich blind. Nur einen Vorwurf kann man ihm machen: er begriff nicht, daß in einer Bewegung, welche alles vermengte, für energische Männer nichts unmöglich war. Das auf den öffentlichen Platz geworfene Volk wußte zu wenig, was es wollte, um nicht denjenigen, die sich entschlossen an seine Spitze gestellt hätten, den Preis einsichtsvoller und tugendhafter Kühnheit zu geben. Große Handlungen entstehen ohnehin nur aus einem erhabenen Wahnsinn. Unglückseligerweise scheitern die allzuscharf blickenden Geister an der Klippe, daß sie nicht zu wagen verstehen. Trotz seines Mißtrauens gegen das Königthum, wollte Beranger gleichwohl einen König, weil er klar und auf den ersten Blick sah, daß es leichter war, eine Monarchie zu machen, als eine Republick zu gründen. Er war aufrichtig, er war loyal, aber seine eigene Klarheit führte ihn irre.

Der Herzog von Orleans hatte also gleich am ersten Tag nach dem Siege des Volks die Macht der Namen und die der Ideen für sich: Jacques Laffitte und Beranger.

Als Herr Glandevès aus Herrn Laffitte's Haus trat, sah er die Herren Thiers, Mignet und Laréguy hineingehen. Eine orleanistische Proklamation wurde beschlossen. Herr Thiers verfaßte sie, und man kam überein, sie im National, im Courrier français und im Commerce zu veröffentlichen. Um eine Dynastie über den Haufen zu werfen, hatte es der ganzen Kraftanstrengung eines Volkes bedurft; um eine andere zu schaffen, genügten dazu also ein Deputirter und drei Journalisten?

Inzwischen konnte die Gedankenlosigkeit des Volkes, welche den Orleanisten Muth zu ihrem Unternehmen machte, ihnen je nach Umständen auch ein ernstliches Hinderniß in den Weg legen. Als am 30. die Herren Thiers und Mignet, gefolgt von einigen Freunden, aus dem Büreau des National nach dem Börsenplatze gingen und der versammelten Menge auf kleinen Blättchen Papier die Lobeserhebung des Herzogs von Orleans austheilten, mußten sie sich sehr wundern über das Staunen, welches sie erregten. Auf dem Börsenplatz wurde es ihnen ängstlich zu Muthe, denn hier wurden sie mit Zischen empfangen.

Die Erhebung des Herzogs von Orleans hatte natürliche Gegner in den jungen Leuten, die sich im Carbonarismus für Lafayette und gegen Manuel ausgesprochen hatten. Sie eilten auch, ihr Mißtrauen und ihre Antipathieen zu verbreiten. Als Herr Pierre Leroux den Kämpfern der Passage-Dauphine von dem sich entspinnenden Komplott erzählte, erhob sich nur ein Ruf der Wuth: „Wenn es so steht", sagte man, „so fängt die Schlacht auf's Neue an; wir wollen nur wieder Kugeln gießen."

Zeuge dieses von ihm selbst erregten Ausbruchs von Zorn, begab sich Herr Pierre Leroux schnell auf das Stadthaus, um Herrn von Lafayette davon in Kenntniß zu setzen. Er malte ihm mit lebhaften Farben, wie es stehe, erinnerte ihn, welche Pflicht ihm in den gegenwärtigen Umständen der ganz republikanische Anstoß auferlege, den er selbst dem Carbonarismus gegeben, und stellte ihm schließlich vor, daß die Throngelangung eines andern Bourbons das Signal zu einem neuen furchtbaren Kampf sein würde.

In einem großen Lehnstuhl sitzend, unbeweglich, stieren Blickes, schien Herr von Lafayette sich von seinem Erstaunen über das Gehörte nicht erholen zu können. Auf einmal tritt Herr von Boismilon ein. Er verlangte ein Freilassungsdekret für den ältesten Sohn des Herzogs von Orleans, der sein Regiment in Joigny verlassen hatte und deswegen von dem Maire von Montrouge, Herrn Leullier, verhaftet worden war. „Man muß Ihnen wenigstens Zeit lassen, die Sache in Ueberlegung zu ziehen", sagte Herr Pierre Leroux zu Lafayette, und als Herr von Boismilon sich entfernt hatte, fertigte Herr Pierre Leroux schnell den Befehl aus, es bei der Verhaftung bewenden zu lassen. Er legte Herrn von Lafayette das Papier vor, und dieser war auf dem Punkt, zu unterzeichnen, als Herr Odilon Barrot in der Uniform eines Nationalgardisten erschien. Er zog den alten General in ein anderes Zimmer, wo er ängstlichen Rathschlägen Gehör schenkte und Herrn Comte nach Montrouge schickte, um den jungen Prinzen in Freiheit setzen zu lassen.

Auf der andern Seite hatte sich das Gerücht von dieser Verhaftung unter dem Säulengang des Theaters des Nouveautés verbreitet, wo unter

den Befehlen des Herrn Etienne Arago eine Schaar ungestümer, kühner Männer bivouakirte. „Es ist ein Prinz", riefen sie, „laßt uns ihn erschießen!" und sie setzten sich in Bewegung. Ihr junger Anführer, der sie nicht zurückhalten konnte, schrieb an Herrn von Lafayette, das Leben des Herzogs von Chartres sei in Gefahr, und er müsse sehr eilen, wenn er es retten wolle. Er selbst machte absichtlich einen sehr bedeutenden Umweg mit seinen Leuten. Einige Schritte von der Barrière du Maine ließ er sie unter dem Vorwande, daß sie der Ruhe bedürfen, sich in die Straßengräben legen, ging sodann selbst zum Anführer des Postens, der die Barrière bewachte, und ersuchte ihn, seine Leute nicht bewaffnet hinausziehen zu lassen, wenn sie erscheinen würden. Sodann ging er selbst nach Montrouge, wo Herr Comte bereits angekommen war. Der Herzog von Chartres reiste sogleich, mit den Herren Boudrand und von Boismilon voraus, nach Croix-de-Berny ab, wo Herr Leullier seine Eigenschaft als Maire geltend machen mußte, um ihm Postpferde zu verschaffen. Der junge Prinz zitterte am ganzen Leibe, obgleich er nicht wußte, in welch' drohender Gefahr sein Leben geschwebt hatte. Denn was wäre geschehen, wenn Herr Etienne Arago alles das gethan hätte, um ihn zu Grunde zu richten, was er zu seiner Rettung that? und wer kann sagen, welche Richtung dann die Angelegenheiten genommen haben würden? Hätte der Herzog von Orléans eine Krone im Blute seines Sohnes aufheben können? Eine Viertelstunde mehr oder weniger — daran hängen also die Geschicke eines Königshauses! Eine herbe Lehre für den Hochmuth!

Die Orleanisten ermangelten nicht zu behaupten, der Herzog von Chartres habe Joigny verlassen, um seinen Degen dem Dienste des Aufstandes zu weihen. Ihre Gegner dagegen versicherten, er habe sich unter die Befehle Karls X stellen wollen. So viel ist gewiß, daß Herr Leullier, der aus einer patriotischen Verhaftung eine großmüthige Gastfreundschaft gemacht, bei dieser Gelegenheit dem Hause Orleans einen unberechenbaren Dienst erwiesen hatte, welcher schnell vergessen wurde.

Dem sei, wie ihm wolle, zwischen den Republikanern und den Orleanisten konnte der Sieg nicht lange zweifelhaft bleiben. Diese hatten den unermeßlichen Vortheil einer bereits fertigen Regierung für sich. Laffitte konnte sich daher ungestraft aller Vorrechte der Souveränität bemächtigen, und er war es, der Carrel nach Rouen schickte, um dort die Revolution zu leiten. Bei ihm versammelten sich die Deputirten wieder am Morgen des 30. In diese Versammlung, welche in Abwesenheit des durch eine Quetschung am Fuß verhinderten Herrn Laffitte für den Augenblick von Herrn Berard präsidirt wurde, brachte man folgende Proklamation mit, die, Dank dem Eifer der Orleanisten, bereits alle Straßenecken von Paris bedeckte:

„Karl X kann nicht mehr nach Paris zurückkehren: er hat das Blut des Volkes fließen lassen.

„Die Republik würde uns schrecklichen Stürmen aussetzen: sie würde uns mit Europa entzweien.

„Der Herzog von Orleans ist ein der Sache der Revolution ergebener Prinz.

„Der Herzog von Orleans hat nie gegen uns gefochten.

„Der Herzog von Orleans war bei Jemmapes.

„Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig.

„Der Herzog von Orleans hat die drei Farben im Feuer getragen; der Herzog von Orleans allein kann sie noch tragen. Wir wollen keine anderen.

„Der Herzog von Orleans spricht sich nicht aus. Er erwartet unsern Wunsch. Sprechen wir diesen Wunsch aus, und er wird die Charte annehmen so, wie wir sie immer verstanden und gewollt haben. Er wird seine Krone vom französischen Volke haben."

Diese Proklamation war mit vieler Kunst abgefaßt. Man wiederholte darin häufig den Namen des Herzogs von Orleans, damit dieser dem Volke wenig bekannte Name sich seinem Gedächtnisse um so schneller einpräge. Indem man zu einer Menge, welche sich um die politischen Formen wenig bekümmerte, von der dreifarbigen Fahne und von Jemmapes sprach, interessirte man für die Erhebung des Auserkohrenen der Bourgeoisie das Nationalgefühl, das die Siege der Republik und des Kaiserreichs so mächtig gesteigert hatten. Endlich berief man sich, um sie desto sicherer zu vernichten, auf die Souveränität des Volkes; ein alter Kniff von muthlosen Ehrgeizigen.

Ein solches Manifest mußte natürlich einen bedeutenden Eindruck auf die Versammlung machen. Das Lob des Herzogs von Orleans ging von Munde zu Munde. Was bedurfte es mehr, um ihm unter diesen Leuten eine mächtige Partei zu gewinnen? Der Herzog von Orleans — das war die Monarchie und ein Name.

Als sich mittlerweile der General Dubourg in Generalsuniform und mit einer Reitgerte in der Hand einstellte, erblickten die Deputirten in seinem Besuche nur eine anmaßliche Verwegenheit. Man weigerte sich, ihn anzuhören und sogar ihn zu empfangen. Das gesetzliche Ansehen organisirte sich bereits auf den Trümmern der Gewalten der Empörung, und die Herrschaft der ganz neuen Menschen begann vor der Macht alter Reputationen zu erblassen.

Aber es war von Wichtigkeit, die sittliche Macht dieser Revolution, deren materielle Kraft damals auf dem Grèveplatze war, zum Vortheile der Monarchie auszubeuten. Die Deputirten beschlossen, das Palais-Bourbon dem Stadthaus gegenüberzustellen, und unter dem Vorwand, daß im Hause eines einfachen Privatmannes keine ernsthafte Berathung stattfinden könne,

kamen sie überein, sich gegen Mittag im Palast der Gesetzgebung einzufinden. Dies hieß die Lage wohl begreifen. Die Macht verbreitet nie einen größern Nimbus um sich, als am Tag nach gewaltsamen und plötzlichen Erschütterungen; denn was die versammelte Menge am meisten verblüfft und verlegen macht, ist, wenn sie sich ohne einen Herrn sieht.

Gleichwohl konnte man dem Herzog von Orleans die Krone nicht geben, ohne vorher zu wissen, wie weit nöthigenfalls der Flug seines Ehrgeizes reichen würde. Man hatte ihm bereits einige Botschaften zugesandt. Folgender Brief *), welchen einer der Boten, die Herr Laffitte Tags zuvor an den Prinzen abgeschickt, am 30. Juli Morgens ein Viertel über drei Uhr im Schloß Neuilly geschrieben, mag einen Begriff von der allda herrschenden Stimmung geben:

„Der Herzog von Orleans befindet sich mit seiner ganzen Familie in Neuilly. Ganz in der Nähe, in Puteaux, stehen die königlichen Truppen, und ein einziger vom Hofe ausgehender Befehl würde hinreichen, ihn der Nation zu entreißen, die in ihm ein mächtiges Pfand für die künftige Sicherheit finden kann.

„Unser Vorschlag ist, eine Deputation der konstituirten Behörden zu ihm zu schicken und ihm die Krone anzubieten. Sollte er von Familienbedenklichkeiten oder Zartgefühl sprechen, so kann man ihm sagen, sein Aufenthalt in Paris sei von wesentlicher Wichtigkeit für die Ruhe der Hauptstadt und Frankreichs, und man sehe sich genöthigt, ihn da in Sicherheit zu bringen. Auf die Unfehlbarkeit dieser Maßregel kann man rechnen. Ueberdies kann man gewiß sein, daß der Herzog von Orleans nicht säumen wird, vollständig den Wünschen der Nation beizutreten.“

Diese Note hatte ohne Zweifel die Bestimmung, den Anhängern des Herzogs von Orleans den Weg anzudeuten, den sie einschlagen sollten. Sie mußten ihm die Krone anbieten und sich dabei den Anschein geben, als thäten sie ihm Gewalt an, unter dem Vorwande, seine Anwesenheit in Paris sei nothwendig zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Aber man ließ sie zum voraus wissen, daß sie bei dem gefährlichen Anerbieten keine abschlägliche Antwort zu fürchten haben.

Herr Thiers war wieder im Hotel Laffitte erschienen. Als er hörte, daß man ihm in Neuilly zuvorgekommen, beklagte er sich verdrießlich, daß man ihn vergessen habe. „Es ist doch ganz einfach, daß man die Abwesenden vergißt“, sagte Beranger etwas spöttisch zu ihm. „Uebrigens, wer hält Sie denn zurück?“ Herr Thiers ließ seine Sendung durch Herrn Se-

*) Dieser im Memorial des Stadthauses abgedruckte Brief befindet sich noch heute in den Händen des Herrn Hippolyte Bonnelier.

bastiani beglaubigen und reiste in Begleitung des Herrn Scheffer ab. Er ging dem Glück entgegen.

Im Schloß Neuilly angelangt, wurden die zwei Unterhändler von der Herzogin von Orleans empfangen. Während Herr Thiers den Zweck seiner Sendung auseinandersetzte, malte sich große Bestürzung auf dem strengen Gesichte der Herzogin; und als sie vernahm, daß es sich darum handle, die Krone eines Greises, der sich stets als treuer Verwandter und großmüthiger Freund erprobt, in ihr Haus übergehen zu lassen, wandte sie sich mit einer Bewegung voll Seelenadel zu Herrn Scheffer und sagte zu ihm: „Mein Herr, wie haben Sie eine solche Sendung annehmen können? Daß dieser Herr es gewagt hat, begreife ich: er kennt uns nur wenig; aber Sie, ein Hausfreund, der uns besser verstehen sollte — — nein, wir können es Ihnen nie verzeihen!" Bei dieser großherzigen Weigerung standen die beiden Abgesandten ganz verdutzt da, als Madame Adelaide dazukam, gefolgt von Frau von Montjoie. Madame Adelaide hatte einen zu mannhaften Geist und im Grunde ihrer Seele zu wenig religiöses Zartgefühl, um vor Familienrücksichten zurückzuweichen. Gleichwohl durchschaute sie die Gefahren, von welchen ihr Bruder umgeben war, auf den ersten Blick und sagte daher schnell: „Man mache meinen Bruder zum Präsidenten, zu einem Nationalgardisten, zu was man will, nur ächte man ihn nicht." Diese Worte waren der naive und getreue Ausdruck der Gesinnungen des Prinzen in diesem Augenblick. Aber was Herr Thiers anbot, war eine Krone, und einer solch verführerischen Lockung vermochte Madame Adelaide nicht zu widerstehen. Von ganzem Herzen dem Herzog, ihrem Bruder, zugethan, dessen Ansichten sie theilte und auf den sie einige Herrschaft ausübte, hatte sie für ihn von Ehren und Herrlichkeiten geträumt, deren sie ihn würdig glaubte. Eine einzige Besorgniß schien sie zu beunruhigen. Was würde Europa davon denken? Wenn er sich auf diesen Thron setzte, von welchem Ludwig XVI nur herabgestiegen war, um sofort das Schaffot zu besteigen: verbreitete er dann nicht in allen Königshäusern Schrecken und Bestürzung, und würde nicht der Weltfriede dadurch in Zweifel gestellt?

Herr Thiers antwortete, diese Besorgnisse seien nicht gegründet; England, noch ganz voll von Erinnerungen an die überwundenen Stuarts, würde sich freuen über eine Entwicklung, wozu seine eigene Geschichte das Beispiel und Vorbild liefere; die absoluten Könige aber würden es dem Herzog von Orleans nicht verübeln, wenn er eine im Sturme schwebende Krone fest auf sein Haupt setzte, sondern ihm vielmehr Dank wissen, daß er durch seine Erhebung den entfesselten Leidenschaften einen Damm entgegensetzte; es sei etwas Großes, Frankreich zu retten, und wenn es für die Legitimität zu spät sei, so sei es noch immer Zeit für die Monarchie; kurz und gut, der Herzog von

Orleans habe bloß zwischen den Gefahren zu wählen, und wenn er beim dermaligen Stand der Dinge die möglichen Gefahren des Königthums fliehen würde, so hieße dies die Republik zum Kampf reizen und ihren unvermeidlichen Stürmen sich aussetzen.

Solche Gründe waren nicht geeignet, die demüthige, fromme Seele der Herzogin von Orleans zu rühren, fanden aber leichten Eingang bei Madame Adelaide. Ein Kind von Paris, wie sie sich selbst nannte, erbot sie sich, mitten unter die Pariser zu treten. Es wurde beschlossen, den Herzog zu benachrichtigen und Herrn von Montesquiou zu ihm zu schicken.

Er war damals in Raincy, wohin er sich geflüchtet hatte. Auf die Nachricht von den Dingen, die im Werke sind, steigt er in den Wagen, und Herr von Montesquiou macht seinen Vorreiter. Bald scheint ihm das Rädergerassel sich immer mehr zu entfernen. Herr von Montesquiou dreht sich um, und siehe da! der Wagen des Prinzen fuhr in gestrecktestem Galopp nach Raincy zurück. Natürliche Folge der Unschlüssigkeit, von welcher der Herzog von Orleans gepeinigt wurde!

Die Stunde der entscheidenden Entschließung war für ihn gekommen, aber sie fand ihn zaghaft und muthlos. Den freigebigen Spendern eitler Popularität nicht entgegenzulaufen, sondern sie allmälig an sich zu ziehen; jeden auffallenden Schritt zu vermeiden, aber nichts desto weniger glauben zu machen, daß man bereit sei, nichts abzuschlagen; mit wichtiger Miene viel zu versprechen; in den einflußreichen Aufwieglern die künftigen Stützen einer neuen Herrschaft zu schonen; sich von der Bewegung der Parteien tragen, nicht aber von ihnen sich hinreißen zu lassen, das war während der Restauration die Rolle gewesen, die man Philipp, Herzog von Orleans, bei Hofe zuschrieb. Mit derjenigen Art von Muth begabt, welche, unversehends in Anspruch genommen, die Sache aussicht, nicht aber mit derjenigen, welche fernen Gefahren ohne Unruhe entgegenblickt, hatte er lange Jahre damit zugebracht, eine Katastrophe vorherzusehen und zu fürchten. Da er um keinen Preis in irgend einen großen Schiffbruch verwickelt werden wollte und nicht zu den starken Seelen gehörte, die sich das Unglück gerne gefallen lassen, wenn es nur mit Ehre verbunden ist, so ertheilte er dem Hofe anfangs interessirte, aber aufrichtige Rathschläge. Zurückgestoßen, war er nur noch darauf bedacht, sich eine Nebenexistenz in der königlichen Familie zu gründen. Er zögerte mit seinem Geschick. Sich des Raubs der Seinigen zu bemächtigen und seinen Kopf bei dem Spiele einzusetzen, wäre ein Unterfangen gewesen, wozu es ihm durchaus an Muth gebrach. Er wollte bei ihrem Sturze sich selbst retten, das war alles. Nie hätte er dem Unvorhergesehenen geopfert und er war keines jener heroischen Wagnisse fähig, woraus die Rolle der Ehrgeizigen zusammengesetzt ist. Beim ersten Lärm der Um-

wälzung, welche er vorhergesehen hatte, mußte man ihm zu beweisen suchen, das sicherste Mittel, um Eigenthümer zu bleiben, sei, König zu werden. Denn wenn er die Krone annahm, so behielt er seine Domainen.

Nach Paris zurückgekehrt, sprach Herr Thiers überall mit Begeisterung von dem huldreichen Empfang, der ihm bei den Prinzessinnen geworden, und ließ in seine Erzählungen von allem dem, was ihn entzückt habe, eine Menge abgeschmackter, vielleicht auch unwahrer Details einfließen, ja er sprach von dem Glas Wasser, das beinahe königliche Hände ihm gereicht. War es eine Schlinge für die leichtgläubige Eitelkeit der Bürgersmänner, die ihm zuhörten, oder hatte er selbst sich von dieser gnädigen Leutseligkeit übertölpeln lassen, der letzten Form, in welche sich der Hochmuth der Großen einhüllt?

Mittags versammelten sich die Deputirten, dem gefaßten Beschlusse zufolge, im Palais-Bourbon. Herr Laffitte wußte recht gut, wie wichtig es in Augenblicken der Verwirrung ist, den Leuten ein festbestimmtes Ziel vorzuhalten. Um Revolutionen zu machen, muß man genau wissen, was man nicht will, aber ein sicheres Mittel, sie zu beherrschen, ist, besser als alle Andern zu wissen, was man will. Die in Herrn Laffitte's Gedanken Eingeweihten verbreiteten daher das Gerücht, es sei Alles bereit zur Einsetzung des Herzogs von Orleans; er allein sei der Mann, die Rückkehr des Despotismus zu verhindern und der Demagogie Zaum und Gebiß anzulegen. Solche geschickt ausgestreuten Redensarten beruhigten die Furchtsamen, ermuthigten die Schwachen, bestimmten die Unentschlossenen und gründeten in Wirklichkeit die Macht der Partei, die man als so mächtig darstellte; denn der Muth der meisten Menschen besteht aus einer Masse von Feigheit.

Durch Zuruf zum Präsidenten ernannt, eröffnete Herr Laffitte die Sitzung, und Herr Berard kündigte den bevorstehenden Besuch des Herzogs von Mortemart an. Jetzt mußten diejenigen von einem tiefen Gefühl des Mitleids und der Bitterkeit ergriffen werden, welche sahen, auf was für Art alle diese bleichen Gesetzgeber die Ankunft eines königlichen Abgesandten erwarteten. Auf der einen Seite konnten sie den Siegesjubel von außen hören; auf der andern schien ihr alter Herr und Meister sie noch von Saint-Cloud zu überwachen. Das Bewußtsein dieser gedoppelten Gefahr spiegelte sich bei den meisten in Haltung und Gesicht ab, denn es lag ihnen alles daran, ihre Zukunft nicht zu gefährden.

Ein einziges Mitglied saß auf den für die Vertheidiger des alten Monarchen aufbewahrten Bänken: Herr Hyde von Neuville. Er erhob sich und verlangte mit trauriger Stimme, eine Kommission aus Pairs und Deputirten solle beauftragt werden, geeignete Maßregeln vorzuschlagen, um alle Interessen zu versöhnen und alle Gewissen zu beruhigen. Dieser Vorschlag ent-

sprach vortrefflich der Bangigkeit, welche überall auf den schwankenden Seelen lastete: er wurde günstig aufgenommen, und man wollte eben zur Ernennung der Kommissäre schreiten, als der General Gerard die Nachricht brachte, es seien so eben fünfzehnhundert Rouener in Paris angekommen: sie haben mehrere Kanonen mitgebracht und dieselben auf den Höhen des Montmartre aufgepflanzt. Bei Vorführung dieser kriegerischen Bilder gerieth die Versammlung in eine Art Zittern. Man verwirrt, man ängstigt sich, und mitten in der peinlichen Befangenheit kommen folgende Namen aus der Wahlurne hervor: Augustin Perier, Sebastiani, Guizot, Delessert, Hyde von Neuville. Die Wahl solcher Kommissäre zeigte deutlich genug, daß in den Augen der Deputirten Karl X noch nicht aufgehört hatte, König zu sein. Die Kommissäre begaben sich nach dem Luxembourg. Herr Laffitte vermochte seine Unruhe nicht zu verbergen: er fühlte, daß ihm der Sieg aus den Händen entwischte. Auf einmal tritt Herr Colin von Sussy ein, die letzten Ordonnanzen Karls X in der Hand haltend. Wenn man sie angehört hätte, so wäre es ohne Zweifel um die Kandidatur des Herzogs von Orleans geschehen gewesen, allein die Festigkeit des Präsidenten war unerschütterlich: Herr von Sussy mußte sich zurückziehen. Aber Gefahren anderer Art bedrohten die orleanistische Partei. Das um den Palast ausgebreitete Volk begehrte Einlaß, und der Präsiden t erhielt einen Brief, worin dieses Verlangen sehr energisch ausgesprochen wurde. Nun ist in solchen Augenblicken die Oeffentlichkeit der Sitzungen das Forum. Herr Laffitte, welcher die Versammlung der Deputirten in den Hallen der Gesetzgebung gewünscht hatte, damit ihre Debatten einen feierlichen Charakter bekommen möchten, Herr Laffitte ließ nachlässig die Worte fallen: „Es ist dies keine Sitzung, sondern eine einfache Zusammenkunft von Deputirten.“ Damit war alles gesagt.

Die Pairs von Frankreich hatten sich ihrerseits nach dem Luxembourg begeben. Hier bemerkte man zwischen den Herren von Broglie, Molé, Pastoret, von Choiseul, de la Roche-Aymon, von Coigny, von Tarent, von Dreux-Brézé den Herzog von Mortemart, noch blaß von einer langen Ohnmacht, den alten Marquis von Semonville und den Dichter aller Ruinen, Vicomte von Chateaubriand. Er war unter lautem Beifallsgeschrei, getragen auf den Armen einer enthusiastischen Jugend, in diesem Palast einer entarteten Aristokratie angekommen, in der Absicht, die Majestät der Dinge, die lange Zeit gelebt haben, von einem letzten vernichtenden Schlage zu retten. Etwas bei Seite sitzend, melancholisch und triumphirend, blieb er einige Zeit stumm, und man sah, daß die gewaltsamsten Gefühle in seiner Brust stürmten. Bald jedoch erwachte er aus seiner Versunkenheit in sich selbst, wurde lebendig und forderte seine Kollegen zu unerschrockener Treue

auf. „Protestiren wir," rief er, „zu Gunsten der sterbenden Monarchie! Nöthigenfalls können wir ja Paris verlassen; aber wohin uns auch die Gewalt treiben mag, meine Herren, lassen sie uns den König retten, und auf die guten Aussichten des Muthes vertrauen." Dann fügte er, gleich als ob die Huldigung, die ihm so eben zu Theil geworden, einige Verwirrung in seine Gedanken gebracht hätte, in begeistertem Tone hinzu: „Lassen Sie uns auch an die Preßfreiheit denken. Es handelt sich um das Wohl der Legitimität. Eine Feder! zwei Monate! und ich richte den Thron wieder auf!" Selbsttäuschungen eines Poeten! Die Gesandten der Bourgeoisie traten ein, um für ihren Auserkohrenen die Reichsverweserei zu verlangen; und aus dieser Versammlung von Herzögen erhoben sich nur wenige Stimmen zu Gunsten einer Macht, die auf ihrer Neige stand. Die menschliche Niederträchtigkeit flüchtet sich gerne unter den Glanz hoher Stellungen. Je höher der Stand, desto gewöhnlicher die Verräthereien; die erlauchtesten sind die häufigsten.

Inzwischen wartete man im Palais-Bourbon mit Aengstlichkeit auf die Rückkehr der Kommissäre. Herr Dupin machte darauf aufmerksam, wie gefährlich dieser aufgeregte Zustand von Paris sei. Herr Keratry verlangte, man solle einen Entschluß fassen, und Benjamin Constant, dieser Entschluß solle ein radikaler sein. Endlich ließ Lafayette vom Stadthause her, wo tausend verschiedene Gerüchte ihn umlagerten, den Deputirten sagen, sie sollen sich nicht übereilen und die Krone nicht ohne Bedingungen vergeben. Mittlerweile erschienen die Kommissäre. Der General Sebastiani stattete Bericht vom Erfolg ihrer Sendung ab, und er, der noch an demselben Tage die Worte ausgesprochen hatte: „Es gibt nichts Nationales hier als die weiße Fahne!" verfaßte gemeinschaftlich mit Benjamin Constant folgende Erklärung:

„Die Versammlung der in Paris anwesenden Deputirten hat es für dringend nothwendig gefunden, Seine königliche Hoheit, den Herzog von Orleans, zu bitten, daß er sich in die Hauptstadt verfüge, um allda die Funktionen eines Reichsverwesers zu übernehmen, und ihren Wunsch gegen ihn auszusprechen, daß die dreifarbige Kokarde beibehalten werde. Sie hat überdies die Nothwendigkeit gefühlt, sich unabläßig damit zu beschäftigen, daß dem Lande in der nächsten Sitzung der Kammern alle die Bürgschaften gesichert werden, welche zur vollständigen und gänzlichen Vollziehung der Charte unumgänglich nothwendig sind."

Die Verlesung dieser Akte brachte eine große Aufregung in der Versammlung hervor. Diejenigen, die, wie Herr Laffitte, den Herzog kannten, rechneten zu wenig auf seine Kühnheit, um ihn nicht absichtlich kompromittiren zu wollen. Sie fürchteten, eine einfache Einladung möchte für seine

Anschauungsweise die Gefahren des Augenblicks vergrößern, und er hartnäckiger sein, als es sich in solchen äußersten Momenten paßt, wo alles von einer raschen Entscheidung abhängt. Sie hätten gewünscht, die Kammer solle ihn feierlich und peremtorisch zum Reichsverweser ernennen und dadurch so weit in die Bahn der Revolution hineintreiben, daß er nicht mehr zurückweichen könne. Da sie seinen mehr überlegten als muthvollen, mehr glühenden als thatkräftigen Ehrgeiz kannten, so hätten sie gerne seine Hoffnungen gekrönt und ihn gleichwohl der Nothwendigkeit überhoben, Muth zu zeigen. Diejenigen dagegen, die sich noch nicht entschieden hatten, glaubten schon viel zu weit zu gehen, wenn sie einen Wunsch ausdrückten, der revolutionär scheinen konnte. Mitten unter diesem bangen Hin- und Herschwanken erhob sich die Stimme des Herrn Laffitte, mit dem Verlangen, die Erklärung solle wegen ihrer Wichtigkeit unterzeichnet werden. Die Unruhe wurde immer größer. „Sie haben kein Recht, über die Krone zu verfügen!" rief Herr Villemain. — „Bitte", sagte in weinerlichem Tone der alte Charles von Lameth, „erinnern Sie sich doch an die Revolution und die Gefährlichkeit der Unterschriften." — „Was mich betrifft," sagte Herr Delessert, „so unterzeichne ich alles, wofür ich stimme." Endlich wurde die aus dem Kommissionalbericht hervorgegangene Erklärung angenommen, und eine Deputation von zwölf Mitgliedern, mit Herrn Gallot als Präsidenten, erhielt den Auftrag, nach Neuilly zu reisen und dem Herzog von Orleans die Beschlüsse oder vielmehr Wünsche der Kammer zu überbringen.

Es ist zu bemerken, daß weder die Deputirten, noch ihr Präsident es gewagt hatten, ihre Namen unter die vorerwähnte Erklärung zu setzen. Als eine Abschrift davon an die Munizipalkommission geschickt wurde, fand Herr Mauguin die von der Kammer angenommene Redaktion ihrem Inhalte nach so gegenrevolutionär und in Beziehung auf Form so unbestimmt und zweideutig, daß er auf der Stelle an Herrn Laffitte schrieb, eine solche Urkunde könne nur mit der Namensunterschrift der Verfasser als Regierungsakt veröffentlicht werden. Er hatte Recht.

Je näher nämlich die Entwickelung heranrückte, um so angestrengter wurden die Bemühungen der Republikaner. Bei dem Restaurateur Lointier versammelt, berathschlagten sie sich mit der Flinte in der Hand. Politische Wissenschaft, Sachkenntniß, Stellung, große Namen, großes Vermögen, dies alles ging ihnen ab. Darin lag ihre Schwäche, aber auch ihre Kraft. Sie konnten allem trotzen und deswegen auch alles erlangen. Sie hatten feuerfeste Ueberzeugungen, denn man muß viel studirt und sich viel im Leben umgesehen haben, um zum Zweifel zu gelangen. Sie kannten um so weniger Bedenklichkeiten, je weniger sie sich von den Hindernissen Rechenschaft ablegten, und zum Tode bereit, waren sie es eben dadurch auch zur Herrschaft.

Die orleanistische Partei fürchtete sie, wagte es aber nicht, sie mit offenem

Visir zu bekämpfen. Sie hatte daher, um sie zu entmuthigen oder zu verun- einigen, einige ihrer eifrigsten Anhänger zu ihnen geschickt. Die Herren Lar- réguy und Combe-Sieyès boten alles auf, um in der Versammlung Lointier der Kombination den Sieg zu verschaffen welche eine neue Dynastie auf den Thron berief, und man muß sagen, daß die Beistimmung Beranger's diesen Versuchen einen gewaltigen Nachdruck verlieh. Bald entspann sich ein stürmischer Kampf. Die ehrlichen Republikaner knirschten vor Entrüstung, als sie sich durch die Intrigue das wegdisputiren sahen, was sie ihren Sieg nannten. Mit dem Uebermaß von Mißtrauen, das kämpfenden Parteien eigen ist, beschuldigten einige bereits Herrn Chevallier, den Präsidenten der Versammlung, er verlän- gere absichtlich die Sitzung und ziehe die Verhandlungen hinaus, um die groß- herzigen Leidenschaften sich abkühlen und erlöschen zu lassen. Ein Mitglied legte geradezu auf einen orleanistischen Redner an. Endlich wurde beschlossen, eine Kommission an die auf dem Stadthause sitzende provisorische Regierung abzusenden mit einer Adresse, die folgendermaßen begann:

„Das Volk hat gestern seine geheiligten Rechte mit seinem Blute wieder erobert. Das kostbarste dieser Rechte ist das, seine Regierung frei zu wählen. Man muß verhindern, daß irgend eine Proklamation erlassen wird, welche ein Oberhaupt bezeichnet, so lange die Regierung selbst noch nicht bestimmt wer- den kann.

„Es besteht eine provisorische Vertretung der Nation. Sie bleibe per- manent, bis die Mehrheit der Franzosen ihren Wunsch hat bekannt machen können u. s. w.“

Herr Hubert wurde beauftragt, diese Adresse nach dem Stadthause zu bringen; er ging, in der Uniform eines Nationalgardisten und begleitet von mehreren Mitgliedern der Versammlung, unter ihnen Trelat, Teste, Charles Hingray, Bastide, Poubelle, Guinard, sämmtlich Männer voll Thatkraft, Un- eigennützigkeit und Feuereifer. Die Deputation bahnte sich einen Weg durch die unübersehbare Volksmenge, die sich über den Grèveplatz ausgebreitet hatte. Hubert trug die Adresse an der Spitze eines Bajonettes.

Zum General Lafayette zugelassen, umringen ihn die Republikaner mit einer Art ernster, aber zugleich etwas gebieterischer Ehrerbietung. Hubert verliest die Adresse mit stark betonender Stimme, zeigt sofort mit dem Finger an der Decke oben die ganz frischen Spuren von Kugeln und beschwört Lafayette bei den Erinnerungen des Kampfes, die Früchte des Volkssieges nicht zu Grunde gehen zu lassen. Er fügt hinzu, Lafayette sei dem Volke Rechenschaft für die Macht schuldig, welche ihm ein verehrter Name gebe; sich zurückzuziehen, wäre Schwäche oder Verrath. Schließlich fordert er ihn dringend auf, die Diktatur zu übernehmen. Dies hieß zu viel von seiner Kühnheit voraussetzen. Innerlich verwirrt, aber gleichwohl noch Herr über sich selbst, hielt der General eine

lange Rede, in der sich seine Verlegenheit nur durch den Unzusammenhang der Gedanken und Wortverschwendung verrieth. Er sprach von den Vereinigten Staaten, von der ersten Revolution, von der Rolle, die er bei diesen großen Ereignissen gespielt; und so verwischte sich die Feierlichkeit des Vorschlages, den man ihm machte, bald in den Einzelheiten einer vertraulichen, bedeutungslosen Unterhaltung. „Können wir wenigstens auf Preßfreiheit rechnen?" fragte eine Stimme. — „Wer zweifelt daran?" antwortete mit einem Fluche Herr von Laborde. Jetzt erzählten einige von den Umstehenden, sie haben eine Proklamation verfaßt, für welche sie keinen Drucker zu finden vermocht; diejenigen, an welche sie sich gewandt, haben ihnen ein ausdrückliches, vom Herzog von Broglie unterzeichnetes Verbot vorgewiesen. „Nehmen Sie sich wohl in Acht, meine Herren," sagte Herr von Lafayette mit ungläubigem Lächeln, „in gewissen Epochen läßt man kein Mittel unversucht. Wie oft hat man nicht in der ersten Revolution meine Unterschrift verläumdet?" Mit solchem leeren Gerede vergeudete Herr von Lafayette auf dem Stadthause die kostbaren Stunden, die man im Hotel Laffitte so gut anwandte. Aber ein außerordentlicher Umstand brachte neues Leben in die Versammlung. Die Thüre in Herrn von Lafayette's Kabinet öffnet sich und man meldet dem General ganz leise den Besuch eines Pairs von Frankreich. „Er mag eintreten!" — „Aber er wünscht ein Gespräch unter vier Augen." — „Er trete ein, sage ich. Ich bin hier mitten unter meinen Freunden, und diese dürfen alles hören, was man von mir verlangt. Der Pair von Frankreich wurde eingeführt. Es war der Graf von Sussy. Tiefer Kummer lag auf seinem Gesichte, und Thränen standen in seinen Augen. Er hielt Herrn von Lafayette die Ordonnanzen hin, deren Annahme die Kammer der Abgeordneten verweigert hatte. Herr von Lafayette richtete über die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Lafayettes und den Mortemarts einige Worte an ihn, worin der Republikaner nicht undeutlich auch den vornehmen Herrn durchblicken ließ, nahm sofort die Papiere, die man ihm überreichte, und ließ seine jungen Freunde hineinblicken wie in ein Kartenspiel. Kaum hatte man den Inhalt vernommen, als ein Schrei der Wuth im ganzen Saale widerhallte. „Man täuscht uns! Was soll das heißen? Neue Minister von Karl X ernannt! Nein, nein! keine Bourbons mehr!" und die anwesenden Republikaner sahen einander voll Unruhe an. Einer von ihnen, Herr Bastide, stürzte auf Herrn von Sussy zu, um ihn aus dem Fenster zu werfen. „Was fällt dir ein?" sagte Trelat, ihn zurückhaltend, „einen Unterhändler!" Jetzt wendet sich Herr von Lafayette, immer ruhig inmitten der allgemeinen Aufregung, mit ausdrucksvoller Geberde gegen Herrn von Sussy um und fordert ihn mit einem Lächeln auf, sich zur Munizipalkommission zu begeben. In diesem Augenblicke tritt der General Lobau auf und erbietet sich dem Grafen zum Führer. Die Mitglieder der repu=

blikanischen Deputation werden unruhig und verlassen jetzt schnell Herrn von Lafayette, um Herrn von Sussy zu folgen. Die einen verirren sich im Stadthause, die andern finden das Kabinet der Munizipalkommission verschlossen. Sie begehren Einlaß, aber man antwortet ihnen nicht, und empört fangen sie an, die Thüre mit ihren Flintenkolben zu bearbeiten. Endlich öffnet man ihnen, und sie erblicken den Grafen von Sussy im freundschaftlichen Geplauder mit den Mitgliedern der Munizipalkommission. Nur Herr Audry von Puyraveau hatte eine leidenschaftliche Haltung. „Nehmen Sie ihre Ordonnanzen wieder mit," rief er, „wir kennen Karl X nicht mehr." Zu gleicher Zeit hörte man die weit hinschallende Stimme Huberts, welcher die Adresse der Versammlung Lointier zum zweitenmale verlas.

Herr Odilon Barrot beeilte sich, im Namen der Munizipalkommission das Wort zu ergreifen. Er bekämpfte mit Gemessenheit und Gewandtheit die Grundsätze, die so eben aufgestellt worden, und er war es, der bei dieser Gelegenheit die später dem Herrn von Lafayette in den Mund gelegten Worte sprach: „Der Herzog von Orleans ist die beste Republik." Während seiner Rede erblickte man auf Herrn Mauguin's Gesicht Zeichen einer entschiedenen Mißbilligung, und mehr als einmal verriethen seine Geberden Unzufriedenheit.

Gänzlich entmuthigt, ersuchte jetzt der Graf von Sussy Herrn von Lafayette um einen Brief an den Herzog von Mortemart, und die republikanische Deputation war im Begriff, wieder abzuziehen, als Herr Audry von Puyraveau auf Hubert zuging, ein Papier aus seiner Tasche zog und sagte: „Hier haben Sie eine Proklamation, welche die Munizipalkommission im Anfang gebilligt hatte, jetzt aber nicht mehr veröffentlichen will. Man muß sie verbreiten." Kaum auf dem Platze angelangt, stieg Hubert auf eine Bank und las der Volksmenge die Proklamation vor, die er so eben empfangen hatte. Sie lautete also:

„Frankreich ist frei.

„Es will eine Konstitution.

„Es gestattet der provisorischen Regierung nur das Recht, ihren Rath zu ertheilen.

„Bis es seinen Willen durch neue Wahlen kund gethan hat, Achtung für folgende Grundsätze:

„Kein Königthum mehr;

„Die Regierung einzig und allein von den durch die Nation erwählten Bevollmächtigten gehandhabt;

„Die vollziehende Gewalt einem temporären Präsidenten anvertraut;

„Die mittelbare oder unmittelbare Mitwirkung sämmtlicher Mitbürger zur Wahl der Deputirten;

„Allgemeine Religionsfreiheit: keine Staatsreligion mehr;

„Die Angestellten bei der Land- und Seemacht vor jeder willkürlichen Absetzung gesichert;

„Einführung der Nationalgarde auf allen Punkten Frankreichs. Der Schutz der Konstitution ist ihnen anvertraut.

„Die Grundsätze, für welche wir unser Leben eingesetzt haben, werden wir nöthigenfalls durch den gesetzlichen Aufstand zu vertheidigen wissen."

Diese Proklamation setzte mit großer Bestimmtheit die Grenze fest, bei welcher im Jahre 1830 die verwegensten Geister, freilich mit Ausnahme einiger wenigen Schüler von Saint-Simon, stehen bleiben. Wenn die Staatsreligion abgeschafft, wenn ein Präsident an die Stelle eines Königs gesetzt, wenn das allgemeine Wahlrecht in einer oder auch in zwei Abstufungen eingeführt wurde, dann legte sich die Kühnheit der meisten Neuerer befriedigt schlafen. Aber würde die Gesellschaft glücklicher sein, wenn man das Recht, sie moralisch zu lenken, dem Staate entrissen hätte? Würde der Umsturz des Königthums hinreichen, um fortan in den bürgerlichen Verhältnissen die Tyrannei des Kapitalisten gegen den Arbeiter unmöglich zu machen? Sollte das allgemeine Wahlrecht als eine Huldigung, die einem metaphysischen Rechte dargebracht wird, proklamirt werden, oder als ein sicheres Mittel, zur Aenderung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung zu gelangen? Solche Fragen waren zu hoch für die Epoche, und mehr als ein Sturm sollte losbrechen, bevor man daran dachte, sie zu entscheiden. Im Jahre 1830 dachte man nicht einmal daran, sie aufzustellen.

Dem sei, wie ihm wolle, die Republikaner hatten gegenüber einem in Bewegung begriffenen Volke den unermeßlichen Vortheil, daß dasjenige, was sie wollten, damals das Allerbestimmteste und Neueste war. Allein es fehlte ihnen an Organisation und hauptsächlich an einem Führer. Um den Impuls zu beurtheilen, den Herr von Lafayette den Ereignissen zu geben im Stande war, darf man nur folgenden Brief, welchen er Herrn von Sussy an den Herzog von Mortemart mitgab, mit den Umständen vergleichen, unter denen er geschrieben wurde:

„Herr Herzog!

„Ich habe den Brief, womit Sie mich beehrten, mit all den Gefühlen empfangen, welche mir Ihr persönlicher Charakter seit langer Zeit einflößt. Der Herr Graf von Sussy wird Ihnen das Weitere über den Besuch mittheilen, den er mir abzustatten die Güte hatte; ich habe Ihre Wünsche erfüllt, indem ich Ihre Zuschrift vielen Personen vorlas, die mich umgaben; ich habe Herrn von Sussy veranlaßt, zu der nicht sehr zahlreichen Kommission zu gehen, die sich auf dem Stadthause befand. Er hat Herrn Laf-

fitte*) gesehen, der mit mehreren seiner Kollegen beisammen war, und ich werde dem General Gerard die Papiere zustellen, die er mir übergeben hat; aber die Pflichten, die mich hier zurückhalten, machen es mir unmöglich, Sie aufzusuchen. Wenn Sie auf's Stadthaus kämen, so würde ich die Ehre haben, Sie zu empfangen, jedoch ohne Nutzen für den Gegenstand dieser Unterhaltung, da Ihre Mittheilungen meinen Kollegen gemacht worden sind." Es lag in diesem Briefe eine Art verschleierte Aufrichtigkeit, womit sich die Parteileidenschaften schlecht vertragen. Ein Parteiführer, der im Stande gewesen wäre, in einem solchen Augenblicke solche Zeilen zu schreiben, wäre sehr schnell der Verläumdung anheimgefallen. Er wäre als verdächtig verfolgt worden und Gefahr gelaufen, als Verräther bestraft zu werden. Die Männer der Revolution haben nicht Muße genug, um lange Zeit zu argwöhnen.

Im Uebrigen war jetzt jeder mit Keckheit gepaarten Intelligenz die Bahn geöffnet. Was hätte nicht in dieser Unordnung der scheinbare Wahnsinn eines großen Herzens vermocht? Man sprach zwar in Paris von einer provisorischen Regierung, aber folgende Thatsache zeigt, wie hohl und nichtig diese so wunderlicherweise gefürchtete Macht war.

Die Nationalgarde von Saint=Quentin verlangte zwei Zöglinge der polytechnischen Schule zu Anführern; sie hatte zu diesem Behufe eine Kommission an Lafayette geschickt, und ihm zugleich bedeuten lassen, daß es ein Leichtes wäre, das in La Fère kasernirende Regiment wegzunehmen. Lafayette bescheidet zwei Zöglinge der Schule zu sich und schickt sie zur Munizipalkommission. Sie kommen an in Begleitung des Herrn Odilon Barrot. Herr Mauguin war allein und ging im Saale auf und ab. Vom Zweck ihres Besuchs in Kenntniß gesetzt, ergriff er eine Feder und begann eine Proklamation an das Regiment von La Fère. Aber Herr Odilon Barrot unterbrach seinen Kollegen mit den Worten: „Dafür können diese Herren sorgen: sie verstehen sich besser darauf, als wir"; und Herr Mauguin trat die Feder einem der beiden jungen Männer ab. Die Proklamation wird fertig, der General Lobau erscheint und man gibt sie ihm zum Unterzeichnen. Er weigert sich und geht hinaus. „Er will nichts unterzeichnen", sagte jetzt Herr Mauguin: „so eben verweigerte er seine Unterschrift einem Befehle, der die Wegnahme eines Pulverdepots betraf." — „Er weicht also zurück!" antwortet einer der Polytechniker. „Nichts ist in Revolutionen gefährlicher, als wenn die Leute zurückweichen; ich will ihn erschießen lassen." — „Was fällt Ihnen ein!" versetzte Mauguin lebhaft, „den General Lobau

*) Herr von Lafayette beging hier einen Irrthum. Im Uebrigen ist das Manuskript an dieser Stelle radirt.

erschießen lassen? ein Mitglied der provisorischen Regierung!" — „Ohne Weiteres", erwiederte der junge Mann, den Deputirten an das Fenster führend und ihm hundert Mann zeigend, die bei der Babylon-Kaserne gefochten hatten. „Wenn ich zu diesen wackern Leuten sagen würde, sie sollen den lieben Gott todt schießen, so thäten sie's." Herr Mauguin lächelte und unterzeichnete schweigend die Proklamation.

An diesem Tage wurde ein an den englischen Gesandten, Lord Stuart von Rothsay, adressirtes Paket auf das Stadthaus gebracht. Unter den Mitgliedern der Munizipalkommission war ein einziges der Meinung, man müsse Einsicht von den Depeschen nehmen. Sie wurden dem Lord zurückgesandt, ohne daß man das Siegel berührt hatte.

Während auf diesem den Parteien geöffneten Tummelplatz jeder sich je nach seinen Wünschen oder Ansichten herumtrieb, erhoben sich kaum einige Stimmen, um den Namen des Kaisers in einer Stadt erklingen zu lassen, welche so lange vom Geräusche dieses Namens erfüllt gewesen. Zwei Männer ohne Einfluß, ohne militärischen Ruf, ohne Vergangenheit, die Herren Ladvocat und Dumoulin, hatten einen Augenblick den Gedanken, das Kaiserreich zu proklamiren. Die Herren Thiers und Mignet überredeten den einen leicht, das Glück sei nur demjenigen hold, der sich beeile. Der andere erschien in der Uniform eines Ordonnanzoffiziers im großen Saale des Stadthauses, aber Herr Carbonel ersuchte ihn höflich, in ein Nebenzimmer zu treten, schloß sodann die Thüre hinter ihm zu und hielt ihn als Gefangenen zurück. Auf diese Art sollte der Kampf zwischen der orleanistischen und kaiserlichen Partei von der einen Seite auf die Auskramung einer gestickten Uniform, von der anderen auf ein kindisches Schelmstück hinauslaufen. Historische Wunderlichkeit, deren Geheimniß in der fast durchgängigen Kleinlichkeit des menschlichen Ehrgeizes zu suchen ist! Der Sohn Napoleons lebte in der Ferne. Diejenigen, welche gemeine Hoffnungen nährten, fürchteten durch langes Warten den Vortheil der ersten Gunstbezeugungen in die Schanze zu schlagen, welche immer leichter von einer Regierung zu verlangen sind, die das Bedürfniß fühlt, sich ihre Erhebung verzeihen zu lassen. Gleichwohl pochte die Erinnerung an den Kaiser im Busen des Volkes. Um in dem Ersten seines Stammes das unsterbliche Opfer von Waterloo zu krönen, was hätte es dazu bedurft? Ein alter General hätte sich zu Pferde auf den Straßen zeigen, seinen Säbel ziehen und rufen müssen: „Es lebe Napoleon II!" Aber nein. Bloß der General Gourgaud machte einige Versuche. Am 29. hörte man ihn auf dem Stadthause gegen die Kandidatur des Herzogs von Orleans protestiren, und in der Nacht vom 29. auf den 30. versammelte er etliche Offiziere bei sich, um über die zukünftigen Dinge zu berathen. In voller Revolution zu konspiriren, war wenigstens überflüssig; allein es scheint, die

bürgerlichen Kämpfe bringen die Männer des Krieges aus der Fassung. Ueberdies hatte Napoleon seine ganze Umgebung demoralisirt. Das kaiserliche Regime hatte in den Plebejern, die es so rasch in den Adel erhob, einen glühenden Durst nach Würden und Auszeichnungen erweckt. Die orleanistische Partei rekrutirte sich aus allen diesen Leuten, die vielleicht nur eines kühnen Gedankenblitzes, eines Führers und eines Feldgeschreies bedurft hätten, um den Kaiserthron wieder aufzurichten. Unter den Generälen, deren Glück sich an die kaiserlichen Traditionen knüpfte, war Subervic der einzige, der sich in den Salons des Herrn Laffitte für die Republik aussprach; wenigstens machte er sich allein bemerklich. Weiter kam hier Napoleon nicht in Betracht. Und einige Zeit nachher starb jenseits des Rheines in österreichischen Diensten ein junger Oberst, der gebrechliche Vertreter einer Dynastie, welche in ihm ihren letzten Athem aushauchte.

Einige Meilen von dem unruhevollen Paris bot Saint-Cloud ein düsteres, trostloses Schauspiel dar. Aus den erblaßten Gesichtern der Soldaten und der Niedergeschlagenheit, die sich in ihrer ganzen Haltung kund that, war leicht zu errathen, was in ihrem Innern vorging. Viele hatten in Paris Verwandte, Freunde zurückgelassen: was mochte wohl ihr Loos sein? denn es verbreiteten sich von Zeit zu Zeit unheimliche Nachrichten; und geheime Emissäre, welche in den öffentlichen Wägen, die ungehindert die Sèvresbrücke passirten, nach Saint-Cloud kamen, boten alles auf, um die Truppen zur Desertion zu verleiten. Bald war es Paris, das man der Plünderung preisgab, bald war es Herr Laffitte, der vierzehn Millionen angeboten hatte, um die Stadt loszukaufen. Mitten unter all' diesen abgeschmackten oder lügenhaften Gerüchten gaben die Soldaten sich düsterer Muthlosigkeit hin. Hatte nicht überdies ihr Anführer selbst das Beispiel rathloser Unschlüssigkeit gegeben? Und dann war die Desorganisation vollständig. Der Baron Weyler von Navas, welcher für die Unterhaltung der Truppen sorgen sollte, erschöpfte sich in vergeblichen Bemühungen. Das Brot wurde aus weiter Ferne auf kleinen Karren hergeführt und die Rationen mit der strengsten Sparsamkeit ausgetheilt. Als Herr von Champagny, der am vorhergehenden Abende in Fleury gewesen war, nach Saint-Cloud zurückkam, verlangte er, man solle sich einer großen Viehheerde bemächtigen, die er unterwegs getroffen habe, und sie mit Staatspapieren bezahlen. Man wagte es nicht, und man hatte doch weit mehr gewagt!

Zu diesen Verlegenheiten gesellte sich die Ungewißheit, welche aus der Unkenntniß der Sachlage entsteht, und die Gefahr der Mißverständnisse. So war der Krieg auf dem Punkte, in der unmittelbaren Nähe des Königthums und unter seinen Vertheidigern auf's Neue auszubrechen. Eine Kompagnie der Gardes-du-Corps bedeckte Saint-Cloud von der Seite von Ville-

d'Avray. In dem Gehölze jenseits dieses Dorfes lagerten die Trümmern eines von Oberst Maussion kommandirten Linienregiments. Als dieser Oberst die Verwüstungen sieht, welche die Desertion rings um ihn her angerichtet, versammelt er die treu gebliebenen Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, spricht von der Soldatenehre und ruft, indem er die Fahne zeigt: „Will denn Niemand dableiben, um diese Fahne demjenigen zurückzugeben, der sie uns anvertraut hat?" Auf diese Frage setzen sich alle in Marsch. Die Gardes-du-Corps erfahren von dieser Bewegung. Schon hatte sich das Gerücht unter ihnen verbreitet, die Linie habe sich der Empörung angeschlossen und warte nur auf einen geeigneten Augenblick, um anzugreifen. Angst erfaßt ihre Herzen, macht aber sogleich der blindesten Wuth Platz. Mehrere ziehen ihre Säbel und treten bis an das Thor von Ville-d'Avray vor. Sie wollten es eben passiren, als ein Unterlieutenant der Kompagnie von Croï, Herr Lespinasse, hervorstürzt, um sie aufzuhalten. Seine Stimme wird nicht erkannt, so heftig ist ihre Erbitterung. Jetzt stellt er sich mit seinem Pferde quer über die Straße auf und erklärt, nur über seine Leiche gehe der Weg. Einige Worte genügten, um das Mißverständniß aufzuklären, aber das Königthum war vielleicht eine große Gefahr gelaufen.

In dieser namenlosen Unordnung gegen die Hauptstadt zu marschiren, war sehr schwer, vielleicht sogar unmöglich. Gleichwohl bestand der Dauphin darauf, man solle zu diesem letzten Mittel greifen. Der General Champagny, sein Vertrauter, ersuchte Karl X um eine Privataudienz, worin er ihm folgenden Plan entwickelte: Der König sollte sich nach Orleans begeben, und dort hätte man alle Truppen konzentrirt; der Marschall Oudinot und der General Coëtlosquet wären mit dem Kommando der Lager von Lunéville und Saint-Omer beauftragt worden, die man bereits auf dem Marsche glaubte; man hätte sich der etlichen fünfzig Millionen bemächtigt, die aus der Casbah von Algier erlöst worden und so eben auf der Rhede von Toulon angekommen waren; der General Bourmont wäre aus Afrika zurückberufen worden, hätte zwei Regimenter mitgebracht, an ihrer Spitze die royalistischen Provinzen des Südens durchzogen und sofort den aufgewiegelten Bevölkerungen des Westens die Hand gereicht. Dieser Vorschlag bezweckte nichts Geringeres, als das ganze Königreich in Brand zu stecken.

Karl X durchlief zerstreut und melancholisch die Papiere, die Herr von Champagny ihm vorlegte, und sagte nach kurzem Stillschweigen: „Man muß mit dem Dauphin darüber sprechen." Aber der Ton seiner Stimme und der Ausdruck seines Gesichts straften den Sinn dieser Worte Lügen. Später hat es sich aufgeklärt, was im Kopfe dieses Königs vorging. Indem er die Monarchie von allen, die sie meistern wollten, zu befreien suchte, hatte Karl X vollkommen in seinem Rechte zu handeln geglaubt. Als man

ihm am 28. die Nachricht brachte, es fließe Blut in Paris, war er der Meinung gewesen, es handle sich nur um einige freche Aufrührer, die man zusammenschießen müsse; als er aber sah, daß der Widerstand allgemein, unerschrocken, hartnäckig wurde, da fragte er sich, ob er nicht irgend einen Fehler begangen habe, welcher Sühnung erheische. Jetzt entsank ihm aller gute Muth; bitterer, tiefer Ueberdruß erfaßte das sonst so hochmüthige Herz, und er dachte nur noch darauf, sich unter der Hand Gottes zu demüthigen.

Dem Dauphin war diese strenge, etwas krankhafte Frömmigkeit nicht eigen. Er sprach unaufhörlich davon, an der Spitze einer Armee nach Paris zurückzukehren, und verlangte von seinem Vater förmliche Ermächtigung dazu; dieser aber wollte sie ihm nicht geben. Der Dauphin hatte die Art von Eigensinn, die sich häufig bei beschränkten Geistern findet: er zog sich in sein Gemach zurück, überließ sich daselbst einem jener Anfälle von kindischem Trotz, die ihn manchmal überkamen, und warf heftig seinen Degen auf den Boden; aber Karl X wußte nichts von dieser Szene.

Bald fand sich für den Dauphin Gelegenheit, seiner übeln Laune Luft zu machen. Um das Vertrauen der Soldaten auf's Neue zu beleben, kam er auf die Idee, eine Proklamation zu erlassen. Herr von Champagny verfaßte sie: sie war lebhaft und eindringlich. Man beglückwünschte die Truppen zu ihrer Ergebenheit und ermunterte sie zu standhaftem Ausharren. Noch war die Proklamation nicht veröffentlicht, als man dem Dauphin meldete, ein Oberoffizier wünsche ihn zu sprechen. Es war der General Talon, derselbe, der zwei Tage zuvor am Stadthause die ganze Kraftanstrengung des Aufstandes ausgehalten hatte. Er nahm eine strenge Haltung an, als er sich dem Prinzen näherte. Seine Gesichtszüge drückten zugleich Entrüstung und Schmerz aus. Er sprach von einer Proklamation, die man den Truppen vorgelesen, worin man ihre Treue anrufe und ihnen als eine glückliche Nachricht die Rücknahme der Ordonnanzen verkünde. Er für seine Person, fügte er hinzu, fühle sich einer probefesten Ergebenheit fähig und habe es bewiesen, aber das werde er nie zugeben, daß man ihn entehre. Der Dauphin war auf's Aeußerste überrascht; als er aber hörte, daß die Proklamation, über welche der General sich beklagte, die Unterschrift des Herzogs von Ragusa trug, so gerieth er in den heftigsten Zorn. Er geht schnell zum König, theilt ihm die Sache mit und rennt dann durch das ganze Schloß, um den Marschall zu suchen, der im Billardsaale war. Der Dauphin tritt barsch ein und befiehlt dem Herzog von Ragusa, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen. Mit Aengstlichkeit erwartete man die weitere Entwickelung dieser Szene. Auf einmal hört man schreiende Stimmen; die Saalthüre wird heftig aufgerissen, und hinter dem Marschall, der mit eiligen Schritten zurückweicht, erscheint der Dauphin baarhäuptig und mit ver-

störten Augen. Marmont wich fortwährend zurück. Der Prinz stürzt sich auf ihn und entreißt ihm seinen Degen, aber mit solcher Hast, daß ihm das Blut aus den Fingern spritzt, welche die Klinge zu fest gedrückt haben. „Garde, herbei!" ruft er jetzt wie verrückt. Die Gardisten umringen den Marschall, verhaften ihn und führen ihn auf sein Zimmer, wo er als Gefangener zurückgehalten wird. Im Nu verbreitet sich das Gerücht von dieser Verhaftung unter den Soldaten; tausend unselige Kommentare zirkuliren in ihren Reihen, und das Wort „Verrath" wird mit lauter Stimme ausgesprochen. Ein trauriges, wunderliches Schicksal, das über diesem Manne waltete, in Paris als Mörder, in Saint-Cloud als Verräther verdammt und doppelt verflucht zu werden!

Billiger, als der Dauphin, hob Karl X den Arrest des Marschalls auf, ließ ihn zu sich kommen und wandte alles an, um den schwer gekränkten Mann zu beschwichtigen. Es war ein rührender Anblick, wie der alte selbst so hart geschlagene König auf diese Art die Rolle des Versöhners übernahm und von der Höhe seines eigenen Unglücks herabstieg, um gegenüber einem seiner Diener das Unrecht seines Sohnes wieder gut zu machen. Der Herzog von Ragusa war innig bewegt, konnte sich aber nicht entschließen, die gar zu grausame Beschimpfung zu verzeihen. Um dem König zu gehorchen, ging er zu dem Dauphin, entschuldigte sich und hörte seine Entschuldigungen an; als ihm aber der Prinz zum Zeichen der Versöhnung die Hand hinhielt, that der Marschall einen Schritt zurück, verneigte sich tief und ging.

Die Stunde nahete, wo die ganze königliche Familie nichts Erhabenes mehr haben sollte, als das Uebermaß ihres Elends.

An diesem Tage wie am vorhergehenden war das Haus des Herrn Laffitte der Gasthof der Umwälzung gewesen. Dahin strömte es von allen Seiten von Paris. Kein Intrigant, der nicht hieher kam, um seine geleisteten Dienste zu erzählen. Der eine hatte eine Kanone genommen, der andere ein Regiment zum Abfall verleitet: alle hatten Barrikaden errichtet. Einige gingen bis nach Neuilly, um ihre Gesichter zu zeigen und sich im Voraus zu empfehlen. Allen Anzeichen nach mußte die orleanistische Partei triumphiren.

Bald jedoch gewannen die Dinge ein anderes Ansehen. Gegen acht Uhr Abends erschien die Deputation, welche beauftragt war, dem Herzog von Orleans die Reichsverwesung anzubieten, im Palais-Royal, traf aber daselbst bloß einige erschrockene Diener, die den Aufenthalt ihres Herrn nicht wußten oder nicht anzuzeigen wagten. Man mußte eine Botschaft nach Neuilly senden.

Als das Ergebniß dieses Besuches im Hotel Laffitte bekannt wurde,

erregte es daselbst eine tiefe Sensation. Was bedeutete dieses verlängerte Ausbleiben des Herzogs unter so bedeutungsschweren Umständen? War es Furcht? Wollte er die gefahrvollen Wechselfälle einer Revolution geradezu von sich ablehnen? Dies war das Thema aller Gespräche. Ist er gekommen? fragte man jeden Augenblick. Herr Laffitte, den seine Geistesgegenwart nicht verließ, Herr Laffitte verbürgte sich für den Prinzen und suchte bei seiner Umgebung eine Zuversicht aufzufrischen, die er vielleicht selbst nicht theilte. Herr Thiers seinerseits ging von einem zum andern und sprach zu allen Worte der Ermuthigung und Hoffnung. Aber die Stunden flossen hin. Das Gerücht verbreitete sich, man schaffe die Meubles aus dem Palais-Royal fort; ein bedeutungsvoller, unheilschwangerer Auszug! Das Wort Republik, das bis jetzt bloß gemurmelt worden, fing an laut ausgesprochen zu werden; Beranger, der sich in die Versammlung Lointier begeben hatte, um allda seinen Einfluß zu versuchen, Beranger selbst war, so sagte man, kalt von der Jugend empfangen worden. In Folge einer der plötzlichen Umwendungen, welche die schmachvolle Seite der menschlichen Natur so traurig ans Licht stellen, leerten sich jetzt die Säle des Herrn Laffitte mit reißender Schnelligkeit. Jeder fand einen Vorwand, um sich davon zu machen. Um elf Uhr, in dieser staunenswürdigen Woche, wo der Schlaf von allen Augen geflohen war, um elf Uhr blieb Niemand mehr bei Herrn Laffitte, als der Sohn des Konventsmitgliedes Thibaudeau und Benjamin Constant. Sie wollten sich eben trennen: da trat der Herzog von Broglie herein, gefolgt von Herrn Maurice Duval. Der Herzog von Broglie fürchtete, man wolle ihn in den Gafahren der Revolution zu weit voranstellen. Herr Laffitte bot alles auf, um den Muth dieses hochgestellten Mannes neu zu stärken. Kaum aber hatte dieser die Schwelle des Hofes überschritten, als Herr Laffitte sich zu Benjamin Constant wandte, mit den Worten: „Nun, was werden wir morgen werden?“ — „Gehängt,“ antwortete Benjamin Constant mit dem Tone eines Mannes, den nichts mehr stark anzuregen vermag. Er hatte auch wirklich keine Leidenschaften mehr, außer das Spiel.

Nachts ein Uhr erhielt Herr Laffitte einen Besuch von dem Obersten Heymès, der ihm die Ankunft des Herzogs von Orleans meldete. Er war Abends elf Uhr, zu Fuß, in bürgerlicher Kleidung und mit einem Gefolge von bloß drei Personen, nach Paris gekommen. Welche Gefühle bewegten wohl die Seele dieses Prinzen, als er auf diese Art im Dunkel nach seinem Palaste ging, mühsam über die Barrikaden kletterte und das unruhige „Wer da?“ der Schildwachen mit dem Feldgeschrei eines aufrührerischen Volkes beantworten mußte!

Man hat gesehen, wie der Herzog von Mortemart nach Paris gekom-

men war. Er konnte sich daselbst nicht einmal als Testamentsvollzieher der Monarchie Geltung verschaffen. Nicht anerkannt auf den Bureaux des Moniteur, verworfen von der Deputirtenkammer, beschimpft auf dem Stadthaus, war seine Autorität ihm nur eine unnütze Last geworden. Ueberdies hatte er einen harten Kampf mit sich selbst auszufechten. Er liebte nur mit halbem Herzen dieses sterbende Königthum, dem er gleichwohl seine ganze Wirksamkeit schuldete, weil es seiner Loyalität vertraut hatte. Unter dem Gewichte dieser traurigen Gedanken befand er sich eben, als er im Namen des Herzogs von Orleans eingeladen wurde, sich ins Palais-Royal zu begeben. Was wollte dieser Herzog von Orleans, der gleich nach seiner Ankunft Herrn von Lafayette sein Kompliment hatte sagen und Herrn Laffitte benachrichtigen lassen, von einem Minister Karls X? Es war Nacht. Der Herzog von Mortemart folgte dem Abgesandten und wurde in die obersten Theile des Palastes hinauf in ein kleines Kabinet, rechts gegen den Hof, geführt, das nicht zu den Wohnzimmern der Familie gehörte. Der Herzog von Orleans lag im bloßen Hemd' auf einer Matratze auf dem Boden, den halben Leib mit einem garstigen Teppich zugedeckt. Seine Stirne war in Schweiß gebadet, ein düsteres Feuer glänzte in seinen Augen und alles an ihm schien die äußerste Erschöpfung und zugleich eine eigenthümliche Steigerung zu verrathen. Als er den Herzog von Mortemart eintreten sah, ergriff er schnell das Wort und drückte sich mit großer Geläufigkeit und vielem Eifer aus. Er versicherte den Minister seiner Anhänglichkeit an den ältern Zweig und schwur, daß er bloß nach Paris komme, um die Stadt vor Anarchie zu retten. In diesem Augenblick erhob sich ein großer Lärm im Hofe. Man rief: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ „Sie hören es, königliche Hoheit,“ sagte der Herzog von Mortemart, „Ihnen gelten diese Rufe.“ — „Nein, nein!“ versetzte hierauf der Herzog von Orleans mit steigender Energie! „Lieber wollte ich mich umbringen lassen, als die Krone annehmen!“ Er ergriff eine Feder und schrieb an Karl X einen Brief, den er Herrn von Mortemart versiegelt übergab und den dieser in einer Falte seiner Halsbinde mitnahm.

Seltsames Zusammentreffen! Beinahe in derselben Stunde, wo dies zu Paris im Palast des Herzogs von Orleans vorging, stand in Saint-Cloud die Herzogin von Berry, von tausend Schrecken gepeinigt, hastig auf und eilte, kaum gekleidet, den Dauphin zu wecken, um ihm eine Hartnäckigkeit vorzuwerfen, welche das Leben von zwei armen Kindern in Gefahr bringe. Nichts vermöchte den Charakter dieser nächtlichen Szene wiederzugeben. Verwirrt, besiegt von dem lauten Jammer einer in Thränen zerfließenden Mutter, ließ der Dauphin seinem Vater sagen, Saint-Cloud sei bedroht, man müsse die Monarchie an einen andern Ort versetzen. Und einige Augenblicke nach-

her, noch vor Tagesanbruch, befanden sich Karl X, die Herzogin von Berry und die Kinder unter dem Schutze eines Geleites von Gardes-du-Corps auf dem Wege nach Trianon. In Ville-d'Avray konnten die Flüchtlinge das Wort königlich von allen Wirthsschilden vertilgt sehen. Dieses Wort war drei Tage vorher für die vergeßlichen Kaufleute beinahe ein untrügliches Mittel gewesen, ihr Glück zu machen.

Der Dauphin sollte mit den Truppen die Nacht in Saint-Cloud zubringen. Die Nachricht von der Abreise Karls X hatte einen lebhaften Eindruck auf die Soldaten gemacht, und die Bewegung war allgemein. Das 6. Garderegiment, das sich beim Tagesanbruch auf dem Wege nach Ville-d'Avray befand, wurde in Folge eines Gegenbefehls an die Brücke von Saint-Cloud zurückgeführt und marschirte durch den großen Eingang in die Allee, die von Fer-à-Cheval zur Laterne des Diogenes führt. Das 1. Regiment hielt den Platz von Saint-Cloud und den großen Eingang besetzt. Zwei Bataillone vom 3. Schweizerregiment und Lanziers deckten Sèvres mit einer Batterie. Der Anblick des Lagers war unheimlich, und bittere Gedanken las man auf den Stirnen dieser bewaffneten Diener eines auf der Flucht begriffenen Königthums. Die Ueberbleibsel von der königlichen Küche, die den Soldaten überlassen wurden, machten, daß inmitten dieser großen Traurigkeit einiger Schimmer von Fröhlichkeit hervorblickte. Aber während das 1. Garderegiment und die Artillerie sich lachend in diesen unerwarteten Raub theilten, verließen die auf der Seite von Sèvres aufgestellten Schweizer ihre Fahne und entfernten sich, die Straße mit ihren Waffen übersäend.

Siebentes Kapitel.

31. Juli. — Die Reichsverweserei dem Herzog von Orleans angeboten; seine Bedenklichkeiten. — Heimliche Befragung des Herrn von Talleyrand. — Erklärung des Herzogs von Orleans. — Proklamation der Deputirtenkammer. — Große Aufregung im Stadthause. — Ränke, um Lafayette zu isoliren und einzugarnen. — Republikanismus des Herzogs von Orleans. — Die Deputirten begeben sich ins Palais-Royal. — Besuch des Herzogs von Orleans auf dem Stadthause. — Anblick des Grèveplatzes. — Entrüstung der Republikaner. — Merkwürdiger Ausruf des Generals Lobau. — Art, wie Lafayette den Herzog von Orleans empfängt; Leutseligkeit dieses Prinzen; rauhe Mahnung, die der General Dubourg an ihn richtet. — Letzter und entscheidender Versuch. — Verspätete Befürchtungen des Herrn Laffitte. — Portrait Lafayette's. — Frankreich ohne Bedingungen hingegeben. — Kindische Freude des Abbé Gregoire. — Kühne Vorschläge Bazar's an Lafayette. — Die siegreichen Orleanisten organisiren eine Bewegung gegen die Republikaner. — Einige Republikaner von Thiers zum Herzog von Orleans geführt. — Seltsame Unterredung. — Der Prinz zeigt sich, wie er ist.

Am 31. Morgens 8 Uhr erschien die Deputation der Kammer im Palais-Royal. Herr Sebastiani trat in das Zimmer, wo sie wartete, ging an seinen Kollegen, ohne sie anzureden, vorüber, gerade auf das Gemach des Herzogs von Orleans zu und, ohne sich anmelden zu lassen, in dasselbe hinein. Der Herzog erschien. Es war ein feierlicher Augenblick: die Deputation erklärte den Zweck ihres Erscheinens, aber die Verlegenheit des Prinzen war sichtbar, und das überfreundliche Lächeln, das auf seinen Lippen schwebte, verdeckte schlecht die unruhigen Bewegungen in seiner Seele. Er wußte, daß Karl X bis jetzt bloß einige Meilen von Paris entfernt war; daß ein Heer von zwölftausend Mann sich auf die Stimme eines noch aufrechtstehenden Monarchen in Marsch setzen konnte; er wußte auch, daß bei den Völkern, wie bei den Individuen, jede gewaltsame Anstrengung mit Abspannung endigt, und daß die Reaktionen tödtlich sind für denjenigen, der sie nicht vorherzusehen gewußt hat. Ueberdies war Karl X, um dessen Entthronung es sich handelte, ein Verwandter, und die Herzogin hatte die Bedenklichkeiten eines beunruhigten Gewissens vor ihrem Gemahl nicht verschwiegen. Man merkte auch der Sprache des Herzogs von Orleans die Schwierigkeiten seiner Lage an: mit schmerzlicher Anstrengung suchte er der Gefahr jeder bestimmten Erklärung zu entgehen. W a r t e n war immer sein Losungswort gewesen, und nun schwankte er zaghaft zwischen der mißlichen Alternative, eine Krone zu früh anzunehmen oder sie zu förmlich auszuschlagen. Er trieb dieses Spiel so lang als möglich

und hatte dabei eine gute Hülfe an Herrn Sebastiani, der das Geheimniß seiner bangen Unschlüssigkeit besaß. Diejenigen aber, die den Prinzen nicht erriethen, suchten sich ihm dadurch angenehm zu machen, daß sie sich den Anschein gaben, als thäten sie ihm Gewalt an. Einige machten ihm mit wohlberechneter Derbheit Vorwürfe, durch seine Zaghaftigkeit begünstige er den Sieg der Republik und gefährde somit das Wohl des Landes: eine Art von Vorwurf, die in den Ohren eines Prinzen lieblicher klingen mußte, als eine plump naive Schmeichelei. Von allen Seiten gedrängt, gab sich der Herzog von Orleans endlich den Anschein, als lasse er sich überwinden; aber, bis an's Ende seiner Rolle getreu, verlangte er noch einige Augenblicke mit dem Bemerken, er müsse sich noch bei Jemand Raths erholen, und kehrte, beständig gefolgt von Herrn Sebastiani, in sein Kabinet zurück.

Herr von Talleyrand war damals in seinem Hotel in der Straße Saint-Florentin und beschäftigte sich eben mit seiner Toilette. Plötzlich öffnet sich die Thüre: man meldet den General Sebastiani. Er tritt ein und übergibt Herrn von Talleyrand ein versiegeltes Papier, das dieser mit vornehm-eitler Nachlässigkeit durchläuft und beinahe sogleich zurückgibt mit den Worten: „Er soll's annehmen."

Einige Augenblicke darauf kehrte der Herzog von Orleans in den Saal zurück, wo er erwartet wurde, und that den ungeduldigen Deputirten seine Bereitwilligkeit zu wissen.

Die Akte, welche bestimmt war, die Pariser davon in Kenntniß zu setzen, lautete folgendermaßen:

„Bewohner von Paris!

„Die gegenwärtig in Paris versammelten Deputirten von Frankreich haben den Wunsch ausgedrückt, daß ich mich in diese Hauptstadt begebe, um allda die Funktionen eines Reichsverwesers zu übernehmen.

„Ich habe mich nicht lange bedacht, eure Gefahren zu theilen, mich mitten unter diese heroische Bevölkerung zu begeben und alle meine Kräfte aufzubieten, um euch vor Bürgerkrieg und Anarchie zu bewahren. Bei meiner Rückkehr in die Stadt Paris trug ich mit Stolz diese glorreichen Farben, die ihr wieder angenommen habt und ich selbst lange Zeit getragen hatte.

„Die Kammern werden sich alsbald versammeln und auf die Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Aufrechthaltung der Rechte der Nation zu sichern.

„Eine Charte wird fortan eine Wahrheit sein.

„Ludwig Philipp von Orleans."

Die so gewandt abgefaßte Proklamation wurde von sämmtlichen Mitgliedern, mit Ausnahme des Herrn Berard, gebilligt und sofort in der Kammer unter rauschendem Bravorufen vorgelesen. Man mußte diese Augenblicke

der Hinreißung benutzen und die Kammer zu einem unwiderruflichen Entschlusse verleiten. Herr Laffitte ergriff das Wort. „Meine Herren", sagte er, „ich will Ihnen die Maßregeln nicht wiederholen, durch deren Annahme Sie das Wohl des Landes gesichert haben, aber ich glaube, um ihnen eigentliche historische Geltung zu verschaffen, müssen wir sie in all' ihrer Klarheit und Bestimmtheit dem Publikum vorlegen." Herrn von Laffitte's Vorschlag erhielt einstimmigen Beifall. Wer jetzt noch gezögert hätte, kompromittirte seine Zukunft bei der neuen Regierung.

Aber was sollte die Erklärung enthalten? Mußte man einige Bürgschaften für das Volk darin festsetzen? dies war die Ansicht der Herren Eusèbe Salverte, Berard, Corcelles, Benjamin Constant. Herr Augustin Perier rief, es sei jetzt nicht die Zeit, auf endlose Prinzipienfragen einzugehen. Die Herren Benjamin Constant, Berard, Villemain und Guizot wurden beauftragt, den Entwurf abzufassen. Die beiden letzteren hatten, wie man gesehen, in den drei Tagen eine rein konservative Rolle gespielt; nachdem sie aber zur Ueberzeugung gekommen, daß die Waage sich auf Seite des Herzogs von Orleans neige, fühlten sie nur um so dringender das Bedürfniß, sich für ihre Ansicht von gestern Verzeihung auszuwirken. Herr Guizot hatte den Antwortsentwurf schon in Bereitschaft gehalten. Es war dies das Programm der Bourgeoisie und gleichsam ein Anhang zur Konstitution von 1791. Die Grundsätze, für welche so viele Männer vom Volk gestorben waren, lauteten also:

„Franzosen! Frankreich ist frei. Die absolute Gewalt erhob ihre Fahne. Die heroische Bevölkerung von Paris hat sie zu Boden geschlagen. Das angegriffene Paris hat mit gewaffneter Hand der heiligen Sache, welche vergeblich schon in den Wahlen triumphirt hatte, den Sieg verschafft. Eine unsere Rechte usurpirende, unsere Ruhe störende Gewalt bedrohte zugleich die Freiheit und die Ordnung. Wir treten in den Besitz der Ordnung und der Freiheit zurück. Es ist jetzt nichts mehr zu fürchten für die wohlerworbenen Rechte; keine Schranke mehr zwischen uns und den Rechten, die uns noch fehlen.

„Eine Regierung, die uns ohne Verzug diese Güter verbürgt, ist gegenwärtig das Erste, was dem Vaterlande Noth thut. Franzosen, diejenigen von euren Deputirten, die sich bereits in Paris befinden, haben sich versammelt und in Erwartung des regelmäßigen Einschreitens der Kammern einen Franzosen, welcher nie, außer für Frankreich, gefochten hat, den Herrn Herzog von Orleans, eingeladen, die Funktionen eines Reichsverwesers zu übernehmen. Es ist dies in ihren Augen das Mittel, um den Erfolg der gesetzlichsten Vertheidigung schnell durch den Frieden zu vollenden.

„Der Herzog von Orleans ist der Sache der Nation und Konstitution ergeben. Er hat jederzeit ihre Interessen vertheidigt und sich zu ihren Grund-

säßen bekannt. Er wird unsere Rechte heilig halten, denn er wird die seinigen von uns haben. Wir werden uns durch Gesetze alle nothwendigen Bürgschaften sichern, um die Freiheit kraftvoll und dauernd zu machen:

„Die Wiederherstellung der Nationalgarde unter Mitwirkung der Nationalgardisten bei der Wahl der Offiziere;

„Die Mitwirkung der Bürger bei der Bildung der Munizipal- und Departementalverwaltung;

„Die Jury für Preßvergehen;

„Die gesetzlich organisirte Verantwortlichkeit der Minister und der untergeordneten Agenten der Regierung;

„Gesetzliche Sicherung des Militäretats;

„Wiedererwählung der zu öffentlichen Aemtern beförderten Deputirten.

„Wir werden unsern Institutionen, im Einverständniß mit dem Staatsoberhaupte, die Entwicklungen geben, deren sie bedürfen.

„Franzosen, der Herzog von Orleans hat bereits selbst gesprochen, und seine Sprache ist diejenige, die einem freien Lande ansteht. Die Kammern werden sich versammeln, sagt er euch. Sie werden auf Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Feststellung der Rechte der Nation zu sichern.

„Die Charte wird fortan eine Wahrheit sein."

Diese Proklamation erhielt die Unterschrift von einundneunzig Deputirten.

Inzwischen war die Erklärung des Herzogs von Orleans in Paris verbreitet worden. Sie erregte in mehreren Theilen der Stadt das lebhafteste Mißvergnügen; in der Straße Jean-Jacques-Rousseau wurde ein Mann, der sie trug, von einer drohenden Gruppe angegriffen, und verdankte sein Leben nur der Vermittlung eines Zöglings der polytechnischen Schule. Besonders tief war der Eindruck auf dem Stadthause: die Republikaner, die sich seit gestern daselbst festgesetzt hatten, und diejenigen, die den Grèveplatz bedeckten, waren zwar schwach an Zahl, aber energisch und voll Enthusiasmus. Sie fanden die Antwort des Prinzen zweideutig und sprachen, die einen mit Zorn, die andern mit Verachtung davon, ließen es auch nicht an bitteren Bemerkungen fehlen. Was für Gefahren denn will der Herzog von Orleans mit uns theilen? An welchem Tage ist er nach Paris gekommen? Am 30. nach dem Kampfe, nach dem Siege, als wir nichts mehr zu thun hatten, als unsere Todten zu begraben. Zu welcher Stunde hat er sich an den Barrièren gezeigt? Beim Anbruch der Nacht: er ist im Finstern zu uns geschlichen; er hat sich wie ein Dieb in seinen eigenen Palast gestohlen. Aber wo war er? Was that er am 28., am 29., als Saint-Cloud bedroht war und Paris in Flammen stand? War er ein Freund des Hofes, so war sein Platz an der Seite seines Königs. War er ein Freund des Volkes, warum stellte er sich nicht an unsere Spitze vor dem Stadthause, auf dem Marché des Inno-

cents, an der Porte Saint-Denis, vor dem Louvre, überall, wo wir gefochten haben und wo unsere Brüder gestorben sind?

Andere machten darauf aufmerksam, wie vorsichtig alle Ausdrücke der Erklärung abgewogen seien. Die Gefahr ist noch nicht ganz vorüber, sagten sie, so lange zwölftausend Soldaten einige Schritte von der Hauptstadt liegen. Was thut also der Herzog von Orleans? Er spricht sich weder für die eine, noch für die andere Partei entschieden aus. Man spricht in der Erklärung von den verletzten Gesetzen, sagt aber nicht, von wem sie verletzt worden sind. Der Herzog nennt seine Dazwischenkunft einen Damm gegen die Anarchie: könnte sich Karl X darüber beklagen, wenn er als Sieger zurückkehrte? Die Erklärung ist nicht datirt: warum das? Man fügte hinzu, wenn der Prinz nach der Krone trachte, so sollte er doch wenigstens den Muth haben, Hand an dieselbe zu legen; aber das heiße der Revolution spotten, wenn man sie mit List in die Tasche schieben wolle. Andere gingen in ihrem Eifer noch weiter und sagten: da der Herzog von Orleans weiter nichts als ein Bourbon sei, so müsse er in den Fluch, der seine Familie treffe, einbegriffen werden. Ob es denn, fragten sie ironisch, um König zu werden, genüge, der Sohn eines Königsmörders zu sein?

Darauf antworteten die Anhänger des Prinzen, man müsse die grausame Lage eines Mannes wohl in Betracht ziehen, der genöthigt sei, in den Unterdrückern seines Landes Verwandte zu sehen; er kompromittire sich in den Augen der älteren Linie bereits mehr, als genug, indem er sich mit Leuten umgebe, die den Aufstand gebilligt; man dürfe nicht vergessen, daß der Prinz fünfzehn Jahre hindurch allen Gegnern der Kongregation, allen Opfern der Tyrannei des Schlosses seine Salons geöffnet habe, und statt einen durch seine Stellung und seine Reichthümer mächtigen Mann mit solcher Härte anzugreifen, müsse man ihn auf den Thron setzen, das einzige Mittel vielleicht, um Karl X unwiderruflich den Rückweg zu demselben zu verschließen.

Auf solche Vorstellungen antworteten einige damit, daß sie ihre Wunden, ihre pulvergeschwärzten Hände, ihre beschmutzten Kleider zeigten. Eine gefährliche Gährung herrschte um das Stadthaus herum, und in brüllenden Tönen gab die dicht gedrängte Menge ihren Unmuth kund.

Man mußte die Gemüther beschwichtigen. Herr Barthe hatte, in den Saal eingeführt, wo die Munizipalkommission versammelt war, ein lebhaftes Gemälde dessen, was er gesehen, entworfen und mit Eindringlichkeit wiedererzählt, was er gehört hatte. Auf Herrn Aubry's von Puyraveau Aufforderung nun, seine Eindrücke für das harrende Volk in eine bestimmte Form zu bringen, verfaßte er eine Proklamation, die mit den Worten begann: „Karl X hat aufgehört, über Frankreich zu herrschen.“

Während er noch schrieb, ging der General Lobau lebhaft auf Herrn von Schonen zu, zeigte ihm zwei Pistolen, die er in seinem Gürtel trug, und sagte: „Mein Freund, ich weiß, daß ich mein Todesurtheil unterzeichne. Von diesen zwei Pistolen ist die eine für mich, die andere will ich ihnen lassen."

Aber schon war alles auf dem Stadthause zum Empfange des Herzogs von Orleans in Bereitschaft gesetzt. Gleich am 29. hatten die Vertreter der orleanistischen Partei Herrn von Lafayette umzingelt und, da sie seine Zugänglichkeit sowie seine natürliche Offenheit für großherzige Ideen kannten, eine thätige, unruhige Oberaufsicht über ihn organisirt. Der edle Greis wurde recht eigentlich bewacht. Eine Schildwache, die vor seinem Kabinet stand, hatte den Befehl, nur die Männer einer kleinen Camarilla zu ihm gelangen zu lassen, deren Seele Herr Carbonel, deren Geschäftsmann Herr Joubert und deren Redner Herr Odilon Barrot war. Selbst Herr Audry von Puyraveau wurde nur mit Mißtrauen im Heiligthume empfangen, und so oft er hineinkam, begnügte sich Herr von Lafayette, ihm mit der Miene eines äußerst beschäftigten Mannes die Hand zu drücken. Am Tag ihrer Installirung auf dem Stadthause hatte die Munizipalkommission ein Zimmer rechts von dem großen Saale Saint-Jean bezogen, unweit eines Verbindungsganges, welcher zum Kabinet des Generalkommandanten führte. Um Herrn von Lafayette vollständig zu isoliren, verlegte man sie am 30. in ein Zimmer am anderen Ende des Gebäudes. Die Herren von Schonen, Mauguin, Lobau waren doch keine Republikaner. Auf diese Art allen Männern von kühnen Ueberzeugungen, allen jungen Leuten, deren flammende Reden er liebte, fern gehalten, hatte sich Herr von Lafayette von Seiten der Orleanisten einer fortwährenden Belagerung ausgesetzt gesehen. Man malte ihm mit dicken Farben die strengen Pflichten der Diktatur und die Schwierigkeit vor, das Volk auf dem schlüpfrigen Abhange der Republiken zurückzuhalten. Mit Gewandtheit benutzte man seinen wohlbekannten Abscheu vor Staatsstreichen und ließ ihn, als unvermeidliche Folge der gegen den Wunsch der Abgeordneten proklamirten Republik, Tambours, die zum Angriff schlugen, und Grenadiere erblicken, die mit aufgestecktem Bajonette in das Palais-Bourbon traten. Herr von Lafayette, der weder einen 18. Brumaire, noch einen neuen Wilhelm III wollte, schwankte. Er hätte sich gewiß für die Republik entschieden, wenn er nur Republikaner um sich gesehen hätte. Die entfesselte Demokratie machte ihm zwar bange, allein seine Lust zur Popularität würde ihn hingerissen haben. Diese war immer sein mächtigster Beweggrund: er wußte nicht, daß es eine alltägliche Seele verräth, das Volk zu lieben mit dem Wunsche, von ihm gepriesen zu werden. Große Herzen widmen sich den Menschen und verachten Lob und Tadel derselben.

Die Nachricht von den Umtrieben auf dem Stadthause gelangte ungesäumt in das Palais-Bourbon. Zu gleicher Zeit vernahm man daselbst, daß der Prinz die Absicht habe, durch einen Besuch bei Herrn von Lafayette die Gährung der Gemüther zu beschwichtigen. Herr Berard wurde zu dem Herzog geschickt, um ihm zu melden, die Deputirten wünschen ihn auf's Stadthaus zu begleiten. Der Prinz kleidete sich eben an, als Herr Berard eintrat. Er empfing ihn im Negligé, sei es nun aus affektirter Popularität oder aus Verwirrung. Sein Gesicht war sorgenvoll. Er ließ sich von Herrn Berard in seiner Toilette helfen und sprach zu ihm von seiner Abneigung gegen die Herrlichkeiten des Königthums, seiner Vorliebe zum Privatleben und besonders von der alten republikanischen Gesinnung, die in der Tiefe seines Herzens lebe und ihm zurufe, keine Krone anzunehmen.

Während dieser Zeit war die Kammer der Abgeordneten auf dem Weg nach dem Palais-Royal. So groß war die Furcht, welche dieses für ihren Streit bewaffnete Volk der Bourgeoisie einflößte, daß Herr Delessert zitterte und bebte, der Zug möchte in den Straßen mit Steinwürfen angegriffen werden. Man gelangt im Palais-Royal an, dessen Zugänge von einer unermeßlichen Volksmenge umlagert sind. Auf den Mann zutretend, dem er eine Krone zu geben kam, schien Herr Laffitte weder ernst gestimmt, noch bewegt zu sein. Ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen, und ehe er in seiner Eigenschaft als Präsident die Erklärung las, neigte er sich zum Ohr des Prinzen und sagte, auf sein verwundetes Bein zeigend: „Zwei Pantoffeln, ein einziger Strumpf! Mein Gott, wenn die Quotidienne uns sähe, sie würde sagen, wir machen einen König ohne Hosen!" Wie viel Blut war am 29. vergossen worden, um einen Thron umzustürzen! Am 30. errichtete man einen andern mit einem Scherzwort. Nicht die tragische Seite der Geschichte ist es, die uns am meisten belehrt.

Als Herr Laffitte die Erklärung der Kammer verlesen hatte, lief der Herzog von Orleans mit offenen Armen auf ihn zu und drückte ihn an sein Herz. Dann wollte er ihn auf den Balkon des Palastes führen, aber Herr Laffitte, welchen Rührung übernommen hatte, hielt sich bescheiden hinter ihm. Der Herzog nahm ihn bei der Hand und zeigte sich mit ihm der Menge, die in ein lautes Geschrei ausbrach: „Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe Laffitte!"

Dies war die Rolle, welche die Bourgeoisie in der Revolution spielte. Noch fehlte aber der neuen Dynastie die Genehmigung des Stadthauses. Der Herzog von Orleans und die Deputirten machten sich auf den Weg nach dem Grèveplatz. Als sie aus dem Palais-Royal traten, fehlte es nicht an Ausrufungen der Freude und des Triumphes. Der Herzog von Orleans saß zu Pferd und ritt vor Herrn Laffitte, welchen Savoyarden in einer Sänfte trugen.

Sie waren genöthigt, langsam zu gehen. Aber der Herzog hielt von Zwischenraum zu Zwischenraum an, um auf sie zu warten, drehte sich dann, die Hand auf das Kreuz seines Pferdes gelegt, um, und sprach zu Herrn Laffitte mit einem Wohlwollen sehr beweiskräftiger Art. Als die Bürgersmänner das sahen, riefen sie Beifall zu. „Es geht gut," sagte Herr Laffitte. — „O ja", antwortete der Herzog von Orleans, „es geht nicht übel." Jammerwürdigkeit der Größe! Vom Caroussel an waren die Zurufungen bereits weit weniger lärmend gewesen. Je weiter sie die Quais entlang kommen, um so ernster wird die Haltung des Volks. Am Pont-Neuf hörte das Geschrei gänzlich auf. Als der Zug auf dem Grèveplatze anlangte, bot dieser einen schrecklichen Anblick dar. Eine große Volksmenge bedeckte ihn, und überall waren es finstere, unheimliche Gesichter. Man versicherte, in den dunkeln Straßen, welche auf den Grèveplatz münden, seien Leute postirt gewesen, um den Herzog von Orleans niederzuschießen. Im Innern des Stadthauses war die Entrüstung auf den höchsten Grad gestiegen, und einige bedeutende Männer theilten sie. Der Doktor Delaberge hatte die Nachricht gebracht, daß einige Schritte von da junge Leute geneigt zu sein scheinen, allem zu trotzen, und daß kaum die Besorgniß, aus Versehen Benjamin Constant, Laffitte und einige andere beliebte Bürger zu treffen, sie zurückzuhalten vermöge. „Was mich betrifft," rief der General Lobau mit soldatischem Ungestüm, „ich will von ihm so wenig, als von den andern. Er ist ein Bourbon". So viel ist gewiß, die Einladung, welche die Deputirten Tags zuvor dem Herzog von Orleans zugeschickt, hatte selbst unter den Mitgliedern der Munizipalkommission ein solch lebhaftes Mißvergnügen erweckt, daß Herr Odilon Barrot so eben beauftragt worden war, dem Prinzen entgegen zu gehen und ihn zu verhaften. Aber so groß war die allgemeine Abspannung in diesen glühenden Tagen, daß er, bis man ihm ein Pferd vorführte, auf einer Bank eingeschlafen war. Man weckte ihn und er ging. Was wäre aus dieser Sendung entstanden, wenn sie erfüllt worden wäre? Aber der Herzog von Orleans war bereits unterwegs und alles sollte von dem Empfange abhängen, der ihm zu Theil würde. Einige dachten ihm einen furchtbaren zu. Ein junger Mann hatte geschworen, ihn in dem Augenblick, wo er seinen Fuß in den großen Saal setzen würde, hinzuopfern. Eitles Projekt! Als er die zu diesem Behufe bestimmte Pistole ergriff, konnte er sie nicht benutzen: eine unsichtbare Hand hatte den Schuß herausgezogen.

So schienen sich furchtbare Dinge anzukündigen. Der Herzog von Orleans ritt langsam über die Barrikaden, ohne weder nach rechts, noch nach links zu blicken, voll von einer Bewegung, die er zu bemeistern wußte. Als er auf dem Platz erschien, hatte der Tambour eben im Innern des Stadthauses den Feldmarsch geschlagen. Kaum war der Prinz mitten auf

dem Platze angelangt, als das Trommeln plötzlich aufhörte. Er setzte gleichwohl seinen Weg fort, aber als er die Stufen des Stadthauses hinanstieg, bemerkte man, daß sein Gesicht sehr blaß war. Herr von Lafayette erschien auf dem Absatz der großen Treppe und empfing seinen königlichen Gast mit der Höflichkeit eines Edelmannes, welcher entzückt ist, einem Prinzen die einer vollkommen populären Souveränetät geziemenden Ehrenbezeugungen erweisen zu dürfen. Sie traten beide in den großen Saal, wo der Generalstab versammelt war. Einige Zöglinge der polytechnischen Schule warteten hier, die Köpfe hoch empor gehalten und mit gezogenem Degen. Ein düsterer Schmerz malte sich auf den Gesichtern der Kämpfer von gestern: einige vergossen Thränen. Herr Laffitte hätte als Präsident die Erklärung der Kammer verlesen sollen, aber ein anderer Deputirter trat vor und nahm ihm das Papier aus der Hand, um seinen Inhalt vorzutragen. In dem Augenblick, wo der Deputirte die Worte sprach: „die Jury für Preßvergehen," neigte sich der Herzog von Orleans zu Herrn von Lafayette und sagte freundlich zu ihm: „Es werden keine Preßvergehen mehr vorkommen." Als die Verlesung zu Ende war, sprach er, die Hand auf sein Herz legend, die zweideutigen und unter den gegebenen Umständen eigenthümlichen Worte: „Als Franzose beklage ich das Uebel, das dem Lande zugefügt, und das Blut, das vergossen worden ist; als Prinz bin ich glücklich, zur Wohlfahrt der Nation beizutragen." Die Deputirten riefen Bravo, die Herren vom Stadthause knirschten vor Entrüstung. Jetzt trat der General Dubourg vor und sagte, die Hand nach dem mit Bewaffneten angefüllten Platze ausgestreckt: „Sie kennen unsere Rechte; wenn Sie dieselben vergessen, werden wir Sie daran erinnern." Kühn gemacht durch das Wohlwollen Lafayette's antwortete der Herzog von Orleans mit gewandter Festigkeit, wie einer, der empört ist, seinen Patriotismus verdächtigt zu sehen. Gleichwohl war der Prinz nicht ganz beruhigt, als er das Stadthaus verließ. Er hatte sich einige Augenblicke lang von seinem Gefolge getrennt, und da er nur einen jungen Mann zu Pferd, Herrn Laperche, der den Kämpfern nicht unbekannt schien, in seiner Nähe erblickte, gab er ihm ein Zeichen, neben ihm zu reiten. Was konnte er fürchten? Es war vorbei: die Revolution hatte ihre Entwicklung gefunden. Eine dreifarbige Fahne war gebracht worden; der Herzog von Orleans und Herr von Lafayette hatten sich beide mit dieser magischen Fahne an den Fenstern des Stadthauses gezeigt. Noch rief man bloß: Es lebe Lafayette! als er aber den Herzog umarmt hatte, rief man auch: Es lebe der Herzog von Orleans! Die Rolle des Volks war zu Ende, die Herrschaft der Bourgeoisie begann.

An demselben Tage und unweit des Stadthauses empfing ein unten an der Morgue angelegtes Fahrzeug mit einer schwarzen Flagge Leichen, die

man auf Tragbahren herabließ. Man ordnete diese Leichen schichtenweise, indem man sie mit Stroh bedeckte; und an den Mauern der Seine hin sah die Menge schweigend zu.

Der Reichsverweser kehrte in seinen Palast zurück und der Bankier auf einem andern Weg in sein Hotel.

Herr Laffitte hat später erzählt, als er vom Grèveplatz zurückgekommen, habe ihn eine gewaltige Herzensbeklemmung angewandelt, und eine Art verworrenes Bedauern über die Ereignisse dieses Tages. Es gibt Menschen, die viele Macht vergeuden, um zu einem eitlen Ergebnisse zu gelangen; wenn ihr Werk vollendet ist, demüthigt es sie, und sobald die Aufregungen des Kampfes aufhören, sehen sie mit schmerzlicher Verwunderung die Lächerlichkeit des Sieges ein. Ein Gefühl dieser Art mußte sich Herrn Laffitte's bemächtigen, wenn er bei seinen Bemühungen, um eine neue Dynastie zu gründen, aufrichtig geglaubt hatte, er gebe der Gesellschaft neue Grundlagen. Hatte er dagegen bloß die Absicht gehabt, die Gewalt ein- für allemal der Mittelklasse in die Hand zu spielen, so hatte er Unrecht, das, was er gethan, auch nur im Mindesten zu bereuen, denn es war ihm vollkommen geglückt, und ihm hatte man es zuzuschreiben, wenn zwischen dem aufgelösten alten Regime und der erdrückten Demokratie die bürgerliche Revolution von 89 auf's Neue ihren Lauf nahm.

Was Herrn von Lafayette betrifft, so vermochte er damals alles, entschied aber nichts. Seine Tugend war glänzend, jedoch unheilvoll. Indem sie ihm einen Einfluß verschaffte, welcher größer war, als seine Fähigkeit, diente sie bloß dazu, in seinen Händen eine Macht zu vernichten, die, in kraftvollere Hände gelegt, Frankreich andere Schicksale bereitet hätte. Herr von Lafayette besaß übrigens mehrere wesentliche Eigenschaften zum Herrschen. Sein Benehmen sowie seine Sprache waren ein eigenthümliches Gemisch von Feinheit und Gutherzigkeit, von Anmuth und Strenge, von Würde ohne Steifheit und von Vertraulichkeit ohne Niederträchtigkeit. Für die einen war er ein vornehmer Herr geblieben, obgleich er sich unter die Menge gemischt hatte; für die andern war er trotz seiner edlen Abkunft ein geborener Mann des Volkes. Glückliches Vorrecht, alle Vortheile einer hohen Geburt zu bewahren, indem man sich Verzeihung für dieselben erwirbt. Dazu kommt, daß Herr von Lafayette zugleich den Scharfblick zweifelnder Geister und die Gluth einer gläubigen Seele besaß, d. h. die doppelte Macht, hinzureißen und zusammenzuhalten. In den Versammlungen des Carbonarismus wußte er feurig zu sprechen. In der Kammer war er ein liebenswürdiger, geistreicher Schwätzer. Was fehlte ihm also? Genie und, was noch mehr ist, Willensstärke. Herr von Lafayette wollte nichts mit Kraft, weil er selbst die Ereignisse nicht zu leiten vermochte, und es ihn betrübt hätte, das

Ruder in andern Händen erblicken zu müssen. In dieser Beziehung fürchtete Herr von Lafayette Jedermann, besonders aber sich selbst. Die Gewalt entzückte und erschreckte ihn; er hätte ihren Gefahren getrotzt, aber er fürchtete ihre Verlegenheiten. Obgleich voll Muth, fehlte es ihm durchaus an Kühnheit. Während er fähig war, sich auf edle Weise der Gewalt zu unterziehen, nicht aber sie nützlich anzuwenden, war der einzige Kopf, den er ohne Schrecken dem Henker überliefert hätte, der seinige.

So lange es sich bloß um eine vorübergehende Regierung gehandelt hatte, war er Manns genug und hoch erfreut darüber gewesen. Im Stadthaus von einem kleinen Hof umgeben, dessen Gesumme ihm gefiel, genoß er mit einer etwas kindischen Naivität die lärmende Verehrung, womit man sein Alter umringte. In diesem Kabinet, wohin alle Nachrichten gebracht wurden, von wo jeden Augenblick Proklamationen ausgingen, wo man mit Unterschriften regierte, machte man viel Lärm um Nichts. Eine Stellung, die schwachen Geistern vortrefflich ansteht, weil sie sich inmitten unfruchtbarer Aufregungen leichter über ihren Schreck vor allem, was entscheidend ist, Illusionen machen. Nun gut, dieser Schreck klebte Herrn von Lafayette im höchsten Grade an, und es zeigte sich deutlich, als der Augenblick kam, sich auszusprechen. Um nicht thun zu müssen, was er selbst wollte, setzte er sich lieber der Gefahr aus, thun zu sehen, was er nicht wollte. Eine Krone war ihm zu Füßen gelegt worden: er schlug sie nicht aus, er gab sie nicht hin, er ließ sie nehmen.

Gleichwohl erinnerte er sich nicht ohne einige Bangigkeit der Versprechungen, womit er seine jungen Freunde eingewiegt hatte, und fürchtete wirklich ihre Vorwürfe. Setzte er sich nicht der Anklage aus, die Sache der Revolution verrathen zu haben? Er, der sich in der Versammlung des Carbonarismus als unversöhnlichen Gegner jedes Königthums erklärt, er, der in den geheimen Klubs der Restauration so energisch die, wie man sagte, von Manuel unterstützte Kandidatur des Herzogs von Orleans bekämpft hatte, was sollte er den Männern, die seinem Banner gefolgt waren, antworten, wenn sie kamen und Rechenschaft verlangten über die in ihrer Wiege erstickte Republik, über ihre zerstörten Illusionen, über ihr in einer andern Hoffnung vergossenes Blut? Von all diesen Besorgnissen gepeinigt und zitternd für seine in Gefahr stehende Popularität, beschloß er durch verspätete Bedingungen die Unermeßlichkeit der Konzession, die er bereits gemacht, in etwas zu beschränken, und berieth sich mit den Herren Joubert und Marchais über die Abfassung eines Programms. Folgendes ist die Wahrheit über dieses Programm, welches Gegenstand so vieler Kontroversen werden sollte.

Nach ziemlich gründlicher Erwägung und Besprechung aller Verhältnisse wurde im Stadthaus eine Akte aufgesetzt, die Bedingungen enthaltend,

unter welchen Herr von Lafayette sich unter die Gewalt eines Königs zu demüthigen versprach.

Herr von Lafayette nahm dieses Papier, welches die Geschicke eines Volkes ändern konnte, und begab sich ins Palais=Royal in der Absicht, es vom Herzog von Orleans unterzeichnen zu lassen. Der Prinz aber, sobald er ihn ansichtig wurde, eilte mit zuckersüßen Worten auf ihn zu. Sie sprachen von der Republik, von der Verfassung der vereinigten Staaten; Herr von Lafayette sagte, daß dieselbe alle seine Sympathien habe; der Herzog erhob Zweifel über die Möglichkeit der Anwendung der amerikanischen Theorien auf ein Land, wie Frankreich. Inzwischen leugnete der Prinz nicht, daß er von Herzensgrunde Republikaner sei, und vereinigte sich mit Herrn von Lafayette dahin, der Thron, dessen man in Frankreich bedürfe, „sei ein mit republikanischen Institutionen umgebener Thron.“ Herr von Lafayette war über diese Erklärungen dermaßen entzückt, daß er nicht mehr daran dachte, das Papier zu zeigen, das er mitgebracht hatte. Das Wort eines Edelmannes schien ihm eine stärkere Bürgschaft, als eine Unterschrift, die er nicht hätte verlangen können, ohne ein für den Herzog beleidigendes Mißtrauen zu verrathen. Später sagte er zu Herrn Armand Carrel, der ihm sein Benehmen bei diesem weltbekannt gewordenen Besuche mit Bitterkeit vorwarf: „Was wollen Sie, mein Freund? Damals hielt ich ihn für gut und dumm.“

Im Uebrigen war die politische Erziehung unter der Rastauration sehr schlecht gediehen. Ein republikanischer Thron war die letzte Chimäre, welche der Wunsch nach Veränderung aushecken konnte. Ich muß hinzufügen, daß sie einige ernste Männer verführte; der alte Abbé Gregoire z. B., der damals in Passy wohnte, rief, als er von Herrn Civiale die Julirevolution und die ihr zugedachte Entwickelung erfuhr, voll Begeisterung und mit gefalteten Händen: „Mein Gott, so wäre es also wahr! Wir hätten alles beisammen, die Republik und einen König!“

Die Männer von höherer Intelligenz konnten solche lächerliche Entzückungen nicht theilen, und nichts bewies dies besser, als ein Schritt, den Bazar damals bei Lafayette versuchte. Bazar war ein kühner, lebenskräftiger Geist. Genährt durch die Lektüre Saint=Simons hatte er aus den Schriften dieses adeligen Neuerers ein ungeduldiges, weltumfassendes Verlangen nach Reformen geschöpft. Zu Herrn von Lafayette zugelassen, setzte er ihm seine Ideen auseinander, die nichts Geringeres bezweckten, als eine Erschütterung der Gesellschaft in ihren Grundlagen. „Die Gelegenheit ist schön,“ sagte Bazar zu Lafayette, „und das Glück hat Ihnen die Allmacht in die Hände gegeben. Wer darf Ihnen wehren? Seien Sie die Macht, und möge Frankreich durch Sie regenerirt werden!“ Herr von Lafayette hörte mit unaussprechlicher

Verwunderung diesen Mann an, der zwar jünger war, als er, aber durch seine geistige Ueberlegenheit ihm Ehrerbietung abnöthigte. Nie hatten so kühne Worte an sein Ohr geschlagen, nie hatte man ihn durch den Gedanken in solche Tiefen hinabsteigen lassen. Aber es war zu früh für eine soziale Umgestaltung, und Herr von Lafayette, der ihre Nothwendigkeit kaum begriff, war nicht der Mann, ihre Gefahren auf sich zu nehmen. Diese Unterhaltung war der einzige, wahrhaft philosophische Versuch, welcher aus der Erschütterung des Juli hervorging: er mußte scheitern, wie alles, was vor der Zeit kommt.

Die Herrschaft der Bourgeoisie war jetzt so ziemlich festgestellt. Es blieb ihr nichts mehr zu wünschen übrig, als sich mit einer künstlichen Popularität zu umgeben, welche ihr gestattete, den Stürmen einer ersten Einsetzung zu widerstehen. Emissäre werden nach den bevölkertsten Theilen der Stadt ausgesandt und mischen sich in alle Gruppen. Mit der Zuversicht, welche ein erfolgreicher Anfang einflößt und die für die Menge immer etwas Achtunggebietendes hat, preisen sie den Muth des Herzogs von Orleans, seinen Patriotismus, seine Tugenden, identifiziren seine Sache mit der der Revolution selbst und verschwärzen diejenigen, welche es wagen, die Stimme gegen den Prinzen zu erheben, als Agenten der vertriebenen Dynastie. Bald sind überall Proklamationen angeschlagen, worin man die lügnerischen Worte liest: „**Der Herzog von Orleans ist kein Bourbon, er ist ein Valois.**“ Republikanische Manifeste sind erschienen: man zerreißt sie voll Erbitterung, und erklärt die Verfasser als Menschen, denen es um nichts, als um Plünderung zu thun sei. „Zur Tribune! zur Tribune!“ rufen einige Stimmen, und ein Volkshaufen in Lumpen wälzt sich nach den Bureaux dieses republikanischen Blattes. Man stürmt den Redaktionssaal, man legt auf die Redakteurs an, und diese jungen Männer retten sich nur durch ihre Unerschrockenheit. Aufrecht und ruhig im Angesicht der Wüthenden, die mit der Spitze ihrer Bajonette beinahe seine Brust berührten, hielt der Hauptredakteur der Tribune, August Fabre, sie durch die Würde seiner Haltung und die drohende Festigkeit seiner Sprache in Respekt. Diese Kaltblütigkeit verschaffte einem Freunde Zeit, bei dem Posten des Petits-Pères Hülfe zu suchen; aber auf dem von der Menge überschwemmten Platze riefen einige Rasende, um das Volk aufzureizen: „Man bringe diese Republikaner herab, wir wollen sie erschießen!“ Man hatte einige Mühe, sie zu retten. Herr von Lafayette ließ, als ihm die Sache gemeldet wurde, den Platz räumen.

Auf dem Stadthause war der Herzog von Orleans der größten Gefahr entgangen, der er sich aussetzen konnte: er hatte seine furchtbarsten Feinde von Angesicht zu Angesicht gesehen. Jetzt erst bekam er Glauben an sich

selbst und die Zukunft seines Geschlechtes. Eine Stunde hatte hingereicht, um ihm zu beweisen, daß die ungestümsten Menschen sich bald durch ihre eigene Heftigkeit abnutzen; daß die Niederträchtigkeit, die, wie der Heldensinn, ansteckende Kraft besitzt, die Ehrgeizigen und Schwankenden in Masse zu ihm treiben werde; daß die Menge in Folge ihrer Grundsatzlosigkeit und Unwissenheit vollkommen bereit sei zur Knechtschaft unter neuen Namen, und daß er endlich auf die Blödsichtigkeit des großen Haufens rechnen könne. Ueberdies hatte Herr von Lafayette ihm in einer Umarmung die ganze Macht eines schönen Namens und eine Popularität sonder Gleichen mitgetheilt. Gegenüber von Karl X hatte er noch Rücksichten zu beobachten, aber das fühlte er, daß er von der republikanischen Partei nichts mehr zu fürchten hatte.

Auch wurde der Abend dieses merkwürdigen Tages von einer Szene bezeichnet, deren geringste Einzelnheiten mitgetheilt zu werden verdienen. Herr Thiers ließ einigen jungen Männern, die neben einer klaren, lebhaften Intelligenz große persönliche Tapferkeit besaßen, sagen, der Reichsverweser wünsche sich mit ihnen zu besprechen. Sie versammelten sich also auf den Bureaux des National, und hier versäumte Herr Thiers nichts, um diese eisenfesten Herzen für eine Palastrevolution zu gewinnen. Er wagte es sogar, auf Herrn Thomas deutend, zu sagen: „Der gäbe einen schönen Obersten!" Insinuationen einer gemeinen Intrigantenseele, die mit Verachtung abgewiesen wurden.

Man begab sich in's Palais=Royal. Die Gesellschaft bestand aus den Herren Boinvilliers, Godefroi Cavaignac, Guinard, Bastide, Thomas und Chevallon. Herr Thiers hatte sich erboten, sie vorzustellen. Sie warteten ziemlich lange in dem großen Saal zwischen den beiden Höfen des Palais=Royal, und schon machte sich ihre Ungeduld in Drohungen Luft, als der Reichsverweser mit huldreicher Miene und lächelnden Lippen eintrat. Die Szene ging bei Fackelschein vor sich. Der Herzog versicherte die Herren mit vieler Höflichkeit, welches Vergnügen es ihm mache, sie zu empfangen, aber sein Blick schien sie um den Grund ihres Besuches zu fragen. Sie waren erstaunt, und Herr Boinvilliers, der das Wort ergriff, nannte ihm den Mann, der im Namen des Reichsverwesers selbst gekommen sei, um sie zu diesem Schritte einzuladen. Herr Thiers schien etwas verlegen, und der Herzog antwortete zweideutig. Diese Lächerlichkeiten dienten zum Vorspiel eines bedeutungsschweren Gespräches.

„Morgen", sagte Herr Boinvilliers zu dem Prinzen, „morgen werden Sie König sein."

Bei diesen Worten machte der Herzog von Orleans eine beinahe ungläubige Geberde. Er sagte, er habe nicht nach der Krone getrachtet und wünsche

sie auch nicht, obgleich viele Leute mit großem Eifer in ihn dringen, sie anzunehmen.

„Aber", fuhr Herr Boinvilliers fort, „vorausgesetzt, Sie werden dennoch König, was ist Ihre Ansicht von den Verträgen von 1815? Merken Sie sich's wohl: diese Revolution, die sich auf der Straße gemacht hat, ist keine liberale Revolution, sondern eine nationale. Der Anblick der dreifarbigen Fahne ist es, der das Volk zum Aufstand begeistert hat, und es ließe sich gewiß leichter an den Rhein, als nach Saint-Cloud treiben."

Der Herzog von Orleans antwortete, er sei kein Anhänger der Verträge von 1815, inzwischen müsse man gegenüber den auswärtigen Mächten viele Gemessenheit beobachten, und es gäbe Ansichten, die man nicht laut aussprechen dürfe.

Die zweite Frage, die Herr Boinvilliers an ihn richtete, bezog sich auf die Pairie.

„Die Pairie", sagte Herr Boinvilliers, „hat keine Wurzeln mehr in der Gesellschaft. Der Code hat durch Zerstückelung des Grundbesitzes die Aristokratie in ihrem Keime erstickt, und der Grundsatz der Adelserbschaft hat sich überlebt."

Der Herzog vertheidigte die Erblichkeit der Pairie, aber schwach. Er betrachtete sie als die Grundlage eines guten Systemes politischer Bürgschaften. „Im Uebrigen", fügte er hinzu, „muß die Frage näher geprüft werden, und wenn die erbliche Pairie nicht fortbestehen kann, so werde ich sie nicht auf meine Kosten aufrecht zu erhalten suchen." Der Herzog sprach sofort von den königlichen Gerichtshöfen und der Nothwendigkeit, ihre Organisation zu respektiren, so viele Prozesse er selbst schon verloren habe; gegen die Republik lehnte er sich mit vieler Festigkeit auf; er sei zwar früher Republikaner gewesen, verwerfe aber jetzt dieses System, besonders in seiner Anwendung auf Frankreich.

„Königliche Hoheit", sagte jetzt Herr Bastide mit einer beinahe ironischen Gelassenheit, „im Interesse der Krone selbst müßten Sie die Primär-Versammlungen einberufen."

Der Prinz zog seine Hand zurück, die er nachlässig auf Herrn Bastide's Arm gelehnt hatte, that zwei Schritte hinter sich, wechselte die Farbe, bemächtigte sich dann mit Lebhaftigkeit des Worts und verbreitete sich über die Revolution, über ihre Ausschweifungen, über so viele unheilvolle Seiten, die neben einige glorreiche zu setzen seien; — und er zeigte mit dem Finger auf zwei Gemälde, die Schlachten von Jemmapes und Valmy darstellend. — Sodann fuhr er fort und griff in sehr klaren Ausdrücken das von dem Konvent befolgte System an, als Herr Godefroi Cavaignac, einen festen, finstern Blick auf ihn heftend, den der seinige nicht auszuhalten vermochte, im

rauhen Tone rief: „Mein Herr, Sie vergessen also, daß mein Vater im Konvente war?“ — „Der meinige auch“, erwiederte der Herzog von Orleans, „und ich habe nie einen ehrenwertheren Mann gekannt.“ Die Umstehenden lauschten aufmerksam auf diese Debatte zwischen zwei Söhnen von Königsmördern. Der Herzog von Orleans beklagte sich über die Verläumdungen, die gegen seine Familie ausgestreut worden seien; und als Herr Boinvilliers die Besorgniß geäußert hatte, die Zugänge eines neuen Thrones von den Karlisten und der Geistlichkeit versperrt zu sehen, rief der Herzog energisch: „O, was diese betrifft, so haben sie mein Haus schon zu vielfach beleidigt, als daß uns nicht eine ewige Schranke trennen sollte.“ Sodann berauschte er sich in seinen eigenen Worten und vergaß sein Gespräch mit Herrn von Mortemart ganz und gar, denn er sprach von einer Rivalität, einer langen, furchtbaren Rivalität. „Sie wissen doch, was Familienhaß ist? Nun gut, derjenige, welcher die älteste Linie der Bourbons und die jüngste von einander trennt, schreibt sich nicht von gestern her, er erstreckt sich bis zu Philipp, dem Bruder Ludwigs XIV, hinauf.“ Sofort pries er den Regenten: Der Regent war schrecklich verläumdet worden, man hatte nicht alle Dienste erfahren, die er leisten wollte und konnte; eine Menge Fehler waren ungerechterweise auf seine Rechnung gesetzt worden u. s. w. Er ließ sich noch über verschiedene Gegenstände aus, sprach über alles lang, unbedeutend, ohne Tiefe des Urtheils, aber nicht ohne Reife und mit einer merkwürdigen Leichtigkeit des Redeflusses. Vielleicht ließ er sich hiebei von seiner Eitelkeit hinreißen, vielleicht war es ihm auch angenehm, zu zeigen, in was sich seine Erziehung von der anderer Prinzen unterschieden habe, die hierin alle zusammen weniger geschickt sind, als Herr von Talleyrand, den Europa für ein Genie hielt, weil er die eine Hälfte seines Lebens einsilbig gesprochen und die andere geschwiegen hatte.

Im Augenblick, wo die Republikaner gehen wollten, sagte der Herzog von Orleans mit kosender Stimme zu ihnen: „Sie werden wieder zu mir kommen, Sie werden schon sehen!“ Und als das Wort Nie! an sein Ohr schlug, fügte er, als ein Mann, der nicht sonderlich an unerschütterliche Ueberzeugungen glaubt, mit einem bekannten Aphorismus hinzu: „Man muß dieses Wort nie aussprechen.“

Diese jungen Männer, welche drei Tage hindurch mitten unter dem Volke gefochten hatten, entfernten sich gepreßten Herzens. „Das ist nur ein Zweihunderteinundzwanzig“, sagte Herr Bastide beim Hinausgehen.

Achtes Kapitel.

Provisorisches Ministerium. — Herr Laffitte nöthigt Herrn Dupont (von der Eure) zum Eintritt in dasselbe. — Portrait des Herrn Guizot. — Flucht von Saint-Cloud. — Unzufriedenheit der Truppen. — Die königliche Familie verläßt Trianon; sie kommt in Rambouillet an. — Aufenthalt der königlichen Familie in Rambouillet. — Karl X vertraut dem Herzog von Orleans die Interessen seines Enkels an. — Charakteristische Anekdote. — Auf einen herzlichen Brief des Herzogs von Orleans entschließt sich Karl X zur Abdankung und veranlaßt auch den Dauphin dazu. — Die Höflinge drängen sich um den Herzog von Orleans. — Die Munizipalkommission aufgelöst. — Besuch im Stadthaus. — Der General Latour-Foissac bringt die Abdankungsakte in's Palais-Royal: man verweigert ihm den Zutritt zum Herzog von Orleans. — Zartgefühl der Herzogin von Orleans. — Der Herzog von Orleans verwirft die Idee einer Regentschaft; Kommissäre zu Karl X geschickt; Familienszene. — Rückkehr der Kommissäre; Aenderung in den Gesinnungen des Herzogs. — Expedition nach Rambouillet; ihr Zweck; ihre Physiognomie; Verblendung Lafayette's. — Das Palais-Bourbon am 3. August. — Gesinnungen der Truppen in Rambouillet. — Der Oberst Poque. — Karl X getäuscht, verläßt Rambouillet. — Karl X in Maintenon; er gibt seinen Truppen Befehl, sich dem Reichsverweser zu unterwerfen. — Rückkehr von Rambouillet.

Der 31. war entscheidend. Von den Einen verrathen, von den Anderen aufgegeben, hatte die Revolution aus sich selbst eine Macht geschöpft, groß genug, sie zu vernichten. Die Munizipalkommission inzwischen hält sich noch aufrecht, aber man hätte sagen können, sie verlange mit Ungeduld, sich aufzulösen. Ein einziges unter ihren Mitgliedern, Herr Mauguin, sprach sich energisch über die Nothwendigkeit aus, die populäre Regierung des Stadthauses fortzusetzen. Der eben so muthvolle als loyale Audry von Puyraveau gerieth bei dieser Gelegenheit in die Schlinge seiner eigenen Uneigennützigkeit. „Man darf uns nicht des Ehrgeizes beschuldigen können", sagte er unaufhörlich und vereinigte sich mit den Herren von Schonen und Lobau, um das einzige Werkzeug des Widerstandes zu zertrümmern, das der Herzog von Orleans noch zu befürchten hatte.

Bevor sie jedoch ihre eigene Absetzung dekretirte, glaubte sich die Munizipalkommission verpflichtet, für die Staatsverwaltung zu sorgen, und setzte folgende Liste auf:

Als provisorische Kommissäre sind ernannt:

die Herren Dupont von der Eure, für die Justiz;
Baron Louis, für die Finanzen;
General Gerard, für den Krieg;
von Rigny, für die Marine;

Bignon, für die auswärtigen Angelegenheiten;
Guizot, für den öffentlichen Unterricht.

Da Herr Casimir Perier aber in den Berathungssaal trat, so bot Herr Mauguin ihm das Ministerium des Innern an. Im höchsten Grade überrascht und verwirrt, stammelte dieser eine Annahme, aber eine Stunde nachher begab er sich zum Sekretär der Munizipalkommission, Herrn Bonnelier, und flehte seine Großmuth, ja beinahe sein Mitleid um die Gunst eines Druckfehlers im Moniteur an. Er stellte ihm vor, daß er, gestern noch Minister Karls X, unmöglich heute Minister einer Revolution gegen diesen Monarchen werden könnte, und bei diesen Worten gab er sich ganz seiner Verzweiflung hin. So war dieser Mann, dem von jeher ein Hochmuth und ein heroisches Wesen ingewohnt, das zuweilen an Wahnsinn streifte, auf einmal demüthig und flehend geworden. Man gewährte ihm seinen Wunsch, aber seine Unruhe war so groß, daß er Abends selbst auf das Bureau des Moniteur ging, um sich mit eigenen Augen der Streichung seines Namens zu versichern, welcher sofort durch den des Herrn von Broglie ersetzt wurde. Gleichwohl war Casimir Perier, wie er bald bewies, nicht der Mann, ein freundliches Winken des Glückes von sich zu stoßen, aber er erwartete die Verwirklichung seiner geheimen Hoffnung von einem neu in die Revolution gekommenen Fürsten. Eine feurige, aber kleinherzige Seele, von den Sorgen eines angstvollen Ehrgeizes zu gleicher Zeit zernagt und gedemüthigt! Andere bewiesen bei diesem Zustand von Demüthigung doch einige Willensstärke und stürzten sich aufrechten Kopfes in die Gewalt und Knechtschaft.

Die von der Munizipalkommission getroffenen Wahlen wurden im Palais-Royal bestätigt, draußen aber machte man allerhand Glossen darüber.

Man fand es allgemein sehr sonderbar, daß eine Regierung von revolutionärem Ursprung Männer, wie den Abbé Louis und Herrn Guizot, zu Vertretern der Revolution ernannt hatte. Es ist wahr, ersterer hatte sich während der drei Tage bei Herrn Laffitte als Finanzmann des Aufstandes aufgethan mit einer Hingebung, die nicht ohne Muth war: er hatte laut von gewissen Maßregeln gesprochen, die man ergreifen müsse, um für den Fall, daß die Revolution sich länger hinausziehe, Abgaben zu erheben. Herrn Guizot's Antheil an der Bewegung dagegen war nicht der Art, daß sein Ehrgeiz als gerechtfertigt erscheine konnte. Soviel bleibt jedenfalls wahr, daß die Vergesellschaftung ihres Namens mit dem des durch seine Kämpfe gegen die älteren Bourbons so wohl bekannten Herrn Dupont von der Eure etwas Wunderliches und Unerklärliches hatte.

Herr Dupont von der Eure weigerte sich anfangs. Er trug durchaus kein Verlangen nach der Herrschaft, und seine Bescheidenheit ließ ihn die Last

derselben fürchten. Herr Laffitte jedoch bestimmte ihn. Herr Laffitte war seit langer Zeit vom Herzog von Orleans unterjocht gewesen und hatte sich seit dem wichtigen Dienst, den er ihm erwiesen, noch inniger an ihn angeschlossen: im Anfang, weil er das Bedürfniß fühlte, in der Person seines königlichen Schützlings sich selbst möglichst zu heben, und dann, weil es zu den Ränken unserer Eitelkeit gehört, daß wir uns denjenigen anschließen, die uns viel verdanken, eben wegen des Guten, das wir ihnen erweisen. Aber, da bei Herrn Laffitte das Zartgefühl eines sehr kitzlichen Herzens seine natürliche Ermäßigung in einer außerordentlichen Feinheit des Geistes fand, so war er gewonnen worden, ohne vollkommen überzeugt, und verführt, ohne getäuscht zu sein. Er suchte sich also gegen das Ungestüm seiner eigenen Neigungen zu verwahren, indem er einen Mann zu sich berief, dessen Freundschaft muthvoll und strenge war, und besser konnte er nicht wählen als Herrn Dupont von der Eure, zumal da in den Augen des Volkes die Zustimmung eines solchen Mannes eine Bürgschaft und, es mochte geschehen, was da wollte, eine Entschuldigung zu Gunsten des Herrn Laffitte war.

Daher die Beharrlichkeit, womit er darauf bestand, daß sein Freund das Ministerium der Justiz annehmen solle. Er flehte ihn eigentlich an, nahm ihn bei den Händen, drückte sie in den seinigen, und unterstützte seine Bitte mit allem, was auf einen großherzigen Mann einzuwirken vermag. Herr Dupont von der Eure gab endlich nach und ließ sich dem Reichsverweser vorstellen. Der Prinz empfing ihn mit vieler Leutseligkeit und Herzlichkeit. Der neue Minister begann damit, unverhohlen seinen Widerwillen gegen die Ausübung der Gewalt zu äußern. Er sagte, er sei kein Hofmann, seine Gewohnheiten, wie seine Neigungen seien republikanisch. Der Prinz antwortete, es werde keinen Hof mehr geben, und er bedauere selbst, nicht in einem republikanischen Lande, wie Amerika, leben zu können. Dupont von der Eure verschwieg ihm seine Besorgnisse nicht, und während dieser ganzen Unterhaltung war seine Sprache die eines freien Mannes.

Aber welchen Platz konnte ein Bürger dieses Schlages im Schooße einer neuen Monarchie und mitten unter Emporkömmlingen einnehmen, die sich in der Schmeichelei, in feinen Sitten, in der Intrigue versuchten? Eine gesunde Vernunft, ein unerbittlicher Menschenverstand, ein freimüthiges Wesen, Gutherzigkeit neben ehrenwerther Derbheit, ein großer Geschäftseifer sind keine genügenden Eigenschaften, um die Verwickelungen zu beherrschen, die in einer verderbten Gesellschaft aus der Kreuzung der Interessen und dem Spiel der Leidenschaften erwachsen. Herr Dupont von der Eure trat mit ähnlichen Eigenschaften wie Roland, aber unter weit ungünstigeren Umständen in's Ministerium. Nun weiß man, daß Roland sich nicht die

Neigung Ludwig's XVI erwerben konnte, der doch sehr geeignet war, einfache und bescheidene Tugenden zu würdigen und zu schätzen.

Ueberdies befand sich in diesem Ministerium neben Dupont von der Eure Herr Guizot, ein trockener, hochmüthiger, alles seinem Stolze opfernder und unter dem äußeren Schein von Ruhe leidenschaftlicher Mann. An seiner edlen, aber finstern Stirne, seiner trockenen, scharf geschnittenen Lippe, seinem kalten, hohnvollen Lächeln und einer gewissen Gebeugtheit des Körpers, welche die Unruhe der Seele verrieth, war er leicht zu erkennen. Wir haben ihn seitdem in den Versammlungen gesehen: man erkannte sein gallichtes, ärgerliches Gesicht schon von Weitem unter allen andern heraus. Von seinen Gegnern gereizt, heftete er einen Blick auf sie, der die Bereitwilligkeit ausdrückte, mit Beleidigungen um sich zu werfen, und richtete mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zorn und Spott seinen Kopf auf der gewölbten Taille empor. Protestant und Professor, gab ihm sein peremtorisches Geberdenspiel, sein dogmatischer Ton etwas Unbezwingbares; indeß beruhte seine Festigkeit lediglich auf äußerem Schein: denn im Grunde war er ein Geist ohne Thatkraft, und seinem Willen ermangelte es an aller Lebensfrische. Selbst die Konsequenz, die man in Herrn Guizot's Schriften bemerkte, war weiter nichts als die Hartnäckigkeit des Lehrers, der sich vor seinen Zöglingen nicht widersprechen will. Man hielt ihn für grausam: er war es vielleicht nur in seinen Reden; aber ein raffinirter Hochmuth lag darin, daß er sich gerne Blößen gab, und er, der seine Tugenden mit Vergnügen im Stillen ließ, hatte Laster, die er zur Schau trug. Die Unbeständigkeit seines politischen Charakters war im Jahre 1830 für Niemand ein Geheimniß, und die Erinnerung an seine Rolle von 1815 hatte ihm lebhafte Angriffe zugezogen. Er kümmerte sich wenig darum: treu in seinen Freundschaften, damit Niemand Ursache haben sollte, es zu bereuen, daß er auf sein Glück gerechnet, hatte er sich immer den Anschein gegeben, als verachte er seine Feinde, damit man nicht glauben solle, er fürchte sie. Sein Talent bestand darin, unter der Feierlichkeit des Ausdruckes und dem Gepränge von Formeln eine ungemeine Gedankenarmuth und Gesinnungen ohne alle Größe zu verbergen. Gleichwohl hatte sein Wort großes Gewicht, und seine Uneigennützigkeit, der würdevolle Ernst seines Lebens, seine häuslichen Tugenden, die Strenge seiner Sitten verschafften ihm bedeutende Geltung inmitten einer frivolen, lüsternen Gesellschaft. Dazu kommt, daß er, wie Casimir Perier, die Kunst besaß, gemeine Pläne zu adeln und zu dienen, indem er zu herrschen schien.

Paris hatte auf einmal ein anderes Aussehen angenommen. Die Magazine öffneten sich auf's Neue, die Geschäfte nahmen wieder ihren gewöhnlichen Gang. Eine der letzten Handlungen der Munizipalkommission war,

daß sie die Verfallzeit für Handelsgegenstände um zehn Tage verlängerte. Die Aufhebung aller Handelsbeziehungen hatte Einige wirklich zu Grunde gerichtet, und bot dagegen Anderen einen Vorwand zur Unehrlichkeit. Wenn man die Gesellschaften aufrührt, steigt immer auch etwas Schlamm an die Oberfläche herauf.

Am 31., Morgens fünf Uhr, kam Karl X in Trianon an. Der Dauphin war in Saint=Cloud geblieben, das er erst um Mittag verließ. Bevor er jedoch abreiste, wollte er eine letzte Anstrengung versuchen. Eine Kompagnie stand an einem Ende der Brücke von Sèvres, und vom anderen Ende gingen zahlreiche Flintenschüsse aus. Auf Befehl des Dauphin begibt sich der Herzog von Levis zu den Truppen, um sie zum Widerstande aufzumuntern. Der Bataillonschef, der sie kommandirte, stand unbeweglich, die Arme über die Brust gekreuzt und wie in tiefes Nachdenken versunken, am Brückenkopfe. Der Herzog von Levis richtet das Wort an ihn, aber vergebens. Von dieser Szene in Kenntniß gesetzt, gallopirt der Dauphin herbei und beginnt eine Rede an die Truppen. Keine Bewegung, nicht ein einziger Ruf. Verzweiflungsvoll reitet er auf die Brücke, aber als er sieht, daß man ihm nicht folgt, kehrt er zornig und beschämt nach Saint=Cloud zurück.

Die Kompagnie, deren Eifer so eben der Dauphin auf die Probe gestellt hatte, wurde von Herrn Quartery befehligt. Ihr Abfall überlieferte dem Volke eine Kanone und die Brücke von Sèvres.

In Saint=Cloud gab der Prinz Befehl zur Abreise. Soviel Demüthigung hatte seine Züge verstört und die Unordnung, die in seinen Gedanken herrschte, noch größer gemacht. Als er vor der Fronte des 6. Garderegiments vorüberritt, machte er vor dem Obersten Halt und sagte zu ihm: „Nun, das 3. ist übergegangen, können Sie auf Ihre Leute rechnen?“ Der Oberst antwortete mit Würde, jeder werde seine Pflicht thun. Der Prinz that einige Schritte, ohne ein Wort zu sprechen, aber als er einen Soldaten bemerkte, der seinen Kragen nachlässig zugehakt hatte, rief er ihm zu: „Du hast dein Collet sehr schlecht an.“ Eine unwillkürliche Regung des Unmuthes that sich in den Reihen kund: die Soldaten konnten jetzt beurtheilen, was alle diese Herrscher von Nationen, in der Nähe betrachtet, werth sind.

Nachdem das Zeichen zum Rückzug gegeben war, schlugen die Artillerie und das 1. Garderegiment die Straße nach Ville=Neuve=l'Etang ein, während die Voltigeurs vom 6. mit Flintenschüssen die Plänkler aufzuhalten suchten, die auf den großen Eingang des Schlosses zueilten. Diese plötzliche Flucht, diese Flucht ohne Kampf, verletzte die treu gebliebenen Truppen tief. In ihrem Aerger, dessen Ausdruck kaum der gewohnte Respekt milderte,

setzten mehrere Grenadiere ihre Mützen verkehrt auf, gleichsam um, soviel an ihnen wäre, den Insurgenten, die sie verfolgten, die Stirne zu bieten. Die Offiziere marschirten gesenkten Hauptes und einige vergossen Thränen.

Bei ihrer Ankunft in Versailles wurden die Regimenter unter einander geworfen, ein Theil auf dem Waffenplatze, der andere auf einer Ebene vor dem Gitterthore du Dragon. Es war keine Vorsichtsmaßregel ergriffen worden, und die Offiziere hatten viele Mühe, ihren, von Ermattung und Verdruß niedergebeugten Soldaten Lebensmittel zu verschaffen. Aber bereits mischte sich Zorn in den Schmerz, und die Desertion begann. Das Bivouak währte seit einigen Stunden, und noch waren die Truppen nicht gemustert worden. Man fragte sich mit Ueberraschung in den Reihen, was die Prinzen so fern von denjenigen zurückhalte, die in ihrer Anwesenheit eine neue Aufforderung zur Treue gesehen und frischen Muth geschöpft hätten. Zeugen des Umsichgreifens der allgemeinen Unzufriedenheit, begaben sich Herr Sala und einer seiner Kameraden, beide Offiziere vom 6. Garderegiment, an die Thore von Trianon. Aber unterwegs begegneten ihnen die Herren von Guiche und von Ventadour, die ihnen sagten, daß man im Begriff stehe, weiter zu marschiren. Jetzt brachen sie aus und beklagten sich über die unbegreifliche Verwirrung, in welcher man die königliche Armee lasse. „Niemand kommandirt“, sagten sie; „höchstens zeigen sich einige Generäle, die mit gleichgültigen Gesichtern und Epauletten auf Civilröcken mitten unter uns herumspazieren. Die Dienste sind nicht geregelt; nichts ist versucht worden, um die Fehler wieder gut zu machen, welche überall Muthlosigkeit verbreitet haben. Was will man aus der Armee machen? Man sage es uns. Ist es nicht Zeit, daß das Hofleben aufhöre und das Leben im Feldlager seinen Anfang nehme?“ Ein Befehl zum Aufbruch war die einzige Antwort, die auf diese militärischen Klagen ertheilt wurde.

Obgleich ein neues Ministerium ernannt worden war, hatten die alten Minister doch nicht aufgehört, den König zu begleiten und zu berathen. In Trianon hielten sie Sitzung. Herr von Guernon-Ranville war der Ansicht, der König könne vor Unterwerfung der Rebellen nicht nach Paris zurückkehren; es bleibe jetzt gar nichts anderes mehr zu thun, als sich nach Tours zurückzuziehen und daselbst sogleich die beiden Kammern, sämmtliche Generäle, die höchsten Staatsbeamten und Würdeträger des Reichs einzuberufen. Nach Herrn von Guernon-Ranville war dies das beste Mittel, den Aufstand zu desorganisiren und die Führer aus der Fassung zu bringen. Diese Ansicht wurde angenommen und man verfaßte mehrere Zirkulare. Sie warteten nur noch auf die Unterschrift Karls X, und er zeigte sich geneigt, zu unterzeichnen. Aber auf einmal änderte er seinen Entschluß und that es seinen Mi-

nistern kund, die in Verzweiflung über solch zaghaften Wankelmuth die Rundschreiben zerrissen und ihre Trümmer in das Bassin von Trianon warfen.

Soviel ist wahr, daß der König es nicht über sich gewinnen konnte, einen bestimmten Schluß zu fassen. Der Aufenthalt in Trianon hielt ihn mit tausend Banden zurück, aber er war hier von Gefahren umgeben. Auf die dringenden Vorstellungen des Herrn von La Rochejacquelein und die beunruhigenden Nachrichten des Generals Bordesoulle beschloß er endlich, nach Rambouillet weiter zu reisen, und die Truppen erhielten Befehl, nach Trappes zu marschiren. Sie setzten sich in Bewegung, nachdem sie die von den Deserteurs weggeworfenen Patrontaschen zerrissen und mehrere der Flinten, womit die Ebene übersäet war, in den Kanal des Parks geworfen hatten. Die Unordnung dieses nächtlichen Rückzuges läßt sich nur mit den Folgen einer wirklichen Niederlage vergleichen. Artillerie, Infanterie, Kavallerie, alles wälzte sich im verworrenen Gemische in der Dunkelheit dahin. Flintenschüsse, die in die Luft hinauf oder im Gehölze abgefeuert wurden, ließen jeden Augenblick einen neuen Angriff befürchten. Es war mehr, als ein Rückzug: es war eine ungeordnete Flucht.

Die königliche Familie ihrerseits hatte alle ihre Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Man war dahin übereingekommen, der General Bordesoulle solle an der Spitze seiner Division in Versailles bleiben, der Dauphin in Trappes übernachten, und Karl X endlich zu Pferd den einen Weg einschlagen, während die Herzogin von Berry und ihre Kinder zu Wagen einen anderen machten, so jedoch, daß sie beim Ausgange des Gehölzes auf der Straße nach Rambouillet wieder zusammenträfen.

Ehe er Trianon verließ, hörte der König die Messe in einem großen Zimmer, wo sich in einer Nische ein Kapellchen befand. Als man ihm die Stunde der Abreise meldete, fand man ihn in fromme, melancholische Sammlung versunken. Sofort ging er sehr langsamen Schrittes und, wie durch Erinnerungen weich gemacht, von Zeit zu Zeit sich umdrehend, durch die einsamen Säle dieses Palastes Ludwigs XIV. Es war Mitternacht, als die vom Fluche des Landes getroffene Familie im Schlosse Rambouillet anlangte. Kaum sechzehn Jahre früher hatte eine nicht minder furchtbare Katastrophe in dieses selbe Schloß die Kaiserin Marie Louise geführt, die vor dem Schicksale der Schlachten, vor ihrem eigenen Vater floh und die Hausgötter des Kaiserreiches mit sich nahm. Diese Gärten, wo der junge Heinrich jetzt in Erwartung der so nahen Stunde des Exils in kindlicher Lust zu schäkern dachte, hatte auch der kleine König von Rom mit gleicher Sorglosigkeit und in einem so ziemlich ähnlichen Unglück betreten. Aehnlichkeiten, deren Eigenthümlichkeit alltäglich geworden ist! Ewige Wiederholungen des Schicksals! Die Flüchtlinge gingen in den Hof hinab, der in diesem Augen-

blicke öde und stumm war. Nur der Mond beglänzte die Fenster des Thurmes. Der kleine Herzog von Bordeaux war in den Armen seines Gouverneurs eingeschlafen. Karl X ließ müde seinen Kopf auf die Brust sinken und weinte. Genügend — er bewies es später — auf einen gänzlichen Untergang vorbereitet, beugte er sich unter den Anfängen seines Unglücks.

Am anderen Tage kam das Militär aus Trappes an. Am Eingange des Waldes von Rambouillet liegt ein kleines Dorf, Namens Peray: hier machten mehrere Regimenter Halt, andere marschirten in die Stadt. Das 2. Regiment der Garde zu Fuß, das rechts und links von der Straße gelagert war, bildete den Nachtrab mit dem 3. und der Gensdarmerie. Hier wurden einige Vorsichtsmaßregeln getroffen: man deckte sich durch Vorposten, aber eine unheilbare Entmuthigung hatte bereits einen Theil der Truppen ergriffen. Jeden Augenblick kamen Malleposten und Diligencen mit der dreifarbigen Fahne auf der Straße einher; Insurgenten ritten unter den Augen der Soldaten vorüber, ohne daß der Befehl gegeben wurde, sie aufzuhalten; die ganze Armee, ihrer Führer beraubt, unbekannt mit dem Stande der Dinge, ungewiß über das, was sie thun sollte, sowie über das, was sie wünschen durfte oder fürchten mußte, glich nur noch einem Haufen von Flüchtlingen. Ein Augenblick kam, wo die ganze Nachhut sich in Bewegung setzte und geneigt schien, sich nach Versailles zurückzuziehen. Davon benachrichtigt, ritt der General von La Rochejacquelein herzu, läßt die Trommel schlagen, die Soldaten nach den Waffen greifen, wendet sich dann mit beredter Rührung an sie, ruft ihre Ehre an und erinnert sie an ihren Eid, sowie an die Heilighaltung, die sie ihrer Fahne schulden. Es lebe der König! riefen jetzt die Truppen, und dieser, der militärischen Treue gegebene Impuls war so lebhaft, daß, als ein Voltigeur vom 2. Regiment desertiren wollte, seine Kameraden ihre Säbel auf ihn zückten.

Eine Szene der Begeisterung hatte am Morgen stattgehabt: die Dauphine war mitten durch Gefahren hindurch, denen sie mit Hülfe einer Verkleidung entging, aus Dijon nach Rambouillet gekommen. Diese Prinzessin hatte eine rauhe Stimme, eine strenge Stirne und eisiges Benehmen; das Unglück, das sie schon in der Wiege getroffen, schien alle Quellen zarteren Gefühles in ihr vertrocknet zu haben. Gleichwohl war sie bei der Garde beliebt, weil sie für diese getreuesten Vertheidiger der königlichen Personen stets eine thätige und umsichtige Fürsorge an den Tag gelegt hatte. Als sie über das Feld kam, stürzten sie sich auf ihren Weg. Sie begrüßte weinend die Krieger, und diese schwangen unter Ausrufungen der Treue ihre Säbel in der Luft. Aber es war dies der letzte Ausbruch einer Ergebenheit, die aus Mangel an Aufmunterung sehr bald erlöschen mußte.

Als Karl X diese Prinzessin sah, deren Augen so viele Thränen ver-

schlossen hatten, ging er mit ausgestreckten Armen auf die Tochter Ludwig's XVI zu, und lautes Schluchzen mischte sich in die ersten Umarmungen. „So sind wir denn", sagte die Dauphine, „hoffentlich auf immer beisammen."

In Rambouillet, einem prachtvollen Lustschlosse, wo so viele Fürsten im Schooße der Vergnügungen vergessen hatten, wie viel das Volk leiden muß, damit ein König sich belustige; in Rambouillet, wo Karl X selbst noch am 26. Juli sich von den Anstrengungen der Jagd erholt hatte, während seine Ordonnanzen Paris in Flammen setzten, gab es in diesem Augenblick im höchsten Fall eine Herberge für die flüchtige Familie. Um die Mundbedürfnisse seiner Haustruppen zu bestreiten, sah sich der König von Frankreich genöthigt, sein Silbergeschirr zu verkaufen, die Dauphine konnte sich keine neuen Kleider verschaffen und klagte über Mangel an Wäsche. Endlich, um so vielen Bitterkeiten die Krone aufzusetzen, kam an diesem Tage der Oberst des 15. leichten Regiments und stellte dem König seine Fahne zurück. Dreißig Mann begleiteten ihn, alle anderen waren desertirt.

Die Gardes-du-Corps hatten sich im Park ausgebreitet und im Fasanengarten eine Menge Wildpret geschossen. Dies war eine der bittersten Schmerzen für Karl X; denn da seine Seele nicht stark genug war für seine Rolle, so hielt er mehr an den kleinen Vortheilen der Größe, als an der Größe selbst fest. Der Jäger fand sich beinahe untröstlich wieder in dem resignirten König.

Am 1. August erhielt der Herzog von Orleans folgende Ordonnanz von Karl X.

„Der König, welcher den Unruhen in der Hauptstadt und einem anderen Theile Frankreichs ein Ziel zu setzen wünscht und überdies auf die aufrichtige Ergebenheit seines Vetters, des Herzogs von Orleans, rechnet, ernennt diesen zum Reichsverweser.

„Der König hat für gut gefunden, seine Ordonnanzen vom 25. Juli zurückzunehmen, er billigt es, daß die Kammern am 3. August zusammenkommen, und er will hoffen, daß sie die Ruhe von Frankreich wieder herstellen werden.

„Der König wird die Rückkehr der Person, welche den Auftrag erhalten hat, diese Erklärung nach Paris zu bringen, abwarten.

„Sollte man nach dem Leben des Königs und seiner Familie oder nach seiner Freiheit trachten, so würde er sich bis zum Tode vertheidigen. Gegeben zu Rambouillet den 1. August.

„**Karl.**"

Diese Botschaft kam Morgens sieben Uhr ins Palais-Royal. Herr Dupin der ältere hatte sich bereits zu dem Herzog von Orleans begeben. Zit-

ternd und bebend, er möchte die Wohlthat einer königlichen Freundschaft verlieren, rieth Herr Dupin dem Prinzen, auf die Botschaft Karls X eine energische Antwort zu ertheilen, die geeignet wäre, die Sache des Hauses Orleans entschieden von der des älteren Zweiges zu trennen. Er ging sogar so weit, die Abfassung dieser Antwort selbst auf sich zu nehmen. Der Brief, den er schrieb, war rauh und mitleidlos. Der Herzog von Orleans las ihn, legte ihn selbst in das Couvert und hielt bereits das Siegellack an das Licht, als er sich auf einmal anders zu besinnen schien und sagte: „Die Sache ist zu wichtig, als daß ich nicht meine Gemahlin darüber fragen sollte." Er geht in ein Zimmer daneben und erscheint nach einigen Augenblicken wieder mit demselben Couvert in der Hand, das sofort dem Abgesandten Karls X übergeben wird. Der Brief, den dieses Couvert in sich schloß, brachte bei dem alten Monarchen eine sanfte Rührung hervor: er war herzlich und voll von Versicherungen der Treue. Karl X war so bewegt davon, daß von diesem Augenblicke an alle seine Bedenklichkeiten verschwanden. Er hatte gegen den Herzog von Orleans nie denselben Widerwillen gehegt, wie viele seiner Höflinge, und erst vor Kurzem einen glänzenden Beweis davon gegeben, indem er dem General Trogof befahl, sämmtliche Exemplare der Memoiren von Maria Stella zu konfisciren, einer Schmähschrift gegen den Herzog von Orleans, welche die Höflinge mit boshafter Freude zirkuliren ließen. Er war daher hoch erfreut, in diesem Prinzen den Protektor seines Enkels zu finden, und überzeugt, daß die Loyalität des Herzogs von Orleans die beste Bürgschaft für die dem Herzog von Bordeaux bestimmte königliche Zukunft sei, führte er ohne Säumen einen Plan aus, den er bis jetzt nur unbestimmt entworfen hatte. Nicht zufrieden, selbst abzudanken, benützte er seine unbeschränkte Herrschaft über den Dauphin dazu, auch ihn zur Abdankung zu veranlassen, in der festen Ueberzeugung, dies müsse zum Wohl seiner Dynastie gereichen.

Inzwischen gab der Herzog von Orleans nach der so eben beschriebenen Szene allen hohen Personen, die bereits sein Glück anzubeten kamen, Audienz. Herr Laffitte, den der Prinz zu sich gebeten hatte, traf die Herren Casimir Perier, von Broglie, Guizot, Dupin, Sebastiani, Molé, Gerard bereits im Schlosse. Dieser Eifer machte ihn ein wenig verdutzt, denn er glaubte ein Recht zu haben, vor allen andern empfangen zu werden. Aber der Herzog von Orleans ging ihm lebhaft entgegen und sagte ihm die süßesten Schmeichelworte, während die Anwesenden, dem Prinzen zu gefallen, sich in Huldigungen, welche sie der Macht des Günstlings darbrachten, überboten. Der Herzog von Orleans wußte, wie unwiderstehlich die Schmeicheleien sind, die von oben kommen, und überdies kannte er Herrn Laffitte. Er nahm ihn mit einer Art freundschaftlicher Zuthulichkeit beim Arme und

wandte sich dann zu den Andern mit den Worten: „Meine Herren, folgen Sie uns.“ Und so zog er den wohlhabenden Plebejer entzückt, ja bezaubert durch dieses einzige Wort, das ihm einen so großen Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu versprechen schien, in das anstoßende Gemach. Nach einigen Redensarten, die ohne Zweifel bestimmt waren, durch den äußeren Anschein von Bescheidenheit den Glanz einer plötzlichen Erhebung zu ermäßigen, erzählte der Herzog von Orleans mit geheimnißvoller Miene die Botschaft, durch welche Karl X ihn zum Reichsverweser ernannt, und fügte hinzu, man wolle ihm dadurch offenbar blos in den Augen der Revolutionäre kompromittiren: er kenne an diesem Zuge ganz deutlich die ältere Linie. Ja er trieb die Bitterkeit seiner Klage so weit, daß Herr Laffitte die Vertheidigung Karls X gegenüber dem Manne übernahm, der im Begriff stand, sich seiner Krone zu bemächtigen.

An demselben Tage empfing der Herzog von Orleans die Munizipalkommission, welche kam, um alle Gewalten der Revolution in seine Hände niederzulegen. Der Prinz war von ihrer Absicht sehr frühzeitig in Kenntniß gesetzt worden durch einen Brief, welchen die Kollegen des Herrn Mauguin ohne sein Wissen abgeschickt hatten, weil sie seine Opposition fürchteten. So eilte jeder der neuen Macht zu. Der Herzog von Orleans empfing mit vieler Leutseligkeit die Deputation, an deren Spitze der General Lafayette stand. Im Augenblick, wo die Kommissäre abgingen, flüsterte ein Adjutant Herrn Mauguin etwas in's Ohr und führte ihn in ein Kabinet, wo Herr Guizot eine Antwort auf das Schreiben abfaßte, in welchem die Munizipalkommission ihr Amt niedergelegt hatte. Herr Guizot theilte seinen Kollegen diese Antwort mit, die er im Namen des Reichsverwesers schrieb. Der Prinz dankte darin der Regierung vom Stadthause für den Patriotismus, welchen sie beurkundet, nahm ihre Entlassung an, ersuchte sie aber, bis auf weitere Befehle permanent zu bleiben. „Befehle!“ rief Herr Mauguin lebhaft. — „Ah, das Wort scheint Ihnen zu derb“, versetzte Herr Guizot. „Nun gut, ich will schreiben: Instruktionen.“ Lächerliche, hohnvolle Huldigung gegen eine Behörde, die selbst ihr Nichts ausgesprochen hatte!

Um übrigens alle Gefahren, die aus dieser eifrigen Entwaffnung der Revolution erwachsen konnten, zu beseitigen, machten die Häupter der Bourgeoisie mit patriotischen Demonstrationen Lärm. Die Journale priesen die Größe der Pariser im Tone einer Epopöe. Subskriptionen wurden von allen Seiten eröffnet: eine bittere Versüßung der Trauer so mancher Familien! Man veröffentlichte die Zahl der Todten, man interessirte sich für das Schicksal der Verwundeten, mit einem Wort, man übertölpelte das Volk mit seinem eigenen Enthusiasmus. Unter diesen heroischen und rührenden Zerstreuungen achtete man weniger auf die Ränke der Ehrgeizigen.

Die Spitäler waren vollgedrängt von Verwundeten. Man beschloß im Palais-Royal, ihnen einen feierlichen Besuch zu machen. Die Herzogin von Orleans, Madame Adelaïde und die Prinzessinnen Louise, Marie und Clementine begaben sich in's Hotel-Dieu, begleitet von den Herren Barbé-Marbois, Berthois, Alexander von Laborde, Delaberge, Degousée u. s. w. Als sie in diese trauervollen Säle traten, wo so viele Leiden sich zusammengefunden hatten, überkam die jungen Prinzessinnen eine schmerzliche Rührung. Die Herzogin von Orleans vermochte ihre tiefe Bewegung kaum durch die natürliche, würdevolle Gemessenheit ihrer Haltung zu mäßigen. Durch ihre Frömmigkeit zu erhaben über die Dinge dieser Welt, um einen Akt der Humanität zu einer Berechnung des Interesses herabzuwürdigen, richtete sie an die ersten Verwundeten, die der Zufall auf ihren Weg legte, freundliche Worte: es waren königliche Gardisten. „Kommen diese Damen, um unsere Feinde zu trösten?" murmelte mit erlöschender Stimme ein Juliuskämpfer. Herr Degousée, der diese Worte hörte, reichte der Prinzessin Clementine den Arm, ging schnell auf die Herzogin von Orleans zu und sagte zu ihr: „Madame, es ist nicht bloß ein Besuch der Humanität, es ist ein politischer Besuch"; dabei deutete er mit dem Finger auf ein Bett, über dem eine dreifarbige Fahne hing. In diesem Bett lag ein junger Mann, dem eine Kugel ein Bein weggerissen hatte. Die Gluth des Fiebers und der Begeisterung leuchtete aus seinen Augen. Madame Adelaïde lief auf ihn zu, und als sie sich in tröstenden Worten gegen ihn ergoß, sagte er, seine Blicke zu der Fahne emporrichtend, die über seinem Haupte hing: „Das ist meine Belohnung." — „Woher sind Sie?" fuhr Madame Adelaïde fort. — „Von Randan." — „Ah, das freut mich. Wir haben ein Schloß da: Sie werden Ihre Rekonvalescenz dort zubringen, nicht wahr?" Dann wandte sich die Prinzessin zu Herrn Degousée und fragte ihn leise: „Nun, sind Sie zufrieden?" Abends speiste Herr Degousée im Palais-Royal. Im Augenblick, als er sich entfernen wollte, sagte Herr von Berthois zu ihm: „Sie werden Ihren Weg hier nicht machen. Sie sagen nützliche Wahrheiten, aber zu ungeschminkt."

Man weiß, was Karl X bestimmt hatte, so unbekümmert abzudanken. Der Dauphin hatte sich ohne Murren dem Willen seines Vaters unterworfen, aber in's Geheim seufzte er und malte sich die Folgen einer Abdankung in den schwärzesten Farben vor. Gleichwohl hätte er es für eine Verläumdung gegen die gesammte Nachkommenschaft Ludwig's XIV gehalten, wenn er einem Prinzen von seinem Geblüte die Absicht zugetraut hätte, sich der Krone zu bemächtigen. Ebenso dachte auch die Dauphine. In einer Unterhaltung, welche sie am 2. August mit einem der getreuesten Diener ihres Gemahls hatte, schien blos eine Sorge sie zu beschäftigen: sie fragte, ob unter den Auspizien des Herzogs von Orleans und mitten in den Stürmen einer Re-

gentschaft der junge Heinrich nicht wahrscheinlich in Grundsätzen erzogen würde, welche den Traditionen der Monarchie und der Kirche zuwiderlaufen. Karl X seinerseits, ich wiederhole es, dachte nicht daran, daß sein Sturz den seines Enkels nach sich ziehen könnte, besonders in einer Krisis, die zu beherrschen der erste Prinz von Geblüt berufen sei. Sein Vertrauen in dieser Beziehung war so groß, daß er den General von Latour-Foissac zu sich beschied und ihm in Anwesenheit des Barons von Damas allerhand Instruktionen in Beziehung auf die Rückkehr des Herzogs von Bordeaux nach Paris gab. Zugleich ermächtigte er ihn, je nach Befund der Umstände über die Truppen zu verfügen, die sich noch in der Hauptstadt befänden. Endlich stellte er ihm die Abdankungsakte zu, deren Inhalt man weiter unten lesen wird, und beauftragte ihn, sie dem Herzog von Orleans zu bringen.

Der General Latour-Foissac reiste alsbald von Rambouillet ab und kam am Abend des 2. August im Palais-Royal an. Er dringt in die Wohnung des Prinzen und verlangt, vorgestellt zu werden. Der Adjutant, an den er sich wendet, weigert sich förmlich; der General besteht darauf und erklärt sich für einen Abgesandten Karl's X. Neue Weigerung von Seiten des Adjutanten „Mein Herr", ruft der General Latour-Foissac, „es handelt sich um unsere theuersten Interessen: die Botschaft, die ich bringe, ist von der höchsten Wichtigkeit." Der Adjutant hatte ohne Zweifel bestimmte Befehle erhalten, denn er blieb unbeugsam, und sagte dem Abgesandten Karls X bloß, am anderen Tag sei Sitzung in der Deputirtenkammer; er solle seine Botschaft bis dahin vertagen. Die Verwunderung des Herrn von Latour-Foissac erreichte den höchsten Grad. Bei seiner Ankunft im Palais-Royal hatte er Leute vom Volke auf den Stufen der Treppen liegen gesehen; er konnte nicht genug staunen über die Freiheit, womit man im Palaste herumging, und die Bewegung, die hier herrschte, hatte sogar dramatische Erinnerungen in ihm erweckt. Es war ihm daher unbegreiflich, daß er, der Abgesandte eines überwundenen, aber noch nicht entthronten Königs, er, welcher dem Reichsverweser die Abdankung dieses Königs überbringen sollte, hier, wo einfache Neugierige ohne Weiteres vorgelassen wurden, keinen Zutritt erlangen konnte. Er schloß aus diesem verwunderlichen Umstand, daß der Herzog von Orleans durch geheime Emissäre von seinem Besuche in Kenntniß gesetzt worden sei, und sich entschlossen habe, ihm auszuweichen, sei es nun, um einem Abgesandten Karl's X nicht das Geheimniß seiner Pläne preiszugeben, welches vielleicht sein Mienenspiel verrathen hätte, oder um sich nicht selbst vor einem offiziellen Unterhändler durch gar zu bestimmte Versprechungen zu fesseln.

In der Verlegenheit, in welche ihn diese Muthmaßungen setzten, beschloß Herr von Latour-Foissac, den Herzog von Mortemart um seine Ver-

wendung anzugehen. Sie setzten sich beide in einen Wagen und fuhren nach dem Palais-Royal. Als der Fiaker Halt machte, stieg der Herzog von Mortemart allein aus, empfing die Depesche aus den Händen des Herrn von Latour-Foissac und versprach, sie dem Prinzen nur zu übergeben, nachdem er alle seine Ueberredungskunst aufgeboten habe, um ihm zu der gewünschten Unterredung zu verhelfen. Nach einigen Augenblicken erschien er wieder. Der Herzog von Orleans hatte die Depesche angenommen, weigerte sich aber förmlich, denjenigen zu empfangen, dem Karl X sie anvertraut hatte.

Da er nichts erlangen konnte, bat der General Latour-Foissac, man möchte ihm wenigstens gestatten, die Herzogin von Orleans zu besuchen, an die er zwei Briefe hatte: einen von Frau von Gontaut, den anderen von Mademoiselle. Diesmal war er glücklicher und wurde, Dank der Vermittlung des Neffen von Herrn von Mortemart, der mit den Söhnen des Herzogs von Orleans gut bekannt war, in's Gemach der Prinzessin geführt. Bei Durchlesung des Briefes, den ihr mit noch ungeübter Hand das Kind geschrieben, dessen Liebkosungen sie so oft empfangen hatte, fing die Herzogin von Orleans an zu weinen. Sie verhehlte nicht, wie schmerzlich ihr diese neue, furchtbare Katastrophe sei, inzwischen erklärte sie sich nicht über die Pläne ihres Gemahles, sondern sagte bloß, die königliche Familie könne auf ihn rechnen, er sei ein ehrlicher Mann.

Die Abdankungsakte, die Herr von Latour-Foissac gebracht hatte, lautete folgendermaßen:

„Die Uebel, die meine Völker heimsuchen oder sie bedrohen könnten, haben mich zu schmerzlich berührt, als daß ich nicht nach einem Mittel hätte suchen sollen, ihnen vorzubeugen. Ich habe mich daher entschlossen, zu Gunsten meines Enkels abzudanken.

„Der Dauphin, der meine Gesinnungen theilt, verzichtet gleichfalls auf seine Rechte zu Gunsten seines Neffen.

„Sie werden daher in Ihrer Eigenschaft als Reichsverweser die Thronbesteigung Heinrich's V proklamiren lassen. Ueberdies werden Sie alle Ihnen zuständigen Maßregeln ergreifen, um während der Minderjährigkeit des neuen Königs die Regierungsform zu regeln. Ich beschränke mich hier, Ihnen diese meine Wünsche kund zu thun: es ist dies ein Mittel, vielem Unheil auszuweichen.

„Sie werden meine Absichten dem diplomatischen Corps mittheilen und mich sobald als möglich von der Proklamation in Kenntniß setzen, durch welche mein Enkel unter dem Namen Heinrich V als König anerkannt werden soll.

„Ich beauftrage den Generallieutenant Vicomte von Latour-Foissac, Ihnen diesen Brief zuzustellen. Er hat Befehl, sich mit Ihnen über die

zu treffenden Anordnungen zu Gunsten der Personen, die mich begleitet haben, sowie über die Anordnungen, welche mich selbst und meine übrige Familie betreffen, zu verständigen.

„Wir werden sofort die anderen Maßregeln, welche die Folge des Regierungswechsels sein werden, in's Reine bringen.

„Ich erneuere Ihnen, mein Vetter, die Versicherung der Gefühle, mit denen ich bin Ihr wohlgeneigter Vetter.

„**Karl.**"

Es war auffallend, daß Karl X die bedeutungsschwere Akte, welche die Nachfolgeordnung abänderte, in Briefform gefaßt hatte. Diese Nachlässigkeit war um so merkwürdiger bei einem Monarchen, welcher die Gesetze der Etikette mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu beobachten pflegte. Allein die Ergebenheitsversicherungen im Briefe des Herzogs von Orleans hatten das Gemüth Karl's X allem Mißtrauen verschlossen. Selbst die Art, wie die Abdankungsakte abgefaßt war, kann als ein feierlicher Beweis dafür betrachtet werden. Der Herzog von Orleans wurde darin als der natürliche Beschützer der Kindheit Heinrich's V betrachtet, und man überließ ihm unbedingt alle Maßregeln, welche der Wechsel der Umstände gebieten konnte.

Was war nun von dem Reichsverweser zu erwarten? Ein ehrenwerthes Ziel war seinen, wenn auch noch so kühnen, Wünschen gesteckt, und sein Ehrgeiz war zu spießbürgerlicher Natur, um ihn zu heroischen Wagnissen zu treiben. Wenn er das Königthum eines Kindes unter seinen Schutz nahm, so vereinigte er mit den Genüssen der Gewalt die Heilighaltung des Legitimitätsprinzipes, dessen Verletzung vielleicht nicht ohne Gefahr war, und sicherte sich die Vortheile der Monarchie, ohne ihre Grundfesten zu erschüttern. So dachten am Anfang diejenigen, die in der Seele des Prinzen zu lesen glaubten, und Herr Sebastiani führte eine Sprache, die diesen Ansichten gemäß war. Andere, wie Beranger, waren überzeugt, es hieße alles auf's Spiel setzen, wenn man die Sache nicht möglichst beschleunige, und man müsse selbst auf die Gefahr neuer Stürme hier einen Beschluß fassen, welcher die volle Macht der Bestimmtheit und Entschiedenheit habe. Mitten unter diesen verschiedenen Ansichten wagte der Prinz keinen auffallenden Schritt und sprach unaufhörlich von seinem angeborenen Widerwillen gegen die Sorgen einer so großen Macht. Aber zu gleicher Zeit erklärte er sich lebhaft über die Nachtheile einer Regentschaft und die Beschuldigungen, denen jede unentschiedene Lage Thor und Thür öffne; man erzählte sogar, er habe sich geäußert: „Heinrich V dürfte nur einmal Leibweh bekommen, so würde man mich in ganz Europa als Giftmischer verschreien."

Karl X befand sich in Rambouillet noch an der Spitze von mehr als zwölftausend Mann, und, obgleich gefallen, wurde dieses Königthum von achtunddreißig Feuerschlünden bewacht. Eine solche Nähe vermehrte die Schwierigkeiten einer Stellung, die schon von selbst so große Rückhaltung gebot. Ueberdies stand zu befürchten, die Herzogin von Berry könnte sich entschließen, selbst zu kommen und ihren Sohn der Großmuth der Pariser Bevölkerung anzuvertrauen. Man wußte im Palais-Royal recht gut, daß die Herzogin von Gontaut dies der Prinzessin gerathen hatte. Ein solcher Schritt mußte um jeden Preis hintertrieben und Mittel geschafft werden, Karl X zur Weiterreise zu nöthigen. Man beschloß daher, unter dem Vorwande, ihn vor den Ausbrüchen des öffentlichen Zornes zu schützen, Kommissäre zu ihm zu schicken mit dem Auftrage, seine Abreise zu beschleunigen und als eine Art Ehrengeleite bei ihm zu bleiben. Die Wahl des Prinzen fiel auf die Herren von Treviso, Jacqueminot, von Schonen und Odilon Barrot. Da es jedoch zweifelhaft war, ob diese Herren Zutritt bei Karl X finden würden, gab man ihnen auf den Rath des Herrn Sebastiani den Herzog von Coigny bei, der sie vorstellen und zugleich ihrer Sendung einen gewissen Charakter ehrerbietigen Schutzes geben sollte. Der Herzog von Treviso lehnte den Auftrag aus einem unstichhaltigen Grunde ab, und, ein merkwürdiges Spiel des Zufalls! sein Ersatzmann war der Marschall Maison, derselbe, der im Jahre 1814 den ältesten Bruder dieses Monarchen empfangen hatte, den man jetzt beinahe unter den Augen eines Prinzen seiner Familie vertrieb.

Die zu dieser Sendung erwählten Kommissäre begaben sich in's Palais-Royal. Der Herzog von Orleans sagte ihnen, Karl X wünsche selbst ein Sicherheitsgeleite, und äußerte, indem er ihnen ihre Instruktionen gab, die wohlwollendsten Gesinnungen gegen die ältere Linie. Auf Herrn von Schonens Frage, was sie zu thun haben, wenn man ihnen den Herzog von Bordeaux übergeben würde, rief der Prinz lebhaft: „Der Herzog von Bordeaux! der ist ja Ihr König!“ Die Herzogin von Orleans war zugegen. Tief gerührt ging sie auf ihren Gemahl zu und warf sich ihm in die Arme mit den Worten: „Ah, Sie sind der ehrlichste Mann im Königreich!“

Der Herzog von Orleans hatte alles zur Einschiffung und Verbannung der überwundenen Dynastie in Bereitschaft gesetzt. Der General Hulot wurde nach Cherbourg geschickt und erhielt den Befehl über die vier Departements, welche in der Richtung von Großbrittanien die Hauptstadt vom Meere trennen. Auch Herr Dumont von Urville erhielt Befehl, in aller Eile nach Havre zu reisen und daselbst zwei Transportschiffe einzurichten.

Zu gleicher Zeit druckte man im Courrier-Français, einem

Blatte, das die Einsetzung einer neuen Dynastie verfocht, einen Artikel, welcher die Illegitimität des Herzogs von Bordeaux beweisen sollte. *)

---

*) Die Vorschläge, welche der Herr Herzog von Mortemart der Pairskammer zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux gemacht hat, führen die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Frage zurück, die man jetzt endlich frei wird prüfen und erörtern können. Wir begnügen uns heute, das erste Dokument zu veröffentlichen, das in den englischen Journalen der betreffenden Zeit zu lesen war; in Frankreich ist es nie erschienen, und seine Veröffentlichung kommt jetzt eben recht; es ergänzt die Aehnlichkeiten, welche man bisher zwischen den Familien Stuart und Capet aufgefunden hat.

Folgendes ist der Wortlaut dieses Dokuments, welches unter dem Titel: Protestation des Herzogs von Orleans, im November 1820 in London veröffentlicht wurde.

„Se. Königl. Hoheit erklärt durch Gegenwärtiges, daß er förmlich gegen das Protokoll vom 29. September d. J. protestirt, welches beweisen soll, daß das Kind Charles-Ferdinand-Dieudonné der rechtmäßige Sohn Ihrer Königl. Hoheit der Herzogin von Berry sei.

„Der Herzog von Orleans wird zur geeigneten Zeit und am rechten Orte die Zeugen aufführen, welche über die Geburt des Kindes und seine Mutter Rechenschaft ablegen können; er wird alle nothwendigen Beweisstücke vorbringen, um klar und deutlich darzuthun, daß die Herzogin von Berry seit dem unglückseligen Tode ihres Gatten niemals schwanger gewesen ist, und er wird die Urheber der Machination bezeichnen, deren Werkzeug diese sehr schwache Prinzessin war.

„Vor der Hand, bis ein günstiger Augenblick zur Entschleierung dieser ganzen Intrigue kommt, kann der Herzog von Orleans nicht umhin, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die phantastische Szene zu lenken, welche nach obgedachtem Protokoll im Pavillon Marsan aufgeführt worden ist.

„Das Journal de Paris, welches, wie Jedermann weiß, das Vertrauen des Hofes besitzt, verkündete am verflossenen 20. August die nahe bevorstehende Entbindung in folgenden Worten:

„„Personen, welche die Ehre haben, in der Umgebung der Prinzessin zu sein, versichern uns, daß die Entbindung Ihrer Königl. Hoheit nicht vor dem 20. bis 28. September stattfinden werde.““

„Als der 28. September kam, was geschah da in den Gemächern der Herzogin?

„In der Nacht vom 28. auf den 29., Morgens um zwei Uhr, lagen sämmtliche Angehörige des Hauses im Bette, und die Lichter waren gelöscht; um halb drei rief die Prinzessin, aber Frau von Bathaire, ihre erste Kammerfrau, war eingeschlafen; Frau Lemoine, ihre Wärterin, war abwesend, und Herr Deneur, der Geburtshelfer, war entkleidet.

„Jetzt veränderte sich die Szene: Frau Bourgeois zündete ein Licht an, und alle Personen, welche in das Zimmer der Herzogin kamen, sahen ein Kind, welches noch nicht vom Leibe der Mutter abgelöst war.

„Aber wie lag dieses Kind?

Abends vier Uhr begaben sich die Kommissäre auf den Weg. Es war Nacht, als sie bei den Vorposten der königlichen Armee anlangten, die auf

---

„Der Arzt Baron erklärt, er habe das Kind auf seiner Mutter liegend und noch nicht abgelöst gesehen.

„Der Chirurg Bougon erklärt, das Kind sei auf seiner Mutter gelegen und noch durch die Nabelschnur verbunden gewesen.

„Diese beiden Praktiker wissen, wie wichtig es ist, nicht genauer zu erklären, wie das Kind auf seiner Mutter lag.

„Die Frau Herzogin von Reggio gibt folgende Erklärung ab:

„„Ich wurde auf der Stelle benachrichtigt, daß Ihre Königl. Hoheit Wehen habe; ich eilte augenblicklich zu ihr, und als ich in's Zimmer trat, sah ich das Kind auf dem Bette und noch nicht von seiner Mutter abgelöst.""

„Also lag das Kind auf dem Bette, die Herzogin auf dem Bette, und die Nabelschnur lag unter der Decke.

„Man merke, was Herr Deneux, der Geburtshelfer, sah, der um halb drei Uhr benachrichtigt wurde, daß die Herzogin Wehen habe, der sofort auf der Stelle zu ihr lief, ohne sich gänzlich angekleidet zu haben, der sie in ihrem Bette fand und das Kind schreien hörte;

„Man merke, was Frau von Goulard sagte, die um halb drei benachrichtigt wurde, daß die Herzogin Wehen habe, die auf der Stelle kam und das Kind schreien hörte;

„Man merke, was Herr Franque, Garde-du-Corps von Monsieur, sah, der an der Thüre Ihrer Königl. Hoheit Schildwache stand und die erste Person war, welche von dem Ereigniß benachrichtigt wurde durch eine Dame, die ihn um Einlaß bat;

„Man merke, was Herr Lainé sah, ein Nationalgardist, der vor dem Thore des Pavillon Marsan Schildwache stand, von einer Dame eingeladen wurde, heraufzukommen, heraufkam, in's Zimmer der Prinzessin geführt wurde, wo nur Herr Deneux und noch eine andere Person war, und der im Augenblick, wo er eintrat, bemerkte, daß der Zeiger auf zwei Uhr und fünfunddreißig Minuten stand;

„Man merke, was der Arzt Baron sah, der fünfunddreißig Minuten nach zwei Uhr kam, und der Chirurg Bougon, der einige Augenblicke nachher erschien;

„Man merke, was der Marschall Suchet sah, der auf Befehl des Königs im Pavillon de Flore wohnte, der auf die erste Nachricht, daß Ihre Königl. Hoheit Wehen verspüre, sich in aller Eile nach ihrem Gemache verfügte, aber erst fünfundvierzig Minuten nach zwei Uhr ankam und einige Minuten später aufgefordert wurde, der Abschneidung der Nabelschnur anzuwohnen;

„Man merke, was der Marschall von Coigny sehen mußte, der auf Befehl des Königs in den Tuilerien wohnte, nach der Entbindung Ihrer Königl. Hoheit gerufen wurde, sich schleunig nach ihrem Gemache verfügte, aber erst einen Augenblick nach Abschneidung der Schnur ankam;

„Man merke endlich, was alle die Personen sahen, die nach halb drei Uhr bis zu dem Augenblick der Abschneidung der Nabelschnur, welche einige Minuten nach Dreiviertel auf drei Uhr statthatte, eingeführt wurden. Aber wo waren denn die Verwandten der Prinzessin während dieser Szene, die wenigstens

beiden Seiten der Straße im Walde gelagert waren. Beim Schein der Feuer, welche von Entfernung zu Entfernung brannten, glaubten die Kommissäre drohende Gesichter zu bemerken, und sahen bloße Säbel blinken. Gleichwohl erreichten sie Rambouillet, geschützt durch den Namen des Herzogs von Coigny. Karl X weigerte sich, sie zu empfangen. Er fand es sonderbar, daß man ihm vier Menschen schicke, um ihn mitten unter seinem Heere zu bewachen, und ließ den Kommissären antworten, die Gebräuche seines königlichen Haushaltes gestatten ihm nicht, ihnen zu einer solchen Stunde Audienz zu ertheilen, inzwischen biete er ihnen für die Nacht die Gastfreundschaft des Schlosses an.

Die Kommissäre kehrten schleunigst nach Paris zurück und statteten alsbald Bericht ab. Der Herzog von Orleans, der im Bette lag, öffnete ihnen in eigener Person und empfing sie, ohne sich zuvor angekleidet zu haben. So bildeten also die beiden Monarchien den grellsten Kontrast. In Rambouillet wurde die Heiligkeit der Etikette bis zur Verwegenheit, im Palais-Royal wurde die Verachtung der Formen bis zu Vergessung der gewöhnlichsten Anstandsgesetze getrieben. Die Kommissäre ermangelten nicht, darauf aufmerksam zu machen. Dieser Monarch in Unterhosen, der vor ihnen stand, erschien ihnen kraft eines geheimnißvollen Rechtes würdiger, als der

---

zwanzig Minuten währte? Warum gaben sie sich in einem so langen Zeitraume den Anschein, als überließen sie dieselbe fremden Personen, Schildwachen und Militärs von jedem Range? Ist dieses heuchlerische Wegbleiben nicht gerade der vollständigste Beweis für einen plumpen, handgreiflichen Betrug? Ist es nicht klar, daß sie sich um halb zwei Uhr, nachdem sie das Zimmer hergerichtet, entfernten und in einem nahen Gemache den Augenblick abwarteten, auf den Schauplatz zu treten und die Rollen zu spielen, welche sie sich angewiesen hatten?

„Und wahrhaftig, hat man je, wenn irgend eine Frau von irgend einer Klasse im Begriffe war, niederzukommen, gesehen, daß bei der Nacht die Lichter gelöscht, daß die Frauen, die sie zu bedienen hatten, eingeschlafen waren, daß diejenige, die ganz besonders mit ihrer Verpflegung beauftragt war, sich entfernte, daß ihr Geburtshelfer entkleidet war, und daß ihre Familie, die unter demselben Dache wohnte, länger als zwanzig Minuten kein Lebenszeichen von sich gab?

„Se. Königl. Hoheit der Herzog von Orleans ist überzeugt, daß die französische Nation und sämmtliche Souveräne Europa's all' die gefährlichen Folgen eines so verwegenen und den Grundsätzen der erblichen und legitimen Monarchie so zuwiderlaufenden Betruges einsehen werden.

„Bereits sind Frankreich und Europa Opfer der Usurpation Bonaparte's gewesen. Gewiß würde eine neue Usurpation von Seiten eines angeblichen Heinrichs V dasselbe Unglück über Frankreich und Europa zurückführen.

„Gegeben zu Paris den 30. September 1820.“

(Courrier-Français vom 2. August 1830.)

andere, über ein großes Volk zu herrschen. Schwache Geister, die in dieser Religion der Etikette nur eine an einem einzigen Tage zusammenstürzende Monarchie gesehen hatten, während sie eine Monarchie darin hätten erblicken können, die sich Jahrhunderte hindurch aufrecht erhält. Die Kindheit der Gesellschaften bedarf niedlicher Glöckchen, woran sie sich ergötzt und womit sie sich betäuben kann. Traditionelle Lächerlichkeiten, und weiter nichts, sind es, was die Majestät der Könige bildet. Die menschliche Dummheit unterdrücken heißt dauernde Herrschaften unterdrücken.

Der Bericht der Kommissäre fand den Reichsverweser ganz anders gestimmt gegen seine Familie, als er sich Tags zuvor ausgesprochen hatte. „Er soll abreisen!" rief er heftig; „er muß durchaus abreisen: man muß ihm Angst machen." Aber um ihn zu zwingen, war eine friedliche Botschaft nicht genügend, und so kam man auf den Gedanken, ihr durch eine drohende Demonstration mehr Nachdruck zu verleihen. Der Oberst Jacqueminot machte sich anheischig, dieselbe zu veranstalten. Eine Expedition nach Rambouillet hatte noch überdies das Gute, daß sie alle Brauseköpfe aus Paris trieb. Man schrieb den 3. August. Der Reichsverweser beschloß, sich den Deputirten im Glanze seiner neuen Würde zu zeigen: eine Diversion konnte nothwendig sein. Man schickte in der ganzen Stadt Leute herum, welche riefen: „Karl X bedroht Paris! Nach Rambouillet! nach Rambouillet!" In's Palais-Royal hatte man von dem Waffenhändler Lepage einen großen Korb Pistolen bringen lassen, die Herr von Rumigny nebst Päckchen Pulver an die Zöglinge der polytechnischen Schule vertheilte. Der Rappell wurde geschlagen, wie zu Zeiten der größten Gefahr, und die ganze Stadt setzte sich in Bewegung. Es war ein Brausen unter dem Volke, wie man es nach gewaltigen Aufregungen wahrnimmt. Die Idee eines revolutionären Feldzugs schmeichelte der beweglichen Einbildungskraft der Pariser und schien ihnen in einer Handlung des Patriotismus zugleich eine Lustfahrt zu versprechen. Bald war ganz Paris auf den Beinen; man begegnete auf den Straßen nichts als jungen Leuten, über deren schwarzen Röcken weiße Wehrgehänge blinkten, und Arbeitern im Kamisol, die Kaskette trugen und mit Lanzen oder Karabinern bewaffnet waren. Um sich im Kuntzmann'schen Reithause Pferde zu verschaffen, brauchten einige Zöglinge der polytechnischen Schule nur ihren Namen und Stand auf einem Billet zu unterzeichnen, das also lautete: „Anweisung auf ein Pferd." Es war eine grenzenlose Unordnung. Der Patriotismus dieser Rekruten neuer Art brach in schallendes Gelächter, in rührende Worte, in verworrenes Geschrei aus. Die schlauen Herren, die auf den Leichtsinn des französischen Gemüthes gerechnet hatten, durften sich zu ihrem richtigen Blicke Glück wünschen. Sie hatten das Volk dahin gebracht, daß es seine eigene Größe parodirte.

Der Befehl über diese Expedition wurde dem General Pajol übertragen, dem das Palais = Royal mißtraute, daher man mit Vergnügen eine Gelegenheit ergriff, ihn zu kompromittiren und zugleich auf die Seite zu schieben. Aber um seine Schritte zu bewachen, wenigstens glaubte man so, mußte der Oberst Jacqueminot Theil an der Expedition nehmen, und gab deshalb seine Funktionen als Kommissär auf.

General Lafayette, von einer Masse bedeutungsloser Geschäfte in Anspruch genommen, erblickte in dieser so gut vorbereiteten Bewegung nur einen freiwilligen Schwung des Volkes und gab Befehl, fünfhundert Mann von jeder Legion unter den Befehl des Generals Pajol zu stellen. Inzwischen peinigten ihn sehr lebhafte Besorgnisse: wenn er diese zufällige Armee gegen wackere, wohl disziplinirte, im offenen Felde kämpfende Truppen schickte, setzte er sie da nicht einem schauderhaften Gemetzel aus? Während er daher diese unklugen Befehle unterzeichnete, schickte er durch Herrn Frederic Degeorge den Nationalgarden von Arras und Amiens die Ordre zu, sich unverzüglich in Marsch zu setzen und der Expeditionsarmee zu Hülfe zu ziehen, die, wie er sagte, in großer Gefahr stand, ganz und gar in Stücke gehauen zu werden.

Inzwischen stand von Morgens sechs Uhr an eine große Volksmenge vor den Zugängen des Palais=Bourbon. Man hatte eine öffentliche Sitzung angekündigt. Diejenigen, welche die Revolution ernstlich aufgefaßt, machten mit Bitterkeit darauf aufmerksam, wie es sich durchaus nicht zieme, die Kammern an dem von Karl X festgesetzten Tage zu eröffnen; wie in dieser Fortsetzung der Vergangenheit etwas Außerordentliches liege; und man werde sehr wohl daran thun, im Anfang auf der Hut zu sein — —. Aber diese verdrießlichen Bemerkungen verloren sich in der Trunkenheit eines so neuen Triumphes. Kurz und gut, die Thüren des Palastes flogen auf, und die Deputirten kamen einer nach dem andern an. Einige Schritte von Herrn Laffitte, der sich an Herrn Vassal's Arm lehnte, ging Herr von Martignac allein und gedankenvoll auf und ab. Die Herren Guizot, Dupin, Casimir Perier, Sebastiani hatten ihren Schreck ganz und gar verloren und zeigten das strahlende Gesicht der Sieger. Die Herren Berryer, Jacquinot von Pampelune, Roger, von Bois=Bertrand, Arthur von La Bourdonnaye unterhielten sich bei Seite, und ihre niedergeschlagenen Mienen kontrastirten auffallend mit der allgemeinen Physiognomie. Die Pairs von Frankreich erschienen gleichfalls. Endlich trat der Herzog von Orleans ein, begleitet von dem Herzoge von Nemours, stieg langsam die Stufen heran und setzte sich auf einen Stuhl. Hinter ihm stand ein sammetüberzogener, mit goldenen Lilien gestickter und von einem gekrönten Himmel überragter Thron. Von allen Seiten erhob sich Jubelgeschrei, wie man es bei der Thronge=

langung jedes Fürsten hören kann. Die Rede des Reichsverwesers war weit rückhaltsloser, als diejenige, die er am 31. gehalten hatte, als die Lage der Dinge noch ganz ungewiß war. Er sprach jetzt von der bedrohten Freiheit und der gehässigen Auslegung, die man dem Artikel 14 gegeben. Gleichwohl spielte er in passenden Ausdrücken auf ein gewisses erhabenes Unglück an, legte sein innigstes Bedauern darüber an den Tag, verkündete aber der Kammer zugleich in feierlichem Tone, er habe die Abdankungsakte Karls X und des Dauphin in den Archiven niederlegen lassen. Ueber den Grund zu dieser Niederlegung, einer stillschweigenden Anerkennung des Prinzipes der legitimen Gewalt, erklärte er sich nicht weiter. Sollte sie dem Herzog von Bordeaux oder einem Andern zu Gute kommen? Ueber diesen Punkt ließ der Herzog von Orleans die Versammlung in Zweifel.

Inzwischen wurde alles zur Expedition nach Rambouillet vorbereitet. Eine von Thatenlust durchzuckte Menge bedeckte den Platz Ludwigs XV und überschwemmte die elyseischen Felder. Fiaker, Omnibus, Cabriolets, Wagen aller Art waren requirirt worden, um die Hauptmacht der Armee an Ort und Stelle zu bringen. Man hielt die Equipagen der vornehmen Herren an, Männer vom Volke hießen dieselben aussteigen und setzten sich an ihre Stelle. Advokaten, Aerzte, Handwerker aller Art, junge Leute aus allen Klassen drängten sich in diesem namenlosen Untereinander, aus welchem ein Getöse hervorging, das sich mit Worten nicht wiedergeben läßt. Um drei Uhr setzte sich die Kolonne in Marsch. Sie bestand aus ungefähr fünfzehntausend Mann. Voran zogen der Oberst Jacqueminot, George Lafayette und endlich der Obergeneral, der seine Equipirung nur Stück für Stück hatte bekommen können, und, um sie zu ergänzen, von dem Bankier Rothschild dessen Epauletten eines österreichischen Konsuls entlehnen mußte. Nie war eine Expedition übereilter, unüberlegter. Als der General an der Barrière des Bons-Hommes nach einer Karte von der Gegend fragte, stellte es sich heraus, daß Niemand daran gedacht hatte, sich mit diesem unentbehrlichen Element jeder Kriegsoperation zu versehen. Ein Adjutant des Generals Pajol wurde vorausgeschickt, um sich eine Karte zu verschaffen, und erhielt eine in der Fabrik zu Sèvres von dem Institutsmitgliede, Herrn Dumas, auf eine Anweisung hin, worauf der allmächtige Titel „Polytechnischer Schüler" stand.

So unternahmen Tausende von Menschen einen Marsch von fünfzehn Meilen ohne Leitung, ohne Lebensmittel, ohne Geld, in einer Gegend, die durch den Durchzug der Truppen bereits ganz ausgesogen war. In Versailles, durch welche Stadt der Zug kommen mußte, befanden sich noch die Trümmer von zwei Regimentern. War es klug, sie hinter sich zu lassen? Dieses von Herrn Dupoty aufgeworfene Bedenken wurde dem General Pajol

von einem Zögling der polytechnischen Schule mitgetheilt, und sie begaben sich alle drei in die Kaserne der Straße d'Anjou. Wirklich war die Demoralisation unter den Truppen so groß, daß das kecke Unterfangen dieser Männer nicht auf den mindesten Widerstand stieß. Die Soldaten boten selbst ihre Waffen an, die alsbald unter das Volk ausgetheilt wurden, und zogen nach Meaux, während der General Pajol mit seinen zwei improvisirten Lieutenants zur Kolonne zurückkehrte.

Der Zug kam abgemattet, ausgehungert und in der abscheulichsten Unordnung bis drei Viertelmeilen vor Rambouillet. Die Munizipalität von Versailles sollte sechstausend Rationen liefern, hatte aber bis jetzt noch nichts gethan. Um das Unglück zu vollenden, hatte sich die Kolonne um alle Abenteurer, die über die Felder herkamen und sich ihr anschlossen, sowie um zweitausend Rouener Freiwillige verstärkt, die der Hauptstadt hatten zu Hülfe ziehen wollen. Sie hatten in Saint-Germain Herrn Laperche getroffen, den der Reichsverweser selbst ihnen entgegengeschickt, und in Trappes sich den hintersten Zügen der Armee angeschlossen, deren Nachhut sie nunmehr bildeten. In Saint-Cyr nahm Herr Degousée acht Kanonen, welche der Schule gehörten: dies war die ganze Artillerie der Expedition.

Ein wenig vor Rambouillet fuhr ein Wagen mit der äußersten Schnelligkeit an der Spitze der Kolonne vorbei. Derselbe brachte den Marschall Maison nebst den Herren Odilon-Barrot und von Schonen nach Rambouillet zurück. In Coignères fanden sie, daß die Postpferde von dem General Boyer und dem Bruder des Herrn Cadet Gassicourt zurückgehalten wurden. Die Anwesenheit dieser zwei geheimnißvollen Reisenden überraschte die Kommissäre im höchsten Grade, und erst, nachdem sie gemessenen Befehl ertheilt, Niemand durchzulassen, fuhren sie weiter.

In Coignères wurde die Expedition von der Nacht überrascht, und der General Pajol befahl, Halt zu machen. Er hielt die Niederlage für unvermeidlich im Falle eines Angriffes; allein es lag in den Gewohnheiten seines militärischen Lebens, mit dem Schicksale zu spielen und ihm zu trotzen. Ueberdies rechnete er auf die Demoralisation der königlichen Garde, und man hörte ihn mehrere Male wiederholen: „Demoralisirte Truppen, verlorene Truppen."

Inzwischen sagten einige junge Leute, die das Terrain kannten, zum General Excelmans, man müsse weiter marschiren; die Plänkler würden in dem Grünen Walde, der jenseits von Coignères liege, einen sichern Schutz finden, und könnten von da das Schloß von Rambouillet ernstlich bedrohen; dagegen sei es um die Pariser geschehen, wenn sie in einer Ebene kampirt blieben, wo ein einziger Kavallerieangriff eine gänzliche Niederlage unter ihnen anrichten könne. Auf diesen Rath befahl der General Excel-

mans dem Vortrab, weiter zu marschiren. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als er Leuten begegnete, die in aller Eile von Rambouillet zurückkamen und die Nachricht brachten, Karl X sei abgereist. Die vordersten Reihen schossen zum Zeichen des Triumphes ihre Flinten in die Luft; die Nachfolgenden dagegen glaubten, der Kampf beginne: es entstand eine allgemeine Aufregung und bald eine eben so allgemeine Unordnung. Um seine von Natur meisterlosen Truppen zu schützen, ließ der General Pajol die Wagen, welche sie hergeführt hatten, in einer Linie aufstellen, so daß sie eine Art Wall für dieselben bildeten. Endlich merkte man, daß es ein blinder Lärm war, und bivouakirte auf der Straße.

Da es an Lebensmitteln fehlte, so plünderten die Einen Häuser, an denen sie vorüberzogen, die Andern ergossen sich über die Felder und brachten Schafe zurück, die sofort am Feuer der Bivouaks gebraten wurden.

Dies war jedoch bei Weitem nicht genügend, und das von Versailles her erwartete Brot kam nicht. Herr Charras machte sich auf den Weg, um die Ursachen dieser Verzögerung zu erfahren. In Trappes bei der Nachhut angelangt, läßt er sich zum General Excelmans führen, den er, in seinen Mantel gewickelt, unter einem Baume liegend findet, und theilt ihm den Zweck seiner Sendung mit. „Mein Herr," sagte der General in zornigem Tone zu ihm, „wenn die Wagen um vier Uhr Morgens nicht unterwegs sind, so befehle ich Ihnen, den Präfekt von Versailles erschießen zu lassen." — „Wollen Sie mir diesen Befehl schriftlich geben?" — „Das ist unnöthig; thun Sie, was ich sage." Herr Charras reiste weiter, und an der Barrière von Versailles, wo ein Posten von Nationalgardisten stand, verlangte er zwei Mann, die ihn auf die Präfektur begleiteten. Es war Morgens ein Uhr: der Portier weigerte sich, zu öffnen; man bedrohte ihn; er bekam Angst, nahm eine Lampe und führte den Zögling der polytechnischen Schule in's Zimmer des Präfekten. „Wo sind die zehntausend Rationen Brot, die gestern schon am Tage hätten abgehen sollen?" fragte der junge Mann im Hereintreten. Aus dem Schlafe geschreckt und außer sich vor Ueberraschung antwortete der Präfekt, er sei erst Tags zuvor nach Versailles gekommen und habe sein Möglichstes gethan. „Ihr Platz," versetzte der Abgesandte mit einer Barschheit, welche die Umstände rechtfertigten, „Ihr Platz ist nicht im Bette, sondern da, wo die Rationen ausgefertigt werden," und theilte ihm den Befehl mit, den er empfangen hatte. Beim Wort e r s c h i e ß e n sprang der Präfekt schnell aus dem Bette und versprach, die Wagen sollten noch vor einer Stunde nach Rambouillet abfahren. „Ich werde warten und mich selbst überzeugen," sagte der Adjutant in strengem Tone. In Szenen dieser Art tritt die ganze Physiognomie der Julirevolution hervor, und nichts zeigt besser, was ein Mann, der sie zu leiten ver-

standen hätte, mit diesen aus dem Aufstande hervorgegangenen Streitkräften hätte ausführen können. Es war schon heller Tag, als der Adjutant des Generals Pajol wieder zu ihm nach Coignères kam. Die Nacht hatte keine Unannehmlichkeiten mit sich gebracht. Viele von der Expedition hatten sich in gänzlicher Erschöpfung in die Kornfelder an der Straße gelegt und waren da eingeschlafen.

Solche Feinde waren gewiß nicht sehr furchtbar, und doch setzte schon die bloße Nachricht von ihrer Nähe das ganze Schloß von Rambouillet in Schreck. Man berieth sich daselbst in unaussprechlicher Angst. Die Einen wollten, man solle alles, was da kommen möge, festen Fußes erwarten. Konnte man nicht in Bälde Verstärkungen hoffen? Durfte man durch einen panischen Schreck die Schicksale der Monarchie auf's Spiel setzen? Ein Rückzug gegen die Loire war immer noch möglich; und hatte nicht die Vendée in ihrer verzweifelten Ergebenheit Zufluchtsstätten und Rächer genug für das verfolgte Königthum? Andere riethen zu schleuniger Flucht. Sie stellten vor, die Insurrektion greife immer mehr um sich; die Pariser seien vielleicht achtzigtausend Mann stark; wenn der Rückzug einmal abgeschnitten sei, so habe man keine Gnade von dem Sieger zu hoffen; und man könne den schwächlichen letzten Sprößling so vieler Könige nicht zu schnell der Wuth der Rebellen entziehen.

Auch begann die Treue muthlos zu werden. Man erzählte zwar, ein Soldat habe sich, um sich für einen Augenblick der Schwäche zu strafen, eine Kugel vor den Kopf geschossen, und die Artillerie zähle bloß einen einzigen Deserteur; allein Emissäre von Paris her bearbeiteten die Truppen unaufhörlich. Die vom General Bordesoulle befehligte Division schwere Reiterei war schaarenweise ausgerissen. Schon sprachen einige Offiziere von ihrer wahrscheinlichen Entlassung und begannen sich mit ihrer Zukunft zu beschäftigen. Diejenigen, und das war die Mehrzahl, die als Zeugen des Unglücks der königlichen Familie edlerweise gern vergessen hätten, daß sie die Opfer desselben waren, bemerkten mit Bitterkeit die Abwesenheit mehrerer hohen Personen, die bei den Festen der Monarchie nie gefehlt hatten. Wenn von Zeit zu Zeit Leute vom Hofe in eleganter Kleidung an diesen Kriegern mit schmutzigen Kleidern vorbei kamen, so gab sich ihre Unzufriedenheit lauter zu erkennen. Und dann, wo war der König? Wo war der Dauphin? Wie! diese Fürsten, welche verlangten, man solle für sie sterben, zeigten sich also nicht zu Pferde, mit dem Degen in der Faust, und bereit, nöthigenfalls zu kämpfen und zu sterben? Welche Schande konnte es unter solchen Umständen bringen, einen Monarchen aufzugeben, der sich selbst aufgab?

Zu der Wirkung solcher Aeußerungen kam noch der Eindruck, welchen

die bereits bekannte Nachricht von der Abdankung und die Konjekturen hervorriefen, zu denen die geheimnißvollen Reisen des Grafen von Girardin Anlaß gaben. Man fragte sich, ob er nicht der Vermittler irgend einer geheimen Korrespondenz zwischen Karl X und dem Herzog von Orleans sei. Alles das diente dazu, die Truppen immer mehr zum Wanken zu bringen.

Der General Vincent hatte die Ordonnanzen mißbilligt, glaubte aber doch, ihre Urheber sollten sie wenigstens mit Energie vertheidigen. Da er wußte, was vorging, und daß die Pariser auf dem Wege nach Rambouillet waren, schickte er sich an, die Offensive zu ergreifen, und wollte eben Befehl zum Aufbruch geben, als der General Bordesoulle ihm als Auftrag des Königs sagen ließ, er solle sich ruhig verhalten.

Gleichwohl hatte das Königthum nur noch eine Alternative: fliehen oder vorwärts schreiten. In der That, Morgens zehn Uhr war der Oberst Poque bei den Vorposten angelangt, und man hatte ihn vor einer kleinen Insurgentenschaar, die er befehligte, vorausreiten und in dem Haupteingange, einige Schritte von einem Peloton Garde, eine dreifarbige Fahne aufpflanzen sehen. Er kündigte sich als Parlamentär an und hatte um eine Unterredung bitten lassen. Der General Vincent, unter dessen Befehlen Herr Poque im Jahre 1814 Regimentsquartiermeister gewesen war, wollte durchaus nichts von Unterhandlungen wissen, die er für gefährlich hielt, und drohte nach wiederholten Weigerungen, auf Herrn Poque schießen zu lassen, wenn er sich nicht zurückziehe. Herr Poque hatte in diesem Augenblick bloß einen Kürassierbrigadier bei sich, der sich auf die Seite des Aufstandes geschlagen hatte, und ihm gefolgt war. Er fordert diesen Brigadier auf, sich zurückzuziehen, allein dieser weigert sich, und Herr Poque kreuzt mit kalter Unerschrockenheit die Arme. „Gebt Feuer!" ruft jetzt der General Vincent den Schweizern zu, die auf der Straße standen. Dem Brigadier wird das Pferd unter dem Leibe erschossen, und der Oberst Poque erhält eine Kugel in den Knöchel des linken Fußes. Man brachte ihn in das Schloß.

Bei dieser Nachricht zeigte sich Karl X auf's Lebhafteste bewegt. Er ließ dem Obersten durch den General Trogoff sein Beileid bezeigen und ihn durch seinen eigenen Chirurgen verpflegen. Frau von Gontaut ihrerseits stattete dem Verwundeten einen Besuch ab und verpflichtete sich, an seine Mutter in den Pyrenäen zu schreiben, um sie über den Zustand ihres Sohnes zu beruhigen. Man kann sich denken, welchen Eindruck Szenen dieser Art auf den Soldaten machen mußten.

Dies war der moralische Zustand der königlichen Familie und der Truppen, als die Pariser sich auf den Marsch nach Rambouillet begeben hatten. Karl X kam von seinem Mittagsmahle, als man ihm ihre Annäherung meldete. Die Höflinge verschwanden einer um den andern, und zwar einige

in so schmählicher Eile, daß sie ihre weißen Federhüte vergaßen. Die Herren Maison, von Schonen, Odilon=Barrot kamen um neun Uhr an. Man führte sie in's Schloß, nachdem man langsam mit ihnen durch den Park gegangen war, damit sie sich mit eigenen Augen von den Streitkräften überzeugen konnten, über die Karl X noch zu verfügen hatte.

Karl X empfing sie mit einer Barschheit, die sonst nicht in seiner Art lag. Seine Ruhe hatte ihn nicht verlassen, so lange der Sturm bloß über seinem und seines Sohnes Haupte gebraust hatte. Wie schon gesagt, seine Frömmigkeit ließ ihn sein Unglück als eine Züchtigung betrachten, welche die Vorsehung ihm auferlegte. Aber was für ein Verbrechen hatte dieses Kind begangen, das man einem schon so reichlich gesättigten Hasse als Opfer bringen wollte? Die natürlichen Forderungen des Sieges erschienen seinem überreizten Gemüthe als ruchlose Gewaltthätigkeiten. Uebrigens noch immer voll Zuversicht auf die Gesinnungen, die er dem Herzog von Orleans zutraute, konnte er nicht begreifen, in welcher Absicht man auf diese Art seine Ruhe störe. „Was wollen Sie von mir, meine Herren?" sagte er zu den Kommissären, als er sie ansichtig wurde. „Alles ist jetzt abgemacht, und ich habe mich mit meinem Reichsverweser verständigt." — „Sire," antwortete der Marschall Maison, „gerade er schickt uns, um Eure Majestät zu benachrichtigen, daß das Volk von Paris gegen Rambouillet zieht, und um Sie zu bitten, sich nicht den Folgen eines wüthenden Angriffs auszusetzen." Karl X, der sich getäuscht glaubte, machte seinem Unmuthe mit Heftigkeit Luft, und der Marschall Maison, der zuerst vorgetreten war, wurde dermaßen eingeschüchtert, daß er sich hinter Herrn von Schonen zurückstellte. Herr Odilon=Barrot ergriff das Wort mit Sicherheit. Er sprach von den Schrecken des Bürgerkrieges, von der Gefahr, noch glühenden Leidenschaften zu trotzen; und als Karl X auf den in der Abdankungsakte förmlich vorbehaltenen Rechten des Herzogs von Bordeaux bestand, stellte ihm der Redner mit einschmeichelnder Stimme vor, daß man jedenfalls den Thron Heinrichs V nicht in Blut stellen dürfe. — „Und sechzigtausend Mann bedrohen Rambouillet," fügte der Marschall Maison hinzu. Bei diesen Worten bleibt der König, der mit großen Schritten auf und ab ging, stehen und gibt dem Marschall ein Zeichen, daß er ihn um ein Gespräch unter vier Augen bitte. Nach kurzem Bedenken willigt dieser ein. Der König faßt ihn scharf in's Gesicht und sagt zu ihm: „Mein Herr, ich glaube an Ihre Loyalität und bin bereit, Ihrem Worte zu trauen; ist es wahr, daß die Pariser Armee, die heranziehen soll, sechzigtausend Mann stark ist?" — „Ja, Sire." Karl X zögerte nicht mehr.

Man hatte den Truppen den Brief des Königs an Se. Hoheit den Herzog von Orleans vorgelesen. Der Herzog von Luxembourg veröffentlichte

einen Tagsbefehl, worin er der Garde zu wissen that, daß ihre Stellung unter Heinrich V dieselbe sein werde, wie unter Karl X: so hart kam es den alten Monarchen an, sich zu überreden, daß er in dem Reichsverweser einen Nachfolger haben könne. Er glaubte so wenig daran, daß er Herrn Alexandre von Girardin beauftragte, in Paris sechsmalhunderttausend Franken von dem Schatz zu erheben; und als ihm hinterbracht wurde, man fürchte, daß er die Krondiamanten mitnehme, wies er diese Zumuthung mit großer Heftigkeit und Würde von sich. Warum hätte er auch Diamanten mitnehmen sollen, von denen er wußte, daß sie zum Erbe seines Enkels gehörten?

Nachdem selbst auf den Rath des Herzogs von Ragusa die Abreise beschlossen war, machte sich Karl X mit seiner Familie auf den Weg nach Maintenon. Jäger von der Linie, Husaren und Lanziers bildeten die Vorhut; sodann kamen, mit Gardes-du-Corps vor und hinter sich, die Wagen, worin im ersten der Enkel, im zweiten der Großvater saß — ein Kind und ein Greis: die ganze Monarchie. Vier Regimenter Garde zu Fuß, die Gensdarmen und die leichte Artillerie bildeten das Armeecorps. Ein Regiment Dragoner schloß den Zug, der wirklich alle Aehnlichkeit mit einem Leichenzuge hatte. Auf dem Wege lagen mehrere Schlösser. Keiner von ihren Besitzern erschien, um denjenigen zu begrüßen, welcher die Großen mit Wohlthaten überhäuft hatte. Wenn das Unglück kommt, haben nur die Armen ein Gedächtniß.

Die Kommissäre, die im Hotel Saint-Martin zu Rambouillet geblieben waren, um dort einige Befehle auszufertigen, holten Karl X im Schlosse von Maintenon ein, wo der königlichen Familie eine rührende Gastfreundschaft zu Theil ward. In der Nacht, die man auf dem Schlosse zubringen mußte, sagte die Herzogin von Gontaut mit einem traurigen Lächeln zu Herrn von Schonen: „Ich hätte gute Lust, dieses Kind auf ihrem Schooße zu lassen," und zeigte ihm den Herzog von Bordeaux. „Ich würde es nicht nehmen," antwortete er. Welches Geheimniß lag in dieser Antwort verborgen, und was hatte sich ereignet, seit der Herzog von Orleans zu diesem selben Herrn von Schonen gesagt hatte: „Dieses Kind ist Ihr König" —?

Die Kommissäre veranlaßten Karl X, seine Garde zu verabschieden und als Bedeckung nach Cherbourg, dem zu seiner Einschiffung festgesetzten Platze, bloß seine königlichen Haustruppen zu behalten. Hierauf wurde folgender Tagsbefehl abgefaßt, dessen Ausdrücke wohl verdienen erwogen zu werden:

„Unmittelbar nach der Abreise des Königs werden sich sämmtliche Regimenter der Garde zu Fuß und der Gensdarmerie nach Chartres in Marsch setzen, wo sie alle nöthigen Lebensmittel erhalten werden. Die Herren Corpschefs werden ihre Regimenter versammeln und ihnen erklären, daß Seine Majestät sich mit dem innigsten Bedauern genöthigt sehe, sich von

ihnen zu trennen; daß der König sie beauftrage, ihnen seine Zufriedenheit zu bezeugen, und daß er ihr schönes Benehmen, die Ergebenheit, womit sie sich den Mühseligkeiten und Entbehrungen unterzogen, die sie während dieser unglückseligen Umstände heimgesucht haben, niemals vergessen werde.

„Der König schickt den braven Truppen der Garde, die ihn begleitet haben, zum letzten Male seine Befehle zu, dahin lautend: daß sie sich nach Paris begeben und allda dem Reichsverweser unterwerfen, welcher alle Maßregeln zu ihrer Sicherheit und künftigen Wohlfahrt ergriffen hat."

Diese letzte Phrase war merkwürdig; sie schien zu beweisen, daß zwischen Karl X und dem Herzog von Orleans Beziehungen stattfanden, welche den ersten dieser beiden Fürsten berechtigten, unbedingt auf den zweiten zu rechnen. Das schlossen mehrere Offiziere aus dem Tagsbefehle und glaubten jetzt, das Geheimniß der beständigen Botschaften des Herrn Alexandre von Girardin zu besitzen. Sie dachten, Karl X hätte gewiß die Sorge für ihre künftige Wohlfahrt nicht so hingebungsvoll dem Reichsverweser überlassen, wenn er nicht triftige Gründe dazu gehabt hätte. Später war ihre Ueberraschung groß, als sie erfuhren, daß die Garde aufgelöst war.

Am 4. August, Morgens gegen zehn Uhr, verließ die königliche Familie das Schloß von Maintenon. Die Herzogin von Noailles erschien weinend auf der Schwelle. Die Dauphine reichte den Offizieren ihre Hand zum Kuß und sagte mit von Schluchzen unterbrochener Stimme zu ihnen: „Meine Freunde, seien Sie glücklich!" Die Kommissäre waren nach Dreux vorausgereist, um für Wohnungen zu sorgen. Um den Verbannten ihr letztes Lebewohl zu sagen, stellte sich die Garde in Schlachtordnung auf der Straße auf. Als Karl X durch ihre Reihen fuhr, schlug der Tambour, wie wenn ein König vorbeikommt, und die Fahnen neigten sich.

Auf die Nachricht von Karls X Abreise gab der General Pajol Befehl zum Rückzuge. Dieser Befehl wurde schlecht aufgenommen. Einige Republikaner, welche die Expedition mitmachten, kamen einen Augenblick auf den Gedanken, unter der großen Masse dreihundert der Tapfersten und Entschlossensten herauszusuchen. Sie hätten sich an ihre Spitze gestellt und wären dann unter lautem Geschrei über Verrath nach Paris zurückgekehrt. Die Gelegenheit war günstig zu einem Handstreich: die Trunkenheit der Gemüther, die Ungewißheit der Zukunft, die Thatsache, daß alle unruhigen Köpfe, alle unbeschäftigten und nach Unvorhergesehenem lüsternen Existenzen in der Hauptstadt sich auf einem und demselben Punkte beisammen fanden — welch' lockende Elemente des Erfolges für die Kühnheit! Aber der Plan hatte keine Folgen. Diejenigen, die ihn gefaßt hatten, konnten sich weder versammeln, noch verabreden. Und dann hatte sich selbst bei den Mißtrauischsten die Meinung festgesetzt, man steige einen Abhang hinab, auf welchem die

Verräther selbst unwiderstehlich hingerissen werden müßten, und es sei rein unmöglich, einer solchen Revolution den Hemmschuh anzulegen.

Dem sei, wie ihm wolle, eine große Anzahl Freiwilliger, erbittert über ihre nutzlos gewordenen Anstrengungen, weigerte sich, dem Befehl zum Rückzug zu gehorchen, und lief nach Rambouillet, wohin ihnen der Obergeneral folgen mußte, um Unordnungen zu verhüten. Trunken von Freude zogen sie durch die Straßen und schossen zu ihrem Vergnügen Flinten in die Luft, die ihren leichten Triumph feierten. Einer der Ihrigen, der vor der Glashütte Schildwache stand, fiel, getroffen von einer verirrten Kugel. Mitten unter diese zuchtlosen Sieger gerathen, wurde Herr Degousée nach vergeblichen Versuchen, sie auf der Straße zu sammeln, von der Fluth bis in das Schloß von Rambouillet gedrängt, wo sein erstes Geschäft war, sich der Krondiamanten zu versichern, deren Werth sich auf achtzig Millionen belief. Die Kiste, in welcher sie lagen, stand in einem Hofe, war in Gegenwart der Kommissäre versiegelt worden, und der letzte Depositar dieses Schatzes, der Maire von Rambouillet, hatte die Schlüssel dazu dem Marschall Maison überreicht. In Gegenwart der städtischen Beamten und mehrerer Offiziere nahm Herr Degousée die Kiste in Empfang. Da er aber fürchtete, die Wagen des Ex-Königs möchten zertrümmert werden, so kam er auf den Gedanken, die Unruhigsten von der Expedition auf denselben zurückführen zu lassen. Im Nu füllten sich die vergoldeten Karossen mit dem königlichen Wappen mit Männern vom Volke, welche ihre Piken und Bajonette zu den Schlägen hinaussehen ließen.

Inzwischen ließ der General Pajol, der zu Coignères geblieben war, den Bauern vom Orte sagen, sie brauchen wegen der unregelmäßigen Requisitionen, womit sie heimgesucht werden, bloß ein Zeugniß vom Maire vorzuweisen und werden dann auf der Stelle entschädigt werden. Auf diese Nachricht eilten die Bauern schaarenweise herbei. Die Kasse der Expedition war hinlänglich versehen. Ein Freund des Generals Lafayette, Herr Cassan, wurde zum Generalzahlmeister improvisirt und zahlte die versprochenen Entschädigungen aus. Bald erschien ein Wagen, über welchen eine kleine dreifarbige Fahne wehte, auf der in schwarzen Buchstaben die Worte geschrieben standen: Diamanten der Krone. Jetzt wurde das Signal gegeben, und man machte sich auf den Rückweg.

Es war eine ganz neue Episode in der alten Geschichte von der Hinfälligkeit aller Erdengrößen, diese in Lumpen gehüllte Menge zu sehen, wie sie sich in lärmender Lust in die prachtvollen achtspännigen königlichen Wagen drängte und von den Hofkutschern mit seidenen Leitseilen zurückfahren ließen. Diese glücklichen Arbeiter, welche zu Hause bei ihren Familien Hunger und Elend erwartete, hielten, gefolgt vom ganzen Stallpersonal des Schlosses, einen pompösen, triumphirenden Einzug in Paris. Ein heroischer und gro-

teske Zug, wohl geeignet, den Philosophen zum Nachdenken zu bringen! Die gedankenlose Menge aber begrüßte ihn mit schallendem Gelächter, lustigen Liedchen und lärmenden Bravos.

Das Volk begab sich also zu Wagen in den Hof des Palais-Royal zurück. Hier stieg man ab, und alle riefen unter den Fenstern des Prinzen: „Da haben Sie Ihre Wagen!" Schildwachen standen vor jedem Thore des Palastes, Arbeiter mit geschwärzten Gesichtern und bloßen Armen. Die Einen hatten Flinten, die Anderen Piken. Die Herzogin von Orleans war sehr erschrocken über dieses Schauspiel, das an die Szenen der ersten Revolution erinnerte; der Herzog aber hatte sich mit Muth bewaffnet, und ein unaufhörliches Lächeln schwebte auf seinen Lippen; floh ja doch Karl X mit seiner Familie und ließ einen erledigten Thron zurück. Noch einige leere Formalitäten und der Reichsverweser wurde König.

Neuntes Kapitel.

Der Herzog von Orleans benimmt sich äußerst behutsam gegen die Kammer. — Seine Neigungen für bestimmte Personen treten hervor. — Intriguen. — Zwei Parteien in der Bourgeoisie. — Die Orleanisten mißbrauchen ihren Sieg. — Verblendung Lafayette's. — Mißglücktes Komplott. — Die Rechte der Kammer in Frage gestellt. — Klugheit des Reichsverwesers; Niederträchtigkeit der Höflinge. — Entwurf des Herrn Berard. — Aemterjagd; Gesuche von allen Seiten; Abfälle. — Die Revolution breitet sich über ganz Frankreich aus. — Einzelnheiten über die revolutionäre Bewegung in Lyon. — Sitzung vom 6. August. — Tumultuarisches Geschrei. — Die Konstitution in einigen Stunden revidirt. — Unterredung zwischen den Herren Arago und Chateaubriand; Rede des letzteren in der Pairskammer. — Untergeordnete Rolle der Pairie. — Sitzung vom 9. August. — Noth der Arbeiter. — Man thut nichts, um sie zu lindern. — Schutz, den man den Börsenmännern angedeihen läßt.

Die legitimistische Partei war bestürzt, die republikanische hatte so eben eine letzte Gelegenheit, die Gemüther aufzuregen, verspielt, und der Herzog von Orleans hatte somit keinen anderen Einfluß mehr zu fürchten, als den des Herrn von Lafayette. Man beschloß, diesem gefürchteten Greis später den Oberbefehl über die Nationalgarden des Königreichs zu übergeben. Dies hieß ihm die Diktatur in die Hände liefern, wenn er der Mann gewesen wäre, sie zu führen. Aber man kannte ihn. Indem man ihm eine Gewalt anvertraute, die in seinen Händen zu eitlem Gepränge herabsinken mußte, schmeichelte man seiner Eitelkeit durch eine gerechte Maßregel, und

verschmolz seine Popularität mit den ersten Akten der Regierung. Auf der anderen Seite lud man ihm dadurch tausend bedeutungslose Einzelnheiten auf den Hals, entfernte ihn somit von den wichtigen Angelegenheiten des Landes und beschränkte ihn auf die höchst unwesentliche Politik der Proklamationen und Tagsbefehle.

Was die Abgeordnetenkammer betrifft, so kannte der Herzog von Orleans ihre Geneigtheit, seinen leisesten Wünschen zuvorzukommen; denn sie umdrängte ihn bereits mit Schmeicheleien, die einander zu überbieten suchten. Aber er fühlte die Nothwendigkeit, die einzige Gewalt, von der sein im Entstehen begriffenes Königthum seine Weihe erwartete und annehmen wollte, durch eine scheinbare Hochachtung selbst zu adeln und zu legitimiren. Damit das Volk sich ohne Schwierigkeit vor dem Willen einer Kammer beugen möchte, die keine Vollmacht mehr hatte, behandelte der Prinz die Versammlung mit der auffallendsten Ehrerbietung. Er schien sich unter der Allmacht ihrer Beschlüsse zu demüthigen. Als man ihm nach dem Gebrauch der Monarchie die Liste der fünf Kandidaten zur Präsidentschaft der Kammer vorlegte, wählte er denjenigen, der die meisten Stimmen erhalten hatte, Herrn Casimir Perier, äußerte jedoch zu verschiedenen Malen, daß Niemand mehr, als Herr Laffitte, die ersten Huldigungen der öffentlichen Erkenntlichkeit verdient hätte. Er ging noch weiter und erklärte sich sehr bestimmt dahin, daß die Kammer fortan das Recht haben müsse, ihren Präsidenten ohne Vorherbefragung des Monarchen zu ernennen. Auf diese Art suchte der Herzog von Orleans die Versammlung, deren einzelne Mitglieder sich um die Wette seinem aufsteigenden Glücke unterwarfen, als politische Macht zu heben.

Im Uebrigen begannen die speziellen Neigungen des Prinzen sich bereits auszusprechen. Er fand wenig Gefallen an den Herren Guizot und von Broglie, deren hochmüthigen Sinn er fürchtete, wie auch ihre trockenen Manieren ihm nicht behagten; allein er stand vermöge seiner politischen Grundsätze in einer Art Geistesverwandtschaft mit ihnen, welche rein persönliche Abneigungen zum Schweigen brachten. Eine weit entschiedenere Vorliebe hegte der Herzog für Herrn Laffitte. Er liebte seinen gefälligen Charakter; er lieh seinen langen, aber geistreichen Geschichten ein wohlgeneigtes Ohr, und, selbst sehr wortreich, fand er in Herrn Laffitte stets einen wohlwollenden Zuhörer. Ueberdies hoffte er, ihn zum blinden Werkzeug seiner Pläne zu machen. Unglücklicherweise hatte Herr Laffitte Rechte auf die Erkenntlichkeit des Hofes, ein Umstand, den die Fürsten nicht verzeihen. Seine Popularität war zu groß für die Rolle eines Familiaren, und in dieser Beziehung sagte der General Sebastiani dem Prinzen besser zu.

Unter den obwaltenden Umständen war das wichtigste Ministerium das der auswärtigen Angelegenheiten; denn der Herzog von Orleans hatte bereits

keine andere Sorge mehr, als die, Europa für sich zu gewinnen. Herr Bignon war, wie man gesehen hat, mit den auswärtigen Angelegenheiten betraut gewesen. Der General Sebastiani, der heimliche Gelüste trug, ihn zu beerben, ließ es nicht an Andeutungen fehlen, daß die fremden Souveräne nicht gerne mit dem Geschichtsschreiber der kaiserlichen Diplomatie in Beziehungen treten würden; da er es aber nicht wagte, selbst zu früh hervorzutreten, so ließ er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten dem Marschall Jourdan übertragen, dem sein hohes Alter und seine Wunden nicht gestatteten, es lange zu behalten. Herr Bignon wurde provisorisch in's Ministerium des öffentlichen Unterrichts verwiesen. Herr Girod von der Ain seinerseits war so glücklich, Herrn Bavoux's Nachfolger als Polizeipräfekt zu werden.

In der Mitte dieser Intriguen fand sich der strenge Dupont von der Eure ganz und gar nicht an seinem Platze und sehr unbehaglich. Verführt durch die Leutseligkeit des Prinzen, glaubte er, derselbe werde das Joch seiner neuen Höflinge mit Ungeduld abzuschütteln suchen; auch vermochte er den Widerwillen, welchen die Gewalt ihm einflößte, schlechterdings nicht zu überwinden. Und dann herrschten die Häupter der später sogenannten doktrinären Schule schon damals heimlich im Ministerrathe. Es war dies leicht an dem bekannten Druckfehler im Moniteur zu erkennen, vermöge dessen die Worte: „Eine Charte wird fortan eine Wahrheit sein" so abgeändert wurden: „Die Charte wird fortan eine Wahrheit sein."

Im Grunde waren die Spaltungen unter den Häuptern der siegreichen Bourgeoisie mehr lebhaft in ihrer Aeußerung, als bedeutend durch ihren Gegenstand. Die Aufrechterhaltung der auf ihre Mitwirkung gegründeten gesellschaftlichen Ordnung, der Freiheit der Industrie, des Handels und, mit gewissen Beschränkungen, auch die der Presse, die Herrschaft der Bank, die Sicherung der Ungleichheit der Glücksgüter, die mehr oder weniger streng begrenzte Konzentration der politischen Macht in der Mittelklasse, das wollten alle mit gleichem Eifer.

Nur hätten die Einen, wie die Herren Dupont von der Eure, Laffitte, Berard, Benjamin Constant, Eusèbe Salverte, Demarçay, gewünscht, daß man sich auf die liberalen Ideen mehr eingelassen hätte; daß die monarchische Macht mehr beschränkt, der Wahlzensus herabgesetzt, die individuelle Freiheit mehr respektirt, und die Macht der Presse weniger mißtrauisch ihrer natürlichen Elastizität überlassen würde; mit einem Wort, sie verlangten die Schwächung der Regierungsmacht zu Gunsten der öffentlichen Meinung und schienen die Heilighaltung alles Individuellen als die beste soziale Bürgschaft zu betrachten.

Die Anderen, wie die Herren von Broglie und Guizot, glaubten an die Nothwendigkeit, die Bewegung der Gemüther unaufhörlich zu überwachen

und zu mäßigen; sie mißtrauten der öffentlichen Meinung, waren nur darauf bedacht, dem Autoritätsprinzip durch Vermehrung der Vorrechte der Krone größeren Nachdruck zu verleihen, und betrachteten eine gar zu große Freiheit, die man dem individuellen Geiste lassen würde, als eine Ursache zu Unruhen und eine Quelle von Gefahren für die ganze Gesellschaft. Die Ersteren wollten instinktmäßig die vollendete Herrschaft der Bourgeoisie, die Zweiten wünschten aus Berechnung, ihr mehr Dauer zu geben.

Daher bei den ersteren ein scharf ausgesprochener Widerwille gegen alles, was mit den Prinzipien verwandt war, denen die Restauration Geltung zu schaffen gesucht hatte, und bei den letzteren eine augenfällige Tendenz, von der Restauration gewisse konservatorische Formen zu entlehnen. Diese beiden Parteien traten unmittelbar nach der Revolution hervor. Die Herren von Broglie und Guizot, welche hierin den innersten Gedanken des Herzogs von Orleans erriethen, gaben sich den Anschein, als glaubten sie, die Revolution habe keinen anderen Zweck gehabt, als strenge Ausübung der Charte auszuwirken. Inzwischen erhielten ihre Gegner die Oberhand, und Herr Berard machte sich an das Geschäft, die Verfassung zu revidiren.

Das Stadthaus gehörte den Orleanisten definitiv. Der Erfolg hatte ihre Kühnheit geschwellt, und ihre Gewaltthätigkeit kannte seit dem 31. keine Grenzen mehr. Alle, die gegen den Herzog von Orleans ihre Stimme erhoben hatten, wurden als Feinde des öffentlichen Wohls verschrieen. Besonders der General Dubourg wurde mit berechneter Heftigkeit angegriffen. Der Oberst Rumigny, Adjutant des Reichsverwesers, erklärte Herrn Dubourg für einen alten Emigranten, einen Agenten Karl's X, einen Verräther. Nach der Szene auf dem Stadthaus am 31. hatte der General Dubourg eingesehen, daß sein Platz nicht mehr hier war, und sich zurückgezogen. Nach zwei Tagen wollte er wieder erscheinen, aber es waren Maßregeln getroffen, ihn zurückzustoßen. Kaum hatte er die erste Stufe der zweiten Treppe erreicht, als er sich von Wüthenden angefallen und in Gefahr sah, ermordet zu werden.

Selbst Herr von Lafayette war nahe daran, sich vom Strome hinreißen zu lassen, und hatte seine Haltung gänzlich verloren. Er hatte auf die Fahnen der Nationalgarde die drei Worte: Freiheit, Gleichheit, Ordnung schreiben lassen. Herr Girod von der Ain kam im Namen des Herzogs von Orleans zu ihm und ersuchte ihn, das Wort Gleichheit, das so beklagenswerthe Erinnerungen hervorrufe, wieder zu streichen. Herr von Lafayette zögerte, aber Herr Girod von der Ain rief: „Ein Sohn ersucht Sie beim Andenken seines Vaters.“ Es wurden andere Fahnen bestellt.

Gleichwohl hatten die Republikaner nicht alle Hoffnung aufgegeben. Sie wußten, mit welch eifersüchtigem Haß der hohe Bürgerstand die erbliche Pairie verfolgte. Auf öffentlichem Platz die Abschaffung der Pairskammer

dekretiren zu lassen, wäre ein kühnes, aber ausführbares Unternehmen gewesen. War dies geschehen, was blieb dann vom politischen Regime der Restauration noch übrig? einige der Gesetzlichkeit ihrer Macht selbst nicht gewisse Deputirte, mitten unter den Trümmern eines überwundenen, fluchbelasteten, mit Füßen getretenen Königthums. Die Republikaner beschlossen also, die Abschaffung der Pairie zur Sache eines Handstreiches zu machen. In seinen unmittelbaren Wirkungen betrachtet, hatte ihr Plan etwas Kindisches, ja Lächerliches. Man sollte sich von verschiedenen Punkten her auf dem Stadthausplatze versammeln, von da unter aufrührerischem Geschrei nach dem Luxembourg abgehen, den Palast erstürmen, die Bänke aus den Fenstern werfen und die Thüre versiegeln. So unbedeutsam eine Demonstration dieser Art an und für sich gewesen wäre, so konnte sie doch unermeßliche Folgen haben in einem Augenblick, wo das Volk noch auf einigen Plätzen bivouakirte, in einem Augenblick, wo die öffentliche Macht noch nicht in Thätigkeit war, und noch keine Behörde regelmäßig ihre Funktionen versah. Was aber dieser Demonstration eine wahre Bedeutung verlieh, war die förmlich zugesagte Unterstützung einer hohen Person, welche die Republikaner unwiederbringlich kompromittiren und durch die Emeute hindurch an die Spitze der Gewalt stellen wollten. Man höre nun, was geschah. In der Nacht vom 4. auf den 5. August erhielt Herr Charles Teste einen Besuch von Herrn Marchais, der ihm einen Brief von dem General Lafayette brachte, worin sie beide zu ihm auf's Stadthaus beschieden wurden. Sie begeben sich unverzüglich dahin und werden in's Zimmer des Generals zugelassen. Der Tag begann zu grauen, aber der Schein einer ersterbenden Lampe flackerte noch im Saale. Auf einem mit einem weißen Tuch überlegten Bette lag Lafayette, die Hände über der Brust gekreuzt, in tiefem Schlafe. Die Herren Charles Teste und Marchais setzten sich schweigend an das Kopfkissen des Greises und respektirten eine gute Weile seinen Schlummer. Aber Charles Teste hatte einige Ausdrücke in Herrn Lafayette's Brief auffallend gefunden, und es verlangte ihm nach einer Erklärung. Er legte leicht seine Hand auf die Stirne des Schlafenden und weckte ihn. — „Ah, sind Sie da, meine Herren?“ sagte Lafayette, die Augen aufschlagend; „ich habe Sie zu mir beschieden, um Ihnen zu sagen, daß der bewußte Plan nicht ausführbar ist.“ — „Nicht ausführbar!“ rief hitzig Charles Teste, eine loyale, aber feurige und argwöhnische Natur. — „Was wollen Sie?“ versetzte Lafayette, „man ist zu mir gekommen und hat mich beschworen, Paris nicht den Gefahren einer neuen Revolution preiszugeben. Ich habe es versprochen, und zwar auf Ehrenwort.“ — „Uns haben Sie auch auf Ehrenwort versprochen, die Revolution nicht in einer Intrigue untergehen zu lassen,“ erwiederte Charles Teste überrascht und verzweiflungsvoll. Er drang nicht weiter in

ihn, und bald erfuhren die Republikaner, daß sie auf Lafayette nicht mehr rechnen durften.

Auf diese Art wuchs und kräftigte sich allmälig, ein Hinderniß um das andere abstreifend, eine Macht, die gleichwohl ihre Wurzeln nicht im Herzen der Revolution hatte. Nichtsdestoweniger waren auch dem glühendsten Ehrgeize durch die allgemeine Stimmung der Gemüther einige Rücksichten auferlegt. Das Wort königlich, das man während der drei Tage überall vertilgt hatte, war noch nirgends wieder zum Vorschein gekommen. Die Advokaten am königlichen Gerichtshof nannten sich bloß Advokaten am Appellationsgericht. Unter denjenigen, welche die Krönung des Herzogs von Orleans gerne gesehen hätten, erfreuten sich einige an dem Gedanken, daß er bloß die Hand nach der Krone auszustrecken brauche, um König zu werden; andere, in die Kenntniß der Vergangenheit weniger eingeweiht, fürchteten, er möchte sich durch innere Skrupel aufhalten lassen.

Im Uebrigen waren die Rechte der Deputirtenkammer Gegenstand lebhafter Erörterungen in den Journalen, in den Salons und selbst auf der Straße. Ein junger Advokat, der mit einem hochsinnigen Herzen einen scharfen, durch Studium gereiften Blick verband, Herr Camille Roussel, schrieb in einer Broschüre, welche Sensation erregte: „Die Charte Ludwig's XVIII existirt nicht mehr, Karl X hat sie zerrissen. Die Patronen seiner Soldaten und die unsrigen haben ihre Lappen nach allen Winden zerstreut. Die französische Nation ist in die volle Ausübung ihrer Souveränetät zurückgetreten. Sie allein kann und darf sich über die Form und Art ihrer Regierung berathen. Aber dreißig Millionen Menschen können sich nur durch Bevollmächtigte berathen: wer werden diese Bevollmächtigten sein? Die gegenwärtigen Kammern können die gesetzgebende Gewalt nicht kraft der Charte ausüben, weil diese Charte nicht mehr vorhanden ist, weil sie überdies die Mitwirkung des Königs festsetzt, und wir keinen König mehr haben." Die Broschüre schloß mit den Worten: „Die Kammern können sich alsbald damit beschäftigen, die Art vorzuzeichnen, nach welcher die Nation über die Wahl ihrer Bevollmächtigten befragt werden soll: dies muß der hauptsächlichste, ja man kann wohl sagen, der einzige Gegenstand ihrer Berathungen sein. Ueber alle andern Punkte können ihre Beschlüsse, so weise sie auch sein mögen, nur einen provisorischen Charakter haben. — — Es wäre zu wünschen, daß die Antwort auf die Rede des Reichsverwesers über diesen Punkt eine bestimmte Erklärung enthielte: eine Sicherheit hierüber würde manche Unruhe beschwichtigen und könnte Ausbrüche von Unzufriedenheit, die vielleicht nicht zu ferne stehen, beseitigen."

Diese Schrift stellte die Frage mit Bestimmtheit und enthüllte die Stimmung der Gemüther bei dem ganzen gesunden Theile der Bourgeoisie.

Der Reichsverweser täuschte sich hierüber nicht: er entwickelte in seinem ganzen Benehmen eine vollendete Klugheit. Alle seine Worte athmeten einen intelligenten Liberalismus. Wenn er von der Zivilliste sprach, so geschah es, um sich über die erdrückende Last zu beklagen, welche die bisher festgesetzte Summe für das Volk sein mußte. Herr Laffitte befand sich in einem Zustande unbeschreiblicher Bezauberung. Selbst Herr Dupont von der Eure kam immer mehr von seinem Mißtrauen ab. Er sah wohl, daß die eigentliche Bahn der Revolution verlassen wurde; aber das Gewicht seines Verdrusses fiel ganz auf die Doktrinäre, seine Kollegen; und am 4. August hatte Herr Berard ihn sagen gehört: „Wir werden von einer aristokratisch-doktrinären Faktion fortgezogen, die alle ihre Kräfte aufbietet, um die von der Revolution ausgestreute Saat der Freiheit im Keime zu ersticken. Meine einzige Hoffnung beruht jetzt auf der Loyalität des Herzogs von Orleans, der mir von den besten Absichten beseelt scheint, aber nicht immer den Grad von Einsicht verräth, welcher zu wünschen wäre."

Wirklich verrieth der Reichsverweser nicht die mindeste Ungeduld oder Lüsternheit nach der Herrschaft. Er schien zu warten, bis man zu ihm komme, sei es nun, daß er diese Bourgeoisie, deren Triumph an seine Erhebung geknüpft war, fühlen lassen wollte, wie nothwendig ihr seine Person sei, oder daß er sich gegenüber seiner Familie und ganz Europa gerne als ein Opfer des öffentlichen Wohls hingestellt hätte.

Die Höflinge ihrerseits schienen keine Ungnade zu fürchten, wenn sie seinem Patriotismus Gewalt anthaten. Mit einer Art lärmender Unerschrokkenheit nahmen sie die Verantwortung aller als nützlich erachteten Maßregeln auf sich und gaben sich viele Mühe, ihre eigene Popularität bloßzustellen, um die des Prinzen besser zu schonen, fest überzeugt, daß diese Ergebenheit nicht unbelohnt bleiben werde, wenn sie auch aufgehört hatte gefährlich zu sein.

Ihr Eifer in dieser Beziehung ging so weit, daß am 3. August den Herzogen von Chartres und Nemours das Recht ertheilt worden war, den Sitzungen der Pairskammer beizuwohnen. Diese zu Gunsten eines jungen Menschen und eines Kindes geschaffene Auszeichnung mußte unmittelbar nach einer gegen die Privilegien der Geburt gerichteten Revolution im höchsten Grade auffallend erscheinen. Da indeß der Reichsverweser aus seiner Verachtung gegen solche monarchischen Kindereien niemals einen Hehl gemacht hatte; da seine Sprache und seine Manieren bisher die eines ehrlichen Plebejers gewesen waren; da er endlich der einzige Prinz in Frankreich war, der seine Kinder in die öffentlichen Schulen geschickt hatte, so konnten minder Scharfsichtige glauben, die Zulassung der Herzoge von Chartres und von Nemours in die Pairskammer habe gegen seinen Willen stattgefunden.

Im Uebrigen entfernte sein Benehmen alles Mißtrauen. Nie ist ein Fürst mit größerer Leutseligkeit und offenerer Hingebung der Popularität entgegengegangen. Wie viele Männer vom Volk konnten sich um diese Zeit nicht rühmen, mit ihren schwieligen Händen die Hand des Prinzen gedrückt zu haben, die mit lebhafter Zuthulichkeit den Vorübergehenden geboten wurde! Hatte man ihn nicht in der Straße Saint-Honoré ein Glas an seine Lippen führen sehen, das ihm ein Arbeiter geboten? Das Volk, welches nicht liebt, daß man herabsteigt, um ihm zu gefallen, war vielleicht nicht sonderlich erbaut von diesen Demonstrationen, doch lieferten sie denjenigen, welche die Nothwendigkeit einsahen, die Leute durch den Nimbus der Neuheit zu blenden, einen unerschöpflichen Text zu Lobpreisungen.

Auch fand die Bewunderung für den Herzog im Kreis seiner Umgebung weder Skeptiker, noch Gegner. Wenn man ihm einige unbedeutende Fehler beilegte, so geschah es, um darin einen Grund zu um so mehr Freude und Hoffnung zu finden. Wenn man von seiner etwas merklichen Sparsamkeit sprach, so geschah es, um zu zeigen, welche Oekonomie künftig in der Staatsverwaltung herrschen werde. Selbst Akte, welche die argwöhnischen Seelen hätten erschrecken können, wurden zu seiner Verherrlichung gedeutet. Man beklagte ihn laut wegen der Opfer, welche ihm Minister auferlegten, die ihn nicht ganz begriffen; so daß der Glanz seines Liberalismus durch die scheinbaren Fehler seiner Höflinge erhöht wurde.

Inzwischen schickte sich Herr Berard an, der Kammer einen Entwurf vorzulegen, in welchem man folgende Stelle bemerkte:

„Die Wiederherstellung der Nationalgarde unter Mitwirkung der Nationalgardisten bei der Wahl der Offiziere; die Mitwirkung der Bürger bei der Bildung der Departemental- und Munizipalverwaltungen; die Verantwortlichkeit der Minister und untergeordneten Agenten der Verwaltung; die gesetzlich befestigte Stellung der Militärs; die Wiedererwählung der zu Staatsämtern beförderten Deputirten — dies alles ist uns bereits zugesichert.

„Die öffentliche Meinung verlangt überdies nicht mehr bloß eine nichtssagende Duldung aller Religionen, sondern ihre vollkommenste Gleichheit vor dem Gesetz; die Ausstoßung der fremden Truppen aus der Nationalarmee; gleiches Recht zur Gesetzesinitiative für die drei Gewalten; die Unterdrückung des doppelten Wahlvotums; zweckmäßige Herabsetzung des Alters und Census; endlich eine gänzliche Umgestaltung der Pairie, deren Grundlagen nach und nach durch pflichtvergessene Minister ganz und gar verderbt worden sind.

„Wir sind die Auserwählten des Volks, meine Herren! uns hat es die Vertheidigung seiner Interessen und die Aussprechung seiner Bedürfnisse anvertraut. Seine ersten Bedürfnisse, seine theuersten Interessen sind Freiheit und Ruhe. Seine Freiheit hat es selbst der Tyrannei abgekämpft; uns

kommt es zu, seine Ruhe zu sichern, und dies können wir nur, wenn wir ihm eine dauernde und gerechte Regierung geben."

Unter diesen Bedingungen schlug Herr Berard seinen Kollegen vor, den Herzog von Orleans als König der Franzosen zu proklamiren, und zwar unverzüglich. Sein Vorschlag wurde von Herrn Dupont von der Eure im Ministerrathe vorgetragen, erschien aber der doktrinären Partei des Kabinets nicht monarchisch genug. Schärfere Augen als die der Herren Guizot und von Broglie gewahrten einen bedeutenden Fehler darin. Er enthielt einen Inbegriff von Grundsätzen, deren Anwendung er nicht bestimmte, und die jedenfalls einer weiteren Erörterung bedurften. Lag darin nicht eine ernstliche Gefahr für eine Monarchie, die sich im Grunde nicht gar zu sehr von der anderen unterscheiden wollte? Den konstitutionellen Vertrag unbestimmt lassen, hieß endlosen Kontroversen die Thüre öffnen und den revolutionären Geist in die Anfänge einer Regierung einführen. That man nicht besser, wenn man die allgemeine Betäubung dazu benutzte, die Revolution zu schließen und nebst der Krone zugleich alles sich anzueignen, was zu ihrer Befestigung und Beschützung dienen konnte? Das begriff der Herzog von Orleans und übertrug den Herren Guizot und von Broglie das Geschäft, an die Stelle eines unbestimmten Vorschlages einen definitiven Vertrag zu setzen. Da man übrigens Herrn Berard wegen der energischen Haltung, die er in der Revolution angenommen hatte, mißtrauete und seinen Gehorsam in Zweifel zog, so berief man ihn zweimal hinter einander nicht in den Ministerrath, trotz des ausdrücklichen Versprechens, ihn seine Arbeit in demselben entwickeln zu lassen. Bereits nahm man nur noch rückhaltslose Ergebenheit an.

Auch sammelten sich die Schmeichler in Masse um den neuen Thron Jeder rühmte seine Dienste von gestern und versprach sie auf morgen. Mehrere Tage hindurch waren alle Zugänge der Gewalt von einer fieberhaften Lüsternheit, einer überfließenden Ruhmredigkeit und Niederträchtigkeit umstellt, wovon man sich nicht leicht einen Begriff machen kann. Nur diejenigen Männer, die ihre eigene Person bei der Revolution eingesetzt hatten, bewiesen eine bescheidene Würde. Zwölf oder fünfzehn Kreuze waren der polytechnischen Schule angeboten worden; die Zöglinge versammelten sich in einem Amphitheater, berathschlagten, was sie darauf zu antworten haben, und beschlossen einstimmig, die Kreuze nicht anzunehmen. Auch kamen sie überein, daß diejenigen unter ihnen, die Zivilkleider besäßen, ihre Uniform ablegen sollten, um nicht mit den Menschen verwechselt zu werden, die mit ihrem kriegerischen Apparat bloß Parade machten.

Je weiter man sich von der Revolution entfernte, um so entschiedener wurde Paris ein unermeßlicher Herd der Intriguen. Die Stellenhascherei wurde mit einem Cynismus betrieben, der keine Grenzen kannte. Tagtäglich

und zu jeder Stunde des Tags brachten die öffentlichen Wagen eine Masse Sollizitanten nach Paris, die aus den Provinzen kamen, um sich in die ersten Beweise der Gunst zu theilen. Ueberall war es ein abscheulich widerliches Gedränge. Der ganze Schaum der Gesellschaft trieb auf der Oberfläche einher. Unter denjenigen, die unter der Restauration die Aemter besetzt gehalten, glaubten viele schamlos genug, dieselben gegen die mit der Landkutsche angekommenen Kandidaten vertheidigen zu können. Von allen Seiten Abfälle, von allen Seiten Gesuche. Man hörte jetzt eine Menge Royalisten Bannflüche über Herrn von Polignac schleudern und, um sich die Vortheile eines Verrathes zu sichern, in den heftigsten Ausdrücken über den Wahnsinn der Ordonnanzen, wie sie es nannten, losziehen. Am Tage der Publikation waren sie diesen empörten Royalisten nicht so wahnsinnig erschienen. Eine sehr merkwürdige Thatsache hatte sich bei der Plünderung der Korrespondenz des Ministeriums des Innern ergeben, nämlich daß beinahe sämmtliche Präfekten sich für die Ordonnanzen ausgesprochen hatten. Ein einziger hatte erklärt, er werde sie nicht vollziehen, Herr von Lascours, Präfekt der Ardennen, und auf der Stelle hatte er seine Entlassung eingereicht. Herr Alban von Villeneuve, Präfekt des Norddepartements, hatte sich den Ordonnanzen unterworfen, aber zugleich sein Bedauern ausgedrückt, das Königthum auf einem solchen Wege zu sehen. Die Herren Sers, Präfekt vom Puy-de-Dome, Rogniat, Präfekt vom Mosel-Departement, Lezay-Marnesia, Präfekt von Loir-et-Cher, hatten auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die aus der Aufhebung der Charte erwachsen könnten. Herr von Jessaint, Präfekt seit Erschaffung der Präfekturen, hatte gar keine Bemerkung gemacht. Die Minister Karl's X hatten, wie man sieht, nicht ganz Unrecht gehabt, wenn sie auf die Unterstützung der Staatsbeamten und der einflußreichen Mitglieder der Hofpartei rechneten. Aber in den Augen aller derer, die sich den alten Ministern nur aus Interesse angeschlossen hatten, war die Niederlage derselben ihr erstes Verbrechen!

Die Revolution, die sich soeben vollendet hatte, war das Werk von ganz Frankreich: Paris war im Ganzen genommen nur der Schauplatz gewesen. Sie hatte sich mit ungeheurer Schnelligkeit in allen Departements verbreitet. Ueberall wurde die dreifarbige Fahne mit Liebe begrüßt. Die Explosion war elektrisch und einstimmig. „Man schlägt sich in Paris,“ erscholl es auf allen Punkten Frankreichs an dem Tage, wo man den Verkehr der Hauptstadt mit allen Provinzen abgeschnitten sah. Es war dies die natürliche Folge dieser starken Zentralisation, welche das Kaiserthum eingeführt, und deren Erbschaft die Restauration empfangen hatte.

Wir wollen uns nicht in das Detail der zahllosen partiellen Aufstände einlassen, die bloß ein Gegenstoß der Insurrektion von Paris waren. Diese

Episoden einer großen Epopöe gleichen sich sämmtlich: sie haben dieselbe Physiognomie, schließen dieselben Lehren in sich. Nur der Aufstand in Lyon soll uns einige Augenblicke beschäftigen, weil wir später nachzuweisen haben, wie die Revolution von 1830 sich länger hinauszog in der Geschichte von Lyon, dieser unglücklichen Stadt, welche zweimal durch Bürgerkrieg erschüttert und mit Blut getränkt werden sollte.

Von allen Städten Frankreichs war vielleicht keine besser zu einem energischen Widerstand vorbereitet, als Lyon. In den Jahren 1816 und 1817 war sie in der Hand orleanistischer und bonapartistischer Verschwörungen gewesen. Mit Feuerzügen war den Herzen die Erinnerung an die Grausamkeiten des Prevotalgerichts eingegraben, damals als die Guillotine unter dem Geschrei: „Es lebe Heinrich IV!" funktionirte. Von 1820 bis 1823 hatte der Carbonarismus in Lyon tiefe Wurzeln geschlagen. Der Handelsstand war liberal und demokratische Instinkte, mit Bonapartismus gemischt, herrschten bei der arbeitenden Klasse vor, welche einen zahlreichen Zuwuchs an alten Soldaten erhielt, die in Folge der Auflösung der Loirearmee den Geschäften der Industrie zurückgegeben waren. Die Ovation, welche man 1829 dem aus Amerika zurückkehrenden Lafayette zuerkannt hatte, bewies, mit welcher Entrüstung das Ministerium Polignac diese ausdauernde, wackere Stadt erfüllt hatte. Ihr Widerstand gegen die Ordonnanzen konnte also mit Sicherheit vorhergesehen werden, und wirklich warteten sie, um sich zu erheben, die Nachricht vom Siege der Pariser nicht ab.

Am 29. brachten die Journale die Ordonnanzen nach Lyon. Einige Stunden nachher waren, wie durch einen Zauberschlag, sämmtliche Arbeiten eingestellt; die Bürger drängten sich auf den Plätzen und Straßen; unbewaffnete, aber drohende Truppen belagerten gleichsam die Zivil- und Militärbehörden, ohne daß ein Kavallerieregiment, das gegen sie geschickt wurde, sie förmlich zu zerstreuen vermochte. Eine zahlreiche Versammlung fand sich in Broteaux ein, unter dem Einfluß einiger alten Mitglieder von Venten. Aber hier, wie in Paris, zeigten sich die ersten Führer ihrer Rolle und den Umständen nicht gewachsen. Sie suchten sich in ihrer Empörung mit dem Schutz der gesetzlichen Formen zu decken, beriefen sich auf die Charte, versicherten ihre Hochachtung vor den getäuschten Bourbons, sprachen von einer allgemeinen Petition und von der Nothwendigkeit, sich mit der Behörde über die Wiederherstellung der Nationalgarde nach den alten Cadres zu verständigen. Zu diesem Behuf wurde eine Kommission ernannt oder vielmehr sie ernannte sich selbst. Ihre angesehensten Mitglieder waren die Herren Mornaud, Duplan, gegenwärtig Rath am Kassationshof, und Prunelle, der später Maire von Lyon werden sollte.

Dies geschah am 30. Aber die Partei des Widerstandes zählte viele

energische Männer, welche über die schwankende, schlaffe Haltung der Kommission empört waren. Sie beschlossen also, sich am 31. Juli auf dem Quai Retz, einige Schritte vom Stadthause, bewaffnet zu versammeln und auf dem Platze Anführer zu erwählen. Um sechs Uhr erschienen die ersten Bewaffneten unter schallendem Beifallsgeschrei der Menge.

Die Nachricht von einer in den Straßen von Paris gelieferten Schlacht ging bereits verworren unter den Gruppen umher. Die Diligencen waren Tags zuvor nicht angekommen. Der Präfekt und der General beobachteten über die Mittheilungen, die der Telegraph ihnen bringen konnte, das düsterste Stillschweigen. Um acht Uhr erschien Herr Morin, Hauptredakteur des liberalen Blattes von Lyon, auf dem Quai Retz. Er hatte seine Unterwerfung verweigert; seine Pressen waren mit Beschlag belegt worden, und er kam, die Insurgenten um Hülfe anzusprechen. Einige Bewaffnete wurden zu seiner Verfügung gestellt, und er ließ sein Blatt erscheinen, das eine kräftige Protestation gegen die Ordonnanzen enthielt.

Inzwischen wuchs die Zahl der kampffertigen Bürger mit jedem Augenblicke an; nur waren leider die Waffen sehr dünn gesäet. Trödler verkauften verrostete Flinten und alte Säbel ohne Scheide zu fabelhaften Preisen. Der Befehl über die Insurgenten wurde dem Kapitän Zindel übertragen, einem entschlossenen Manne und feurigen Patrioten. Andere Offiziere wurden durch Zuruf gewählt. Die Menge, dicht gedrängt und drohend, stellte sich augenscheinlich unter die Befehle des Aufstandes.

Die Herren Debrosses und Paultre von Lamotte, der erstere Präfekt, der zweite Kommandant der Militairdivision, befanden sich in einer Lage, deren Gefährlichkeit jede Minute vermehrte. Die Nachrichten von Paris waren düster, die Treue der Truppen zweifelhaft; und man wußte, daß mehrere einflußreiche Bürger durch Gleichheit der Gesinnung und Freundschaft mit Offizieren vom zehnten und vom siebenundvierzigsten Linienregiment verbunden waren, die nebst einem Regiment Chasseurs und einiger Artillerie die Besatzung bildeten.

In diesen kritischen Umständen entwickelte Herr Debrosses einen Muth, der mit dem Schreck der übrigen Lyoner Royalisten einen merkwürdigen Kontrast bildete. Eine Proklamation, welche die Empörer bei Todesstrafe aufforderte, sich aufzulösen, wurde an den Straßenecken von Lyon angeschlagen. Schwachmüthig genug, unterstützte die Tags zuvor gewählte Kommission diesen kecken Schritt durch das Versprechen, die Behörde um eine regelmäßige Organisation der Nationalgarde anzugehen.

Diese beiden Proklamationen wurden mit gleicher Verachtung aufgenommen; und als ein Mitglied der Kommission, Herr Thomas Tissot, die

auf dem Quai Retz stehenden Pelotons aufforderte, sich zu zerstreuen, wurde er mit Zorn zurückgewiesen.

Die Behörden hatten sich nebst der Garnison im Stadthause zusammengezogen. Das Arsenal und die Präfektur wurden sorgfältig bewacht. Befehle, wovon einige aufgefangen wurden, enthielten die dringendsten Aufforderungen an die Besatzungen von Clermont, von Puy, von Montbrison und von Vienne, in Eilmärschen nach Lyon zu kommen. Ein Flintenschuß wurde gethan: man glaubte, der Kampf habe begonnen. Da tritt Herrn Zindel's Lieutenant, Herr Prevost, allein auf die Treppe des Stadthauses, dringt durch die Säle und fordert die Behörden auf, den Posten des Stadthauses einer gleichen Anzahl Nationalgardisten und Soldaten anzuvertrauen. Man weigert sich, man verlangt Konzessionen. Prevost zieht seine Uhr aus der Tasche, legt sie auf den Rathstisch und sagt: „Sie haben nur fünf Minuten, um meinen Vorschlag anzunehmen. Wenn ich nach Verlauf dieser Frist nicht bei meinen Kameraden zurück bin, so haben sie Befehl, anzugreifen."

Er sagte die Wahrheit: überall rüstete man sich zum Angriff; das Regiment Chasseurs, das nach dem Stadthause marschiren sollte, konnte die dichtgedrängten Reihen des Volkes nicht durchbrechen. Schon wurde das Pflaster aufgerissen; schon dienten die Wagen zu Barrikaden; die Linie hatte geladen. Der Vertrag, den Prevost vorschlug, wurde von dem Präfekten verworfen, aber der General und die Stadträthe nahmen ihn an, und die Nationalgardisten wurden in das Stadthaus geführt, wo man zugleich einen Posten Soldaten ließ. Die Bataillone kehrten in ihre Kasernen zurück, während die Menge rief: „Es lebe die Charte! Nieder mit den Bourbons!" Ausrufungen, in welche alte Soldaten auch ihr gewohntes Feldgeschrei: „Es lebe der Kaiser!" mischten. Das Arsenal wurde übergeben, die Telegraphen besetzt, die Nationalgarde organisirte sich in allen Gegenden der Stadt. Die dreifarbige Kokarde wurde im Angesicht der Soldaten getragen, welche noch die weiße hatten. Es war ein vollständiger Sieg; der von Paris wurde erst am folgenden Tage bekannt.

Der Lyoner Widerstand hatte das Merkwürdige, daß er, obgleich nicht durch die Ereignisse von Paris bestimmt, ungestüm, unwiderstehlich war. Man siegte hier, ohne einen Schlag zu führen, bloß durch die achtunggebietende Haltung des Volkes. Nicht minder rasch und lebhaft war der Widerstand in vielen andern Städten. In Nantes kam es zu einem Kampfe; Rouen und Havre schickten den Pariser Insurgenten Hülfstruppen. In Arras ließ der Hauptredakteur des Propagateur, Herr Frederic Degeorge, trotz aller Einsprache des Polizeikommissärs, muthvoll am 27. sein Blatt erscheinen und hielt die Behörde drei Tage lang im Schach. Im Uebrigen bezeugte ein Theil des in Arras liegenden ersten Pionierregiments

große Lust, sich auf die Seite des Volkes zu schlagen, für welche sich der Kapitän Cavaignac, so wie die Lieutenants Lebleu und Odier bereits laut erklärten. Bei einigen Soldaten ging der Eifer so weit, daß in der Nacht vom 30. auf den 31. funfzig von ihnen unter Anführung eines Fourriers die Stadt verließen und nach Paris marschirten.

Am 6. August übergab Herr Guizot Herrn Berard ein von Herrn von Broglie's Hand abgefaßtes Schreiben, welches einen weit enger begrenzten Entwurf zur Modifikation der Charte enthielt, als Herr Berard beantragt hatte. Die Abdankungsakte Karls X wurde darin als einer der bestimmenden Gründe zur Berufung des Herzogs von Orleans auf den Thron dargestellt, und somit der neuen Dynastie recht eigentlich die Taufe der Legitimität ertheilt; die Herabsetzung des Wahlzensus und des Wählbarkeitszensus war nicht aufgenommen. Die in Herrn Berard's Entwurf am deutlichsten bestimmten Garantien endlich verwischten sich in den der beiden Minister unter der Unbestimmtheit der Ausdrücke. Herr Berard beschloß, sich nicht an diese so ungenügenden Modifikationen zu halten, sondern der Kammer nur seine eigene Arbeit vorzulegen.

Die Sitzung vom 6. August eröffnete sich unter der Präsidentschaft des Herrn Laffitte, der Herrn Casimir Perier im Präsidentenstuhl ersetzte. Herr Berard hatte nicht sobald seinen Antrag vorgelesen, als lauter Beifall erscholl. Selbst diejenigen, die seinen Entwurf nicht billigten, erblickten darin die Wohlthat einer Gefahr, die ein Anderer lief. Aber Herr Demarçay hatte sich erhoben, um gegen Modifikationen zu protestiren, deren Ziel ihm zu weit ging. Auf eine Bemerkung von Herrn Villemain ernannte die Kammer eine Kommission, um den Entwurf zu prüfen. Auf einmal wird gemeldet, drohende Gruppen umlagern die Zugänge des Palais-Bourbon. Herr Keratry verlangt, in Betracht der Wichtigkeit der Umstände, eine nächtliche Sitzung, und wirklich hörte man von außen tumultuarisches Geschrei: „Nieder mit der Erblichkeit! Die Kammer verräth uns!" Die Deputirten befinden sich in schmerzlicher Angst. Tief aufgeregt, gehen sie bald aus, bald ein: die meisten umringen Lafayette, Benjamin Constant, Labbey von Pompières, und flehen, die Hände ringend, um den Schutz ihrer Popularität. Herr Girod von der Ain geht hinaus, und als er auf den Stufen des Säulenganges Herrn Lheritier (gleichfalls von der Ain) begegnet, sagt er zu ihm: „Sie kennen Montebello?" — „Ja." — „Es war ein braver Mann. Seine Tochter ist mein Schwiegersohn." So groß war die Angst und Verwirrung aller dieser Gesetzgeber! Sie versprechen, das Volk solle befragt werden. Man läßt auf den Gallerien eine Protestation gegen sogenannte Begünstiger von Unruhen zirkuliren und erhält gegen die Republikaner, die sich draußen herumtreiben,

die Unterschrift einiger getäuschten jungen Leute. Benjamin Constant und Labbey von Pompières zeigen sich nach einander unter dem Säulengange des Palastes. Lafayette erscheint gleichfalls. Bei seinem Anblick legt sich der Tumult, aber die Feurigsten rufen unaufhörlich: „Nieder mit der Erblichkeit!" und Herr von Lafayette spricht mit flehender Stimme: „Meine Freunde, meine lieben Freunde, wir wachen über eure Interessen. Wir geben zu, daß wir ohne Vollmacht hier sind. Aber ich beschwöre euch, geht nach Hause." Es war dies das zweite Mal, daß Herr von Lafayette die Revolution dem Königthume überlieferte.

Mit Ungeduld erwartete die Kammer den Kommissionsbericht. Diese Deputirten sahen alle wohl ein, daß sie die Nation nicht vertraten, daß ihr Mandat erloschen und kein Grund vorhanden war, warum ihre amtliche Wirksamkeit den Untergang all' der Institutionen überleben sollte, von denen sie abhing. Man mußte daher um jeden Preis das Volk hindern, zur Fassung zu kommen; man mußte die allgemeine Betäubung benutzen, Einwendungen zumvoraus beseitigen, durch Raschheit und Kühnheit jedem Widerstande zuvorkommen. War die Krone einmal auf das Haupt des Herzogs von Orleans gesetzt, war die Lage einmal befestigt, was kümmerte man sich dann um verspätete Protestationen? Das neue Regime hatte dann, wenn auch nicht die Weihe des Rechts, doch die der Thatsächlichkeit zu seinen Gunsten; und man wußte wohl, daß ein Volk sich nicht alle Tage in Revolutionen versucht.

Mit ungemeinem Eifer nahm die Kammer die offizielle Mittheilung der Abdankungsakte auf, die ihr Herr Guizot machte. Einige Deputirte, und unter andern Herr Mauguin, erklärten zwar die Akte für null und nichtig, indem die Absetzung Karls X durch den Sieg ausgesprochen sei, und der Herzog von Orleans nicht kraft einer Abdankung, sondern kraft des Volkswillens König werden müsse. Vergebliche Versuche! Das Volk flößte Angst ein. Es wurde beschlossen, die Akte in den Archiven niederzulegen.

Abends um zehn Uhr verlas Herr Dupin seinen Bericht, zu dessen Abfassung er nur zwei Stunden gehabt hatte. Es war spät; die Deputirten waren müde und erschöpft. Gleichwohl wollte man die Diskussion sogleich beginnen; allein die Herren Benjamin Constant und Salverte erhoben sich so nachdrücklich gegen den Skandal einer solchen Hast, daß die Kammer aus Schamgefühl die Erörterung auf den folgenden Tag verschob.

Am folgenden Tage um acht Uhr sah man die Deputirten im Palais-Bourbon ankommen. Die Journalisten waren abwesend, die Gallerien leer. Man hatte nämlich Tags zuvor den Anfang der Sitzung auf zehn Uhr festgesetzt, aber während der Nacht hatten die Häupter der Bourgeoisie eine außerordentliche Einberufung an die Deputirten ergehen lassen und die Er-

öffnung der Sitzung vorgerückt, so sehr fürchtete man die Blicke des Publikums!

Die Berathung begann. Herr Demarçay erhebt sich mit Entrüstung: Was diese lichtscheue Souveränetät bedeute, welche die Kammer sich anmaße? Was dieser König solle, den man verstohlenerweise machen wolle? Besonders verwerflich erschien diese Anmaßung Herrn von Cormenin, dessen unerbittliche Logik später der neuen Dynastie furchtbare Schläge versetzen sollte. Endlich beginnt die Erörterung über den Bericht des Herrn Dupin in Beziehung des Berard'schen Vorschlags. Die Herren von Conny und Hyde von Neuville sprechen muthvoll ihr Bedauern über die gestürzte Familie aus, über dieses so oft und so hart geschlagene Königsgeschlecht. Letzterer bringt einen tiefen Eindruck auf die Versammlung hervor, als er von der furchtbaren Katastrophe und den Wahnsinnigen, die sie herbeigeführt haben, spricht und hinzufügt: „Ich werde das Unglück derer, denen ich von Kindheit auf gedient habe, nicht verrathen. Ich vermag nichts gegen einen Strom, aber ich schicke wenigstens Gebete für das Glück und die Freiheiten meines Vaterlandes zum Himmel empor." Die Herren Benjamin Constant und von Laborde antworten mit Gemessenheit auf diese beiden Reden, verwerfen jedoch mit vielem Nachdruck das Prinzip der Legitimität. Herr Berryer erkennt der Kammer das Recht zu, die Konstitution zu modifiziren, nicht aber die Dynastie zu ändern. „Das erste Interesse," antwortet Herr Villemain, „ist, daß der Thron besetzt und zugleich die öffentlichen Freiheiten verbürgt werden." Am 30. hatte er feierlich erklärt, er glaube kein Recht zu haben, über die höchste Gewalt zu verfügen. Aber die Macht, auch wenn sie sich in andere Hände begibt, behält immer Anbeter.

Der erste Theil des Berard'schen Vorschlages wurde mit der Modifikation der Kommission in folgenden Ausdrücken angenommen, welche die Politik des Herzogs von Orleans und der Bourgeoisie in dieser ersten Periode ihrer gemeinsamen Herrschaft vollkommen erklären:

„Die Abgeordnetenkammer, in Betracht der gebieterischen Nothwendigkeit, welche aus den Ereignissen des 26., 27., 28. und 29. Juli hervorgeht, und der allgemeinen Lage, in welcher sich Frankreich in Folge der Verletzung der konstitutionellen Charte befindet; in Betracht ferner, daß in Folge dieser Verletzung und des heldenmüthigen Widerstandes der Bürger von Paris der König Karl X, Se. Königl. Hoheit der Dauphin Ludwig Anton und sämmtliche Mitglieder der ältern Linie des Hauses in diesem Augenblick das französische Gebiet verlassen, erklärt, daß der Thron faktisch und rechtlich erledigt, und es unumgänglich nothwendig ist, für seine Wiederbesetzung zu sorgen."

Diese Abfassung war sehr gut berechnet. Die Erhebung des Herzogs

von Orleans wurde darin als das erzwungene Resultat von Ereignissen dargestellt, an denen er selbst recht gut keinen Antheil hätte nehmen können. Karl X wurde nicht aus dem Lande vertrieben, er verließ es, und der Herzog von Orleans bestieg den Thron bloß, weil er eben erledigt war. Auf diese Art verwischte sich alles, was die auswärtigen Kabinette an der Besitzergreifung des Herzogs von Orleans Revolutionäres hätten erblicken können, ganz natürlich vor ihren Augen. Dieser Prinz war kein Usurpator mehr, er war der unvermeidliche Fortsetzer der Traditionen der Ordnung und des Friedens, welche die monarchische Form verbürgte. Der Herzog von Orleans hatte Europa auf den Glauben bringen wollen, daß er in Karl X ein Mitglied der Familie der unverletzlichen Könige respektire, als er nach Rambouillet Kommissäre schickte, mit dem Auftrag, ihn gegen Leidenschaften zu schützen, die er selbst aufgereizt hatte. Nichts war geeigneter, die Absichten des Prinzen zu erfüllen, als die Erklärung, die man so eben gelesen hat. Sie wurde beinahe ohne Widerspruch angenommen.

Es blieb nun nichts mehr übrig, als die Bedingungen der neuen Einsetzung festzustellen, um die Usurpation gegenüber dem Volke zu maskiren, wie man es Europa gegenüber gethan. Der zweite Paragraph des Vorschlags strich den Eingang der Charte. Herr Persil ruft bei dieser Gelegenheit: die Souveränetät beruhe einzig und allein auf dem Volke; man müsse dieses Prinzip proklamiren, man müsse es schreiben, damit Niemand in Zukunft sich König von Gottes Gnaden nennen könne. Sodann machte er den Vorschlag, unter dem Titel Souveränetät folgende zwei Artikel aus der Konstitution von 1791 in die Charte zu setzen:

„Die Souveränetät gehört der Nation, sie ist unveräußerlich und unverjährbar. — Die Nation kann ihre Rechte nur durch Abgeordnete ausüben."

Dieser Vorschlag findet keinen Anklang.

Man antwortet Herrn Persil, das, was er wolle, stehe im zweiten Paragraphen der Kommission, der also laute:

„Die Deputirtenkammer erklärt, daß nach dem Wunsche und im Interesse des französischen Volkes der Eingang der Charte gestrichen wird, als die Würde der Nation verletzend, indem er den Franzosen Rechte zu bewilligen scheint, die ihnen von selbst wesentlich gehören."

Dieser Paragraph wird durch Abstimmung angenommen; aber die gewandten Männer der Partei behielten sich vor, die der Souveränetät des Volkes dargebrachte Huldigung daraus verschwinden zu lassen, was beim Druck der neuen Charte wirklich geschah. Plumpes Uebervortheilen, das im Konflikt der Personen und der Verwirrung der Dinge von Niemand damals bemerkt wurde.

Die Versammlung schreitet zur Revision einiger Artikel der Charte, die

in Eile geprüft werden. Die Streichung des Artikels 6, welcher die katholische Religion als Staatsreligion erklärte, ruft inzwischen einen lebhaften Kampf hervor. Die Einen wollen mit der Kommission, die katholische Religion solle als die Religion der Mehrheit der Franzosen erklärt werden. Diese Bestimmung, welche Benjamin Constant lächerlich und müßig findet, wird mit Eifer verlangt von Charles Dupin, der einen Akt hoher Politik darin erblickt und zu Gunsten seiner Ansicht den so leicht in Bewegung gesetzten Fanatismus der Bewohner des Südens anführt. Herr Viennet erhebt sich gegen das Vorurtheil, das die Israeliten brandmarkt, und wünscht, die Diener aller Religionen sollen vom Staat besoldet werden. Aus den Berathungen der Kammer geht endlich folgender Artikel hervor:

„Die Diener der katholisch-apostolisch-römischen Religion, zu welcher sich die Mehrheit der Franzosen bekennt, und die der andern christlichen Konfessionen empfangen ihre Besoldung aus dem Staatsschatz."

Diese unbestimmte Abfassung konnte weder die Katholiken, noch die Protestanten, noch die Franzosen anderer Religionen befriedigen: die ersten, weil ihre Religion nicht mehr die Staatsreligion war; die zweiten, weil das Gesetz benachtheiligend sie als Minorität bezeichnete; die andern, weil das Gesetz nur von christlichen Religionen sprach und also nur diesen die Wohlthat eines öffentlichen Schutzes zu gewähren schien. Seltsamer Vergleich zwischen dem Prinzip der moralischen Einheit und der freien Bekennung jedes Glaubens, dem Pontifikat des Souveräns und dem atheistischen Gesetze!

Die Kammer erklärt sofort die Zensur für immer abgeschafft, und dehnt also ihre Allmacht auf die Zukunft aus.

Einige Augenblicke werden der Prüfung des Artikels 14 gewidmet. Man streicht ihn. Eitles Hinderniß, das man der Kühnheit, welche die Macht besitzt, in den Weg werfen will!

Je weiter die Kammer in dieser schleunigen Revisionsarbeit vorschreitet, um so mehr scheint sie die Kämpfe der neuesten Zeit zu vergessen. Ihre Erinnerungen werden indeß wieder angefrischt, als der Oberst Jacqueminot den Antrag stellt, die auswärtigen Truppen vom Dienste des Staats auszustoßen. Aber die Furcht vor dem Fortschritt, die bei ihr eben so ausgesprochen ist, als die vor den Schweizern, veranlaßt sie, alles zu verwerfen, was auf Schwächung der Privilegien hinzielt. So setzt sie auch den Beginn der passiven Wahlfähigkeit auf das dreißigste, der aktiven auf das fünfundzwanzigste Jahr fest. Gleichwohl erklärt sie die unter Karls X Regierung stattgehabten Pairsernennungen für null und nichtig, behält sich aber die Prüfung der wichtigen Frage von der Erblichkeit vor. Dasselbe unentschiedene Schwanken der Gesinnung veranlaßt sie, den Antrag des Herrn Duris-Dufresne, welcher die Magistratur einer neuen Einsetzung unterwirft, ohne alle

Entwicklung zu verwerfen. Herr von Brigode bringt diese Maßregel unter einer andern Form wieder zur Sprache, und so kommt sie endlich doch zur Erörterung. Aber vergebens rufen die Herren von Brigode und Salverte zur Unterstützung des Entwurfs das Beispiel Napoleons und Ludwigs XVIII an; vergebens erinnern sie, daß seit einigen Jahren die Ernennungen zu obrigkeitlichen Aemtern keinen andern Zweck gehabt hatten, als die Justiz zur Sklavin der Politik zu machen; vergebens ruft Herr Mauguin, alles müsse reorganisirt werden, die Revolution sei vom Gipfel ausgegangen und müsse sich selbst auf die Gefahr neuer noch furchtbarerer Erschütterungen hin bis auf die Grundlage hinab erstrecken; erschreckt von Herrn Villemain, von Herrn Dupin dem Aeltern an die Erhaltungsideen erinnert und von einem plötzlichen Respekt für die Stellungen von gestern ergriffen, bewahrt die Kammer der Magistratur ihre Existenz und Unabsetzbarkeit. — Inzwischen geht die Zeit hin, es wird spät und heute noch muß ein König proklamirt werden. Man beschließt, später und durch besondere Gesetze auf folgende Gegenstände Bedacht zu nehmen: — Anwendung der Jury bei politischen Verbrechen; — Verantwortlichkeit der Minister; — Wiederernennung der Deputirten, welche Beamte sind; — alljährliche Votirung des Armeekontingents; — Nationalgarde; — Etat der Offiziere der Land- und Seemacht; — Departemental- und Munizipal-Institutionen; — öffentlicher Unterricht und Lehrfreiheit; — Feststellung der Bedingungen zur aktiven und passiven Wahlfähigkeit.

Im Augenblick, wo die Kammer die Krone verschenken will, verlangt Herr Fleury (von der Orne), die Wahlkollegien sollen einberufen werden und einen speziellen Auftrag zur Wahl eines Königs geben. „Vorwärts einmal!“ ruft Casimir Perier verdrießlich, und Herr Laffitte beeilt sich, den letzten Paragraph zu verlesen, worin Ludwig Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, eingeladen wird, vermittelst Beschwörung der modifizirten Charte den Titel: „König der Franzosen“ anzunehmen.

Dieser Paragraph wird mit großer Mehrheit angenommen. Dreißig Mitglieder der Rechten stimmen nicht. Herr von Corcelles verlangt, man solle die Erwählung des Herzogs von Orleans wenigstens der Annahme des Volkes unterwerfen. Allgemeine, tiefe Stille!

Die Kammer ist auf dem Punkt, zur geheimen Abstimmung über den ganzen Antrag zu schreiten, als der ehrwürdige Labbey von Pompières verlangt, die Stimmenden sollen ihre Namen auf ein Register schreiben. Herr Berard unterstützt den Antrag, aber vielen gebricht es an Muth zu einem öffentlichen Geständniß. Die Verschenkung der Krone Frankreichs wird wie ein einfacher Artikel des Reglements votirt.

Von sämmtlichen Deputirten der Opposition stimmte Herr von Corme-

nin allein nicht. Nach seiner Ansicht war die Befragung des Volkes unumgänglich nothwendig, da man das Prinzip der Volkssouveränetät ausgesprochen hatte. Er hatte sich daher als Zuschauer, nicht als Gesetzgeber in die Kammer verfügt. Schon in der Sitzung vom 30. hatte er aus einem edeln Bedenken den Titel eines Kommissärs der öffentlichen Arbeiten, welchen ihm eine Botschaft vom Stadthaus brachte, abgelehnt. Später hatte er seine Mitwirkung zur Ernennung eines Reichsverwesers verweigert. Jetzt, da alle seine Kollegen, die einen aus Verblendung, die andern aus Berechnung, sich der Fluth der Umstände überließen, protestirte der unbeugsame Logiker, unbeweglich auf seiner Bank, noch einmal gegen eine Usurpation sonder Gleichen.

Einige Tage später veröffentlichte er seine Entlassung in folgenden Ausdrücken: „Ich habe kein einsetzendes Mandat vom Volke erhalten und habe seine Ratifikation noch nicht. Zwischen diese zwei Extremitäten gestellt, besitze ich schlechterdings keine Macht, einen König und eine Charte zu machen oder einen Eid abzulegen. Ich bitte die Kammer, meine Entlassung zu genehmigen. Möge mein Vaterland stets glorreich und frei sein." Die Karlisten erhoben ein Freudengeschrei; und um den Eindruck dieser Entlassung zu schwächen, verbreiteten einige Orleanisten das Gerücht, Herr von Cormenin sei ein verkappter Karlist. Aber die Verläumdung mußte vorübergehen: die Protestation blieb.

Folgendes war das Resultat der Abstimmung, aus welcher ein Königthum hervorging:

Zahl der Abstimmenden .	252,
Weiße Kugeln	219,
Schwarze Kugeln . . .	33.

Der Namensaufruf war noch nicht zu Ende, als Herr Dupin mit einem dreifarbigen Bande im Knopfloch erschien; und nun wurde durch Zuruf beschlossen, Frankreich solle seine Farben wieder annehmen.

Wenige Augenblicke nachher sahen die Bewohner der Straße Saint-Honoré mit Ueberraschung einige Herren aus dem Bürgerstande vorübergehen, die sich vier und vier nach dem Palais-Royal begaben. Diese Bürger hatten dem Herzog von Orleans zu melden, daß er König sei.

Der Reichsverweser empfing die Deputirten, umgeben von seiner Familie, und als Herr Laffitte die Erklärung verlesen hatte, antwortete der Prinz in bescheidenem, bewegtem Tone:

„Mit tiefer Rührung empfange ich die Erklärung, die Sie mir überbringen. Ich betrachte sie als den Ausdruck des Volkswillens, und sie scheint mir mit den politischen Grundsätzen übereinzustimmen, zu denen ich mich mein ganzes Leben hindurch bekannt habe."

„Voll von Erinnerungen, die immer den Wunsch in mir rege erhielten, niemals auf den Thron berufen zu werden, und gewöhnt an das friedliche Leben, das ich in meiner Familie führte, kann ich Ihnen die Gefühle nicht verhehlen, welche in diesem großen Augenblick mein Herz bewegen; aber eines ist unter ihnen, das alle anderen beherrscht: die Liebe zu meinem Vaterlande. Ich fühle, was sie mir vorschreibt, und werde es thun."

So sprechend warf er sich Herrn Laffitte in die Arme und zeigte sich mit ihm sowie mit Herrn von Lafayette auf dem Balkon, um die Menge zu begrüßen, die an ungewohnten Schauspielen immer ihre Lust sieht.

Im Augenblick, wo sie das Palais-Royal verließen, begegneten die Herren Lafayette und Benjamin Constant einem Kämpfer von gestern, Herrn Pagnerre. „Ach was haben Sie gethan?" rief dieser, als er sie ansichtig wurde. Aber Benjamin Constant trat auf den jungen Mann zu, umarmte ihn und sagte: „Fürchten Sie nichts, wir haben Garantien genommen."

So hatten also in weniger als sieben Stunden 219 Deputirte, die in gewöhnlichen Zeiten eine Majorität von nicht mehr als zwei Stimmen gebildet hätten, die Konstitution abgeändert, den Sturz einer Dynastie ausgesprochen und eine neue Dynastie eingesetzt. Und diese Deputirten waren unter der Herrschaft einer Charte erwählt worden, welche sie nach Belieben umänderten, und unter der Regierung eines Mannes, dessen Familie sie ächteten. Und alles das war kraft des Grundsatzes der Volkssouveränetät geschehen.

Man hatte mit solcher Gier nach dem Vorwand der gegenwärtigen Noth und der Staatsraison gegriffen, daß man an die Pairskammer weiter nicht gedacht hatte, sondern ihr nur eine Art Mittheilung machte, die mehr einem freiwilligen Akt der Höflichkeit, als einer unumgänglichen Formalität glich. Und ohne sich um ihre Beistimmung oder Nichtbeistimmung zu kümmern, ohne sie abzuwarten, hatte die Deputirtenkammer, wie man gesehen, ihre Erklärung als einen definitiven Vertrag, als den Beschluß eines unbedingten Willens ins Palais-Royal gebracht. Da die Pairie nur aus allen eklatanten Abfällen sich gebildet hatte, wozu dreißig Jahre politischer Erschütterungen Gelegenheiten geboten, und welche man zum Skandal vor der Welt ergriffen hatte, so hatte man keinen Augenblick an ihrer Bereitwilligkeit gezweifelt, sich unter ein neues Sklavenjoch zu beugen.

Aber unter den Pairs befand sich dazumal ein Mann, dessen ritterliche Loyalität und treue Seele man im Palais-Royal kannte. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, Herr von Chateaubriand gedenke eine anklagende und furchtbare Rede zu halten; er wolle gegenüber Allen ein Beispiel des Muthes geben, zum letzten Mal für die überwundene Monarchie protestiren und die Freunde, welche sie verführt, sowie die Verwandten, die

sie verrathen hatten, dem Auge des Publikums in ihrer wahren Gestalt zeigen.

Die Nachricht war in das Palais-Royal gedrungen und hatte daselbst die größte Unruhe verbreitet. Man mußte um jeden Preis eine solche Gefahr beschwören. Madame Adelaïde ließ Herrn François Arago wissen, der Herzog von Orleans wünsche eine geheime Unterredung mit ihm zu haben. Herr Arago konnte nicht zu dem Prinzen gelangen, sei es nun aus zufälligen Umständen, oder daß der Herzog von Orleans Bedenken trug, sich persönlich bei einer so kitzlichen Unterhandlung zu betheiligen. Madame Adelaïde hob die Schwierigkeit. Sie sprach Herrn Arago und erklärte ihm, man würde ihm unendlichen Dank wissen, wenn er zu Herrn von Chateaubriand ginge und ihn ersuchte, von seiner Rede abzustehen. Unter dieser Bedingung wurde Herrn von Chateaubriand eine Stelle im Ministerium zugesichert. Herr Arago begab sich zu dem berühmten Dichter, setzte ihm auseinander, wie Frankreich in seinen tiefsten Tiefen aufgeregt worden sei; wie alles daran liege, es nicht den Gefahren gar zu rascher Reaktionen preiszugeben; wie der Herzog von Orleans, nachdem er König geworden, viel für die öffentlichen Freiheiten vermöge; und wie es eines Mannes, wie der Vicomte von Chateaubriand, würdig sei, nicht gleich im Anfang einer Regierung den Redner der Agitation zu machen. Er schloß mit den Worten, es biete sich ihm ein besseres Mittel dar, seinem Lande mit Nutzen zu dienen, und man würde keinen Anstand nehmen, ihm ein Portefeuille zu übertragen, z. B. das des öffentlichen Unterrichts. Chateaubriand schüttelte traurig das Haupt und antwortete dann: von allen diesen Vorstellungen mache nur diejenige einigen Eindruck auf ihn, die das Interesse des in seinem Innersten erschütterten Vaterlandes betreffe; er erwarte nichts und wolle nichts annehmen von einer auf die Trümmern seiner Hoffnungen gegründeten Regierung; da indeß seine Rede den Samen des Hasses in seinem Lande ausstreuen könnte, so werde er ihre Formen mildern. Diese eigenthümliche Unterhandlung fand am Vorabend des 7. August statt.

Am nächsten Tag versammelte sich die Pairskammer Abends um halb zehn Uhr. Der Präsident verlas die Erklärung der Deputirtenkammer; dann erhob sich der Vicomte von Chateaubriand und drückte sich inmitten der tiefsten Stille folgendermaßen aus:

„Meine Herren! Die dieser Kammer überbrachte Erklärung ist für mich weit weniger verwickelt, als für diejenigen Herren Pairs, die sich zu einer andern Meinung bekennen, als ich. Nach meiner Ansicht beherrscht oder zerstört vielmehr in dieser Erklärung eine Thatsache alle andern. Wenn wir uns in einer regelmäßigen Ordnung der Dinge befänden, so würde ich ohne Zweifel sorgfältig die Aenderungen prüfen, die man in der Charte vornehmen will. Mehrere dieser Aenderungen sind von mir selbst beantragt worden. Ich

wundere mich bloß, wie man der Kammer die reaktionäre Maßregel vortragen konnte, welche die von Karl X ernannten Pairs betrifft. Ich bin keiner Schwachheit für die Schübe verdächtig, und Sie wissen, daß ich selbst die Drohung damit bekämpft habe; aber uns zu Richtern unserer Kollegen machen, aber aus der Pairsliste, so oft man der Stärkere ist, nach Belieben streichen, das erinnert gar zu stark an die Proskription. Will man die Pairie vernichten, immerhin. Besser das Leben verlieren, als darum betteln."

Nach diesen Worten, welche die Versammlung wegen ihrer Geduld in der Erniedrigung beschämen sollte, fragt der Redner, welche Regierungsform nunmehr auf Frankreich anwendbar sei. Die Republik scheint ihm nicht möglich; aber ist es die Monarchie unter den Bedingungen, die man ihr stellt? „Die Monarchie," ruft er, „wird von dem Strom der demokratischen Gesetze überschwemmt und hingerissen werden, oder der Monarch von der Bewegung der Faktionen."

Ehe er auf die in seinen Augen beste Lösung des furchtbaren Problems übergeht, das Frankreich vorgelegt ist, bringt Herr von Chateaubriand dem Heldensinn des Pariser Volkes seine Huldigung dar.

„Nie," sagt er, „war eine Vertheidigung gerechter, heldenmüthiger, als die des Volkes von Paris. Es hat sich nicht gegen das Gesetz empört, sondern für das Gesetz; so lang man den gesellschaftlichen Vertrag respektirte, ist das Volk friedlich geblieben. Aber als man nach beharrlichen Lügen bis zur letzten Stunde auf einmal zur Sklaverei läutete; als die Verschwörung der Dummheit und Heuchelei plötzlich losbrach; als ein von Eunuchen organisirter Schloßterrorismus den Terrorismus der Republik und das eiserne Joch des Kaiserreichs ersetzen zu können glaubte, da hat sich dieses Volk mit seiner Intelligenz und seinem Muthe bewaffnet. Es hat sich herausgestellt, daß diese Krämer recht leicht den Pulverdampf einathmeten, und daß man mehr, als vier Soldaten und einen Korporal brauchte, um sie in Schranken zu halten. Ein Jahrhundert würde ein Volk nicht so sicher seiner Reife entgegengeführt haben, als die drei letzten Sonnen, die neuerdings über Frankreich gestrahlt haben."

Der Redner spricht sofort von dem Herzog von Bordeaux. Hätte man nicht in ihm das für die Existenz der Monarchien so nothwendige Prinzip der Legitimität respektiren sollen? Der Herzog von Orleans wäre der Vormund des königlichen Kindes gewesen. Er hätte es als Regent bis zu seiner Volljährigkeit geleitet; diese Kombination hätte die Unverletzbarkeit des monarchischen Dogmas aufrecht erhalten und somit Frankreich vielleicht gefährliche Erschütterungen erspart.

Mit einer bittern Rückkehr auf sich selbst ruft er dann: „Als eine unnütze Kassandra bin ich dem Thron und der Pairie mit meinen verschmähten Warnungen häufig lästig gefallen Es bleibt mir nichts mehr übrig, als mich auf

die Trümmer eines Schiffsbruches zu setzen, den ich so oftmals vorhergesagt. Ich erkenne dem Unglück alle Arten von Macht zu, nur nicht die, mich meiner Treueschwüre zu entbinden. Auch ist es meine Pflicht, mir im Leben treu zu bleiben. Nach allem, was ich für die Bourbons gethan, gesagt und geschrieben habe, wäre ich der Elendeste aller Elenden, wenn ich sie in dem Augenblick verläugnete, wo sie zum dritten und letzten Male in die Verbannung wandern."

Endlich, nachdem er niederschmetternde Blitze über die Feigheit all' der glühenden Royalisten geschleudert, die durch ihre verwegenen Entwürfe die schmähliche Verjagung der Nachkömmlinge Heinrichs IV herbeigeführt, und die er jetzt unter der dreifarbigen Fahne zusammengekauert zeigt, schließt er mit den Worten: „Was auch die Geschicke sein mögen, die den Herrn Reichsverweser erwarten, ich werde nie sein Feind sein, wenn er das Glück meines Vaterlandes begründet. Ich verlange für mich bloß noch die Freiheit meines Gewissens und das Recht, da zu sterben, wo ich Unabhängigkeit und Ruhe finde."

Diese beredten Klagen fielen auf eisige Herzen. Die Pairie berieth sich nur über die Maßregel, welche den Zweck hatte, sie zu dezimiren. Aber gegen den Schlag, den die andere Kammer ihrer Würde versetzte, war sie dermaßen unempfindlich, daß sie auf die Frage, ob sie sich denn wirklich so schmählich verstümmeln lassen wolle, erklärte, sie stelle dies der hohen Weisheit des Prinzen anheim, durch welche auffallende Schmeichelei sie ihre Erniedrigung selbst noch schimpflicher machte. Eine Deputation wurde ernannt, um die Glückwünsche dieser ersten Staats-Korporation ins Palais-Royal zu bringen. Sie näherte sich dem Prinzen ehrfurchtsvoll und ruhig, trotz aller erlittenen Unbilden. Der Prinz gab diesen großen Herren eine nichtssagende Antwort. Die Pairie war bereits todt in Frankreich.

Es blieb jetzt nichts mehr übrig, als der Uebertragung der Krone die Weihe der Formen und die Art von Legitimität zu geben, welche die Schwachköpfigkeit des Publikums an das Blendwerk eines imposanten Zeremoniells knüpft. Auf Montag den 9. August wurde alles zu einer königlichen Sitzung vorbereitet. Man stellte im Palais-Bourbon einen von dreifarbigen Fahnen beschatteten und von einem Himmel aus karmoisinrothem Sammt überragten Thron auf. Vor dem Throne standen drei Stühle für den Reichsverweser und seine zwei ältesten Söhne. Ein mit Sammt überzogener Tisch, worauf das Tintenfaß und die Feder standen, die zur Unterzeichnung des Vertrags dienen sollten, trennte den für den Prinzen bestimmten Stuhl von dem Throne: ein Sinnbild des Zwischenraumes, den er noch zu überschreiten hatte, um das Königthum zu erreichen. Der Herzog von Orleans hielt seinen Einzug unter dem Spiel der Marseillaise und dem Kanonendonner vom Invalidenhause. Als er seinen Platz eingenommen hatte, bedeckte

er sich und lud die Mitglieder der beiden Kammern ein, sich zu setzen, wobei er in einer bedeutungslosen Sache, was aber den meisten Eindruck macht, das übliche Zeremoniell änderte. Seine Vorgänger nämlich redeten nur die Pairskammer an und der Deputirtenkammer ließen sie durch den Kanzler sagen: „Meine Herren, der König erlaubt Ihnen, sich zu setzen.“ Der Prinz ersuchte Herrn Casimir Perier, Präsidenten der Deputirtenkammer, die Erklärung vom 7. August zu verlesen. Herr Perier that dies mit fester Stimme und betonte mehrere Stellen, z. B. die: „Der Thron ist faktisch und rechtlich erledigt.“ Als beim letzten Artikel Casimir Perier gesagt hatte: „Beruft auf den Thron Se. königliche Hoheit, Philipp von Orleans, Herzog von Orleans,“ versetzte der Reichsverweser, welcher mit der strengsten Aufmerksamkeit der Vorlesung folgte, lebhaft: „Ludwig Philipp.“ Sofort verlas der Baron Pasquier die Zustimmungsakte der Pairie; beide Urkunden wurden dem Reichsverweser eingehändigt, und dieser übergab sie Herrn Dupont von der Eure als dermaligem Siegelbewahrer. Der Reichsverweser verlas hierauf seine Annahme in folgenden Worten:

„Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirte! Mit großer Aufmerksamkeit habe ich die Erklärung der Deputirtenkammer, so wie die Bestimmungsakte der Pairskammer gelesen, und habe alle ihre Ausdrücke wohl und reiflich überlegt.

„Ich nehme ohne Beschränkung oder Vorbehalt die Bestimmungen und Verpflichtungen, welche die Erklärung enthält, so wie den Titel König der Franzosen, den sie mir überträgt, an, und bin bereit, die Beobachtung derselben zu beschwören.“

Der Herzog erhebt sich jetzt, zieht seinen Handschuh aus, entblößt das Haupt und spricht die Eidesformel, welche Dupont von der Eure ihm vorlegt:

„Im Angesicht Gottes schwöre ich, die konstitutionelle Charte mit den in der Erklärung festgesetzten Modifikationen treu zu beobachten; nur durch die Gesetze und nach den Gesetzen zu regieren; Jedem nach Verdienst strenge Gerechtigkeit angedeihen zu lassen und in allen Stücken einzig und allein das Interesse, die Wohlfahrt und den Ruhm des französischen Volkes vor Augen zu haben.“

Mitten unter dem Geschrei: „Es lebe der König!“ womit diese Worte empfangen werden, unterzeichnet Ludwig Philipp die drei Originale der Charte und seines Eides, die in den Archiven des Königreiches und der beiden Kammern niedergelegt werden müssen. In diesem Augenblick entwickeln die vier Marschälle die Attribute des Königthums: das Szepter, die Krone, das Schwert und die Hand der Gerechtigkeit. Man nimmt den Stuhl, auf welchem der Prinz gesessen, weg, und der neue König steigt jetzt auf den Thron, bedeckt sich und macht ein Zeichen, daß er sprechen will:

„Ich habe," beginnt er, „so eben einen großen Akt besiegelt. Tief fühle ich den ganzen Umfang der Pflichten, den er mir auflegt. Ich habe das Bewußtsein, daß ich sie erfüllen werde. Mit voller Ueberzeugung habe ich den Bundesvertrag angenommen, der mir vorgelegt wurde.

„Lebhaft hätte ich gewünscht, niemals den Thron einzunehmen, auf welchen der Wunsch der Nation mich so eben berufen hat; aber Frankreich war in seinen Freiheiten angegriffen; die öffentliche Ordnung stand in Gefahr; die Verletzung der Charte hatte alles erschüttert; man mußte die Wirksamkeit der Gesetze wieder herstellen, und den Kammern stand es zu, dafür zu sorgen. Sie haben es gethan, meine Herren: die weisen Modifikationen, die sie so eben mit der Charte vorgenommen, verbürgen die Sicherheit der Zukunft, und Frankreich wird, hoffe ich, im Innern glücklich, von außen hochgeachtet, der europäische Friede aber immer mehr gesichert sein."

Der Herzog von Orleans war König. Er wurde Ludwig Philipp I genannt. Man hatte diesem ungewissen Fortsetzer der fünfunddreißig Capets weder den Namen Philipp V, der eine Verpflichtung gegen die Vergangenheit in sich schloß, noch den — Philipp I, geben wollen, der dem Volke eine neue Zukunft zu eröffnen schien. Statt des Titels König von Frankreich wurde der — König der Franzosen, gesetzt: Neuerungen in den Worten, welche geeignet schienen, der Menge Sand in die Augen zu streuen.

Inzwischen begann ein entsetzliches Unbehagen bei den arbeitenden Klassen sich einzustellen. Diese Leute, die Es lebe die Charte! gerufen und sich während der drei Tage so wacker für dieselbe geschlagen hatten, staunten über den Zuwachs von Ungemach, welchen ihnen der Triumph brachte. Als die Munizipalkommission und Lafayette am 31. Juli eine mobile Nationalgarde schufen und den Beschluß faßten, der Soldat solle täglich dreißig Sous Sold erhalten, hatten sie nur eine provisorische Maßregel im Auge haben können, die überdies ohne Erfolg blieb.

Durch gewandte Kombinationen, täuschende Versprechungen, einige am rechten Orte angebrachte Geldvertheilungen hatte man das Volk ohne Mühe so weit gebracht, daß es sich zerstreuen und entwaffnen ließ. Sofort wurde eine Proklamation angeschlagen, die mit den Worten begann: „Wackere Arbeiter, kehrt in eure Werkstätten zurück." Die Unglücklichen kehrten zurück und fanden keine Arbeit mehr.

Wie nur zu leicht vorherzusehen war, verbargen sich die Kapitalien; alle industriellen Verbindungen waren unterbrochen; jeder Flintenschuß während der drei Tage hatte ein Falliment vorbereitet. Die Bank von Frankreich, die doch ihrer ganzen Einrichtung nach großen Krisen gewachsen sein mußte, bemaß mit grausamer Klugheit ihre Disconti nach ihren Befürchtungen, und

die gewohnte Schildwache stand zum Schutze dieser ganz mit Gold angefüllten Gewölbe da in einer ganz mit Armen angefüllten Stadt.

Jeder Tag vermehrte die Noth des Volkes, wie unzählige Thatsachen bewiesen. Von allen Druckereien der Hauptstadt beschäftigte die bedeutendste, als die Revolution losbrach, etwa zweihundert Arbeiter, welche regelmäßig vier bis sechs Franken täglich verdienten. Nach der Revolution wurden die Werkstätten auf acht oder zehn Tage geschlossen und dann wieder zehn bis zwölf Arbeiter zurückgerufen. Sechs Monate später waren es noch nicht mehr als fünfundzwanzig, und diese verdienten nicht mehr vier, fünf bis sechs Franken, sondern fünfundzwanzig bis dreißig Sous täglich. Und doch mußten offenbar die Druckereien unter den Folgen der Krisis weniger leiden, als andere Gewerbe. Man denke sich also die Unermeßlichkeit der pekuniären Verluste. Im Stadttheil des Gravilliers trug ein Haus in der Straße Chapon Nr. 28, das an zweihundert Arbeiter von verschiedenen Professionen vermiethet war, im Augenblick der Revolution siebenzehntausend Franken ein. Der Zins fiel plötzlich auf zehntausend, und noch heute, nach mehr als zehn Jahren, trägt es nicht mehr als vierzehntausend Franken.

Um diese Uebel zu lindern, wurden folgende Mittel angewandt. Man sang in den Theatern eine neue Marseillaise, verfaßt von Herrn Casimir Delavigne. Man pries in einer pompösen Sprache die für die Freiheit gestorbenen Helden. Das Journal des Herzogs von Orleans, der National, hatte gerufen: „Ihr seid immer die wackersten, heldenmüthigsten aller Männer gewesen. Ehre sei euch, brave Pariser!“ Und nicht weniger enthusiastisch, als die Journalisten, überboten die Behörden der Stadt sie noch in solchen Lobpreisungen. „Wer,“ sagt Herr Alexander von Laborde in einer Proklamation an die Bewohner von Paris, „wer darf sich schmeicheln, den Rang des ersten Beamten einer Bevölkerung zu verdienen, deren heldenmüthiges Benehmen die Freiheit und die Zivilisation gerettet hat?“ Und in vielen Familien mangelte das Brot, und mehr als eine in Thränen zerfließende Mutter sah man auf den kalten Steinplatten der Morgue einen geliebten Leichnam suchen.

Doch wurden von allen Seiten Subskriptionen zu Gunsten der Juliopfer (so nannte man die Todten oder Verwundeten) eröffnet, und somit waren die Umgekommenen wenigstens dadurch ihren Frauen und Kindern nützlich. Viele von den Ueberlebenden waren weniger glücklich.

Während dieser Zeit beschäftigte man sich im Schloß damit, die Charte zu revidiren, d. h. die Nationalgarde wieder herzustellen, aus welcher man das Volk leicht ausschließen konnte, indem man eine kostspielige Uniform zur nothwendigen Bedingung des Eintritts machte; die Presse vollständiger zu befreien, die sich bisher der Interessen des Volkes nicht gebührend ange-

nommen hatte; das Gesetzgebungsrecht auf eine größere Anzahl Bürger auszudehnen; den Gesetzgebern der Bourgeoisie das Recht der Initiative einzuräumen; endlich durch die Gleichheit der Religionen und Abschaffung des Adels die Vorgänge von 89 wieder aufzunehmen.

Aber die Abgaben billiger zu vertheilen, die Lasten zu erleichtern, welche den Armen erdrücken, die aus den vereinigten Abgaben (droits réunis) des Kaiserthums entstandenen indirekten Steuern der Restauration abzuschaffen, auf Mittel gegen die mörderische Veränderlichkeit des Lohnes zu denken, Werkstätten zu gründen für die Kämpfer von gestern, welche Tags darauf Arbeiter ohne Arbeit geworden — von dem allem schien nichts würdig, in Erwägung gezogen zu werden, von dem allem existirte nichts, nicht einmal in Form einer Versprechung.

Dagegen widmete man den Börsespielern eine merkwürdige Besorgtheit. Die Ordonnanzen Karls X hatten plötzlich die Spekulanten auf's Fallen begünstigt. Nun waren, wie man gesehen hat, einige von ihnen in das Geheimniß der Ordonnanzen eingeweiht geworden und hatten sicher gespielt. Diesen Umstand machten die Spekulanten auf's Steigen geltend und verlangten, daß die Liquidation der Prämien nicht vor dem 9. August stattfinden solle. Die Bankiers, die auf's Steigen gespielt hatten und im Stande waren, mit Millionen auf der Börse zu agiren, wollten die bewilligte Frist dazu benutzen, um durch wohlberechnete Einkäufe die Kurse wieder zu befestigen. Aber eben die Bewilligung dieser Frist war eine Ungerechtigkeit. Erstens wurden dadurch sämmtliche Spieler auf's Fallen Opfer einer Unehrlichkeit, welche nicht alle begangen hatten; und dann verkannte man willkürlich zum Nutzen der einen, zum Schaden der anderen, daß die Börsenoperationen wesentlich dem Würfelspiel gleichen. Gleichviel. Die Spieler auf's Steigen befanden sich auf der Seite der Sieger: die Entscheidung, welche sie wünschten, wurde vom Kommissär im Departement der Finanzen ausgesprochen, und die durch schmachvolle Käufe, durch unerlaubte Spekulationen gefährdete Wohlhabenheit erhielt einen Schutz, welchen zur Verzweiflung gebrachte Arbeiter, die für ein Stückchen Brod ihre Arme anboten, vergebens erwarteten.

Für diese Charte, die man revidirte, war das Blut der Armen in Strömen geflossen, und die Regierung kannte die Größe des Opfers recht gut, als sie am 5. August im Moniteur, dem offiziellen Journal, folgenden Artikel erscheinen ließ:

„Die Angaben der verschiedenen Blätter über die Zahl der Verwundeten und Todten waren nicht genau. Wir glauben folgende Notizen mittheilen zu müssen, welche gestern, am 4. August, von den verschiedenen Hospitalärzten an die königliche Akademie eingesandt worden sind.

„Hotel-Dieu. Es sind nahezu an fünfhundert Verwundete angekommen, größtentheils den Bürgern angehörig, denn nur fünfundzwanzig sind Militärs unter diesen fünfhundert. Gestorben sind am ersten Tage achtunddreißig, am zweiten zwölf, und am dritten acht.

„Hopital de la Charité. Es sind etwa hundert Verwundete angekommen, und von diesen sind vierzig gestorben; die anderen hofft man großentheils zu retten.

„Hopital Beaujon. Es ist behauptet worden, in diesem Hospital befinden sich sechshundert Verwundete, allein es waren nie mehr, als achtzig. Acht oder zehn sind amputirt worden. Gestern zählte man fünfzehn bis sechszehn Todte.

„Hopital du Gros-Caillou. Man hat zweihundert Verwundete eingebracht. Eine Menge Amputationen sind vorgenommen worden. Gestorben ist keiner. — Diese Thatsache, welche der Akademie auffallend erschien, ist durch das Zeugniß der Herren Larrey und Ladibert bestätigt worden.

„Hopital du Val-de-Grace. Es sind bloß etwa zwanzig Verwundete angekommen. — Angestellten Nachforschungen zufolge beliefe sich die Zahl der Todten und Verwundeten vom 27. und 28. auf 1,600 bis 1,700. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es jedoch mehr, allein man hat über die in die Lazarethe Aufgenommenen, oder diejenigen, die sich nach Hause bringen ließen, keine bestimmten Angaben erlangen können. Es handelt sich hier nur um die Hospitäler."

Soviel von den Todten: wie die Lebendigen bedacht worden waren, habe ich bereits gesagt.

Die Schwierigkeiten waren allerdings groß. Nach einer Revolution, wie die so eben vollendete, konnte man sich trotz des über alle Erwartung schnellen Sieges nicht schmeicheln, den Kredit durch Ordonnanzen wieder aufleben zu lassen, die Angst des Handelstandes durch Journalartikel zu beschwichtigen und das erloschene Vertrauen durch Proklamationen wieder hervorzurufen. Aber der Konvent hatte, ohne hier von seiner aufreizenden Stellung Europa gegenüber und seiner unsterblichen Wuth zu sprechen, bewiesen, welche Wunder aus einem wahren Enthusiasmus hervorgehen können. Wenn diejenigen, die sich im Jahr 1830 der Bewegung der Dinge bemächtigten, mit Beharrlichkeit und Muth, gleichviel ob auch ohne Erfolg, alle ihre Kräfte aufgeboten hätten, um das Volk von der Bahn der Abgründe zurückzuziehen, so wären sie in den Augen der Geschichte freigesprochen. Aber nichts wurde versucht: nachdem die Charte revidirt und einem König die Krone aufgesetzt war, trat die Herrschaft eines brutalen Fatalismus ein.

Doch traf man Anstalten, dem Handel dreißig Millionen zu leihen.

Da indeß die Regierung das Staatseinkommen nicht auf's Gerathewohl austheilen konnte, so lieh man auf Bürgschaften denjenigen, die etwas besaßen, d. h. bekannten Bankiers, wohlhabenden Fabrikanten. Auf den Aermeren lastete die Krisis um nichts weniger schwer mit ihrem ganzen Gewichte.

Die Geschichte hat nichts, was sich mit der Unmacht vergleichen ließe, welche die Verwaltung in den ersten Tagen nach der Revolution beurkundete, einer Unmacht zum Guten, nicht zum Schlimmen.

Einige Bürger hatten den Gedanken gehabt, mit Hülfe und unter dem besonderen Schutze des Staats in Saint-Denis eine große Druckerei zu errichten. Sie trugen ihren Plan dem Ministerium des Innern vor; sie hätten hauptsächlich revolutionäre Werke, die Schriften Rousseau's, Voltaire's, die Enzyklopädisten wiedergedruckt, und ihre Werkstätten hätten einer Menge Arbeiter, die jetzt im Elend umherschweiften, ein Asyl eröffnet. Dieser Vorschlag wurde verworfen unter dem Vorwand, daß solche Bücher keinen Absatz finden würden, indem sie Waffen seien, deren die Liberalen nach der Schlacht nicht mehr bedürfen. Eine tiefe Antwort und wohl würdig, näher überlegt zu werden.

Im Uebrigen gab es ein noch zuverlässigeres Mittel, eine Menge unbeschäftigter Arbeiter zu beschäftigen: die Arsenale enthielten bloß neunmalhunderttausend Flinten, und man brauchte drei Millionen, um die Nationalgarde im ganzen Königreich zu bewaffnen. Tagtäglich liefen Bittschriften ein, um den Eifer des Ministeriums des Innern anzustacheln; es verwies die Sache an das Kriegsministerium. Und nun! bloß fünfmalhunderttausend Flinten wurden geliefert. Vergebens wurde die Fabrikation der noch mangelnden lebhaft und zu wiederholten Malen in Anspruch genommen; vergebens wurde im Namen aller Eisen- und Holzarbeiter verlangt, es solle in Paris ein großes Atelier zu diesem Behuf eröffnet werden; vergebens wurden von verschiedenen Theilen des Königreichs her und namentlich von Saint-Etienne befriedigende Vorschläge auf den Kriegsämtern niedergelegt: alle diese Versuche brachen sich an einer unüberwindlichen Trägheit, und ihr einziges Ergebniß war, daß sie den Spekulationsgeist weckten. Man wird im Verlauf dieser Geschichte sehen, bis zu welchem Datum der spätere Flintenaufkauf in England zurückgeht, der so großen Skandal erregen sollte.

Doch ließ man auf dem Marsfeld einige Arbeiten ausführen, eine Maßregel, welche zwar nicht die Sorge der Regierung für die Armen bewies, aber doch das Gute hatte, ihre Gleichgültigkeit zu verdecken.

Wehe denen, die sich auf's Gerathewohl in die Revolutionen werfen, und mit einem Feldgeschrei, dessen Bedeutung sie nicht kennen, zum Kampfe eilen!

Zehntes Kapitel.

Flucht Karls X und seiner Familie; Abreise.

Während man in Paris über den Thron seiner Väter verfügte, lag Karl X in der Hauptkirche von Argentan auf den Knieen. Die Nachricht von der Throngelangung Ludwig Philipp's war in dieser Stadt bereits im Umlauf. Als die geächtete Familie wieder abreiste, drängten sich die Einwohner auf ihren Weg, um das Geheimniß ihrer Rührungen zu erlauschen. Neben der Herzogin von Berry, welche die Größe ihres Unglücks durch Unbesonnenheit verwischte, erblickte man die so oft geprüfte Tochter Ludwig's XVI. Ihr Gesicht war leichenblaß, ihre Augen trübe vom Weinen. Die furchtbare Katastrophe hatte alle ihre alten Herzenswunden wieder aufgerissen. Oft sah man sie während dieser traurigen Reise aus dem Wagen steigen und an der Straße stehen bleiben, gleich als wollte sie dieses ihrer Familie dreimal unselige Land nicht allzu bald verlassen. Die Kommissäre fürchteten sie wegen ihres barschen Wesens und der tiefen Bitterkeit ihrer Sprache, aber die Unermeßlichkeit eines Schmerzes, der sich vom Templethurm herschrieb, flößte ihnen Achtung ein. Der Dauphin litt nicht, weil er nicht dachte.

Karl X hatte eine ruhige Haltung. Gleichgültig für sich selbst, sorgte er nur für die Leute seines Gefolges; auch darin gleichwohl Egoist, denn die Könige haben den Stolz, sich in ihren Dienern zu lieben. Im Uebrigen war sein Benehmen voll offenbarer Widersprüche. Der Anblick der in Thränen zerfließenden Dauphine, seiner trostlosen Höflinge, der beiden Kinder, die sich mit der Unwissenheit ihres Alters an den neuen sie umgebenden Gegenständen ergötzten, alles das ließ ihn unempfindlich oder wenigstens resignirt; aber er durfte nur einen dreifarbigen Lappen oder einen leichten Verstoß gegen die Etikette zu Gesicht bekommen, um in einen kindischen Zorn zu gerathen. In dem Städtchen Aigle hatte man dem Hofgebrauche gemäß eine viereckige Tafel für das Mittagsmahl dieses Monarchen verfertigen müssen, der so eben ein Königreich verloren. Auf solche Weise zeigte er jenes Uebermaß von Größe und Kleinheit, welches die Praxis des Königthums verleiht, in seiner Person vereinigt; und während er die Gesammtheit seines Unglücks muthig ertrug, konnte er den Einzelnheiten desselben sich nicht geduldig unterziehen: er wollte, daß man ihm wenigstens ein pomphaftes Elend bereite.

In Maintenon hatte er ohne großen Widerstand in die Entlassung seines

Heeres gewilligt; in Dreux hatte er sich ohne Klage die Artillerie der Garde nehmen lassen und nur noch zwei Kanonen behalten: kurz in allem hatte er nachgegeben, so lange es sich um die Wirklichkeit der Macht handelte; aber wenn man ihm den Schein derselben streitig machen wollte, da erwachte der ganze Hochmuth seines Blutes. Er ergab sich in die Verbannung, wenn er nur den Glanz seines Geschlechtes und die Lappen der Monarchie mitnehmen durfte.

Besonders klagte er über die Ungeduld der Kommissäre, und fand es ungerecht, daß man ihn hinderte, langsam zu reisen. Es lag im Grunde dieser Klage der Schmerz über das verlorene Vaterland und die väterlichen Gräber, die er verlassen mußte; vielleicht hegte er aber auch noch eine unbestimmte Hoffnung: die Vendée war nicht weit von der Straße.

Aber bald schuf man ihm andere Ursachen zur Besorgniß.

Am 10. August kam ein neuer Kommissär in Falaise an: Herr von La Pommeraye, Deputirter des Calvados. Als Karl X vernahm, daß dieser den Auftrag habe, den Marsch der Bedeckung zu beschleunigen und ihm den Weg über Caen vorzuzeichnen, war er äußerst bestürzt. War es nicht genug, daß ein Prinz seiner Familie ihm seine Krone geraubt hatte? Warum mißgönnte man einem alten Manne die einzige bittere Freude, sich noch ein wenig auf dem Boden zu verweilen, auf dem er geboren war, und der ohne Zweifel seine irdischen Reste nicht in sich schließen sollte? Er beschloß, diesmal sich zu widersetzen. In einiger Entfernung von Falaise an der Straße lag ein kleines Wirthshaus. Diesen Ort wählte der König zu seiner ersten Besprechung mit Herrn von La Pommeraye. Er empfing den Abgesandten des Palais-Royal mit kalter Höflichkeit und zeigte sich unerschütterlich in seinen Entschlüssen. Man mußte seinem Willen gemäß die Straße über Condé-sur-Noireau einschlagen. Was jedoch die Langsamkeit der Reise betrifft, so war Karl's X Widerstand vorhergesehen und alles in Bereitschaft gesetzt worden, ihn zu brechen.

Schon am 10. August hatte der Kriegsminister, General Gerard, dem Kommandanten von Cherbourg den Befehl zugeschickt, eine mobile Kolonne zu organisiren, mit derselben dem Geleite entgegenzugehen und nöthigenfalls mit Nachdruck zu handeln. Die Männer des Palais-Royal zeigten große Ungeduld, zur endlichen Entwicklung dieses großen Dramas zu gelangen. Der Kriegsminister gab deshalb dem General Hulot die ausgedehntesten Vollmachten und stellte den Seepräfekt von Cherbourg unter seinen Befehl. Der General Hulot aber, der recht gut wußte, zu welchem Zweck man ihn nach Cherbourg geschickt, hatte den Befehl des Kriegsministers nicht abgewartet, und als er ihm zukam, waren die darin vorgeschriebenen Maßregeln bereits getroffen. Der Oberst Trobriant, den er von Cherbourg aus dem Zuge

entgegengeschickt, hatte seinem General gemeldet, die Kommissäre hätten keine Gewalt über die Bedeckung, und alles hinge da vom Willen des Herzogs von Ragusa ab. Von einer andern Seite her schrieben die Kommissäre dem General Hulot: „Wir haben mit Vergnügen vernommen, daß Sie mit Truppen und einiger Artillerie eine Bewegung gegen uns machen. Sie werden nicht nach Cherbourg zurückkehren, ohne daß wir uns mit einander besprochen haben.“ Angespornt durch den Oberst Trobriant, durch die Aufforderung der Kommissäre, sowie durch die beunruhigenden Gerüchte, die man absichtlich von allen Seiten ausstreute, zögerte der General Hulot nicht mehr, und kam somit nur den Befehlen des Ministeriums entgegen.

Während Maßregeln getroffen waren, die Bevölkerung aufzureizen, kam der Zug in die Nähe von Saint-Loo. Als der zweite Stuart nach dem Verlust einer Krone und am Vorabend seiner Hinrichtung über die Insel Wight kam, bot ihm ein junges Mädchen eine Blume an. Diese Art von Trost fehlte auch dem Bruder Ludwigs XVI nicht. In Val-de-Vire liefen Frauen, Greise und Kinder, sämmtlich aus dem Hause Chénédollé's, auf die Straße und überreichten den Flüchtlingen Lilienzweige. Die Familie eines Dichters begrüßte die eines Königs auf dem Wege in's Exil!

So kam man in Saint-Loo an. Hier erfuhr Karl X, daß ein drohender, bewaffneter Volkshaufe, befehligt vom General Hulot, ihn in Carentan erwarte. Die aufgewiegelten Nationalgarden waren zwar nicht über vierhundert Mann stark und hatten bloß zwei überdies unbrauchbare Kanonen; da man aber keinen andern Zweck hatte, als die Flüchtlinge zu schrecken, so übertrieb man die Gefahr. Karl X glaubte das Leben seines Enkels bedroht, und abgemattet in diesem schmerzvollen Kampfe, fügte er sich in alles.

Die Kommissäre, welche den General Hulot aufgefordert hatten, seine Ankunft zu beschleunigen, ließen ihm jetzt durch den Marschall Maison schreiben, er solle so schnell wie möglich wieder abmarschiren. Um eine Bewegung, die nicht mehr nöthig war, besser zu dämpfen, eilte Herr von La Pommeraye voraus, und seine Ermahnungen bewogen den größten Theil der zu Carentan versammelten Nationalgarden zu alsbaldigem Rückzuge. Der General Hulot selbst brach am frühen Morgen von dieser Stadt auf, und von der künstlichen Aufwiegelung blieb bloß noch eine ungefährliche Aufregung übrig. Der Zweck war erreicht: keine Gewaltthat war begangen worden, über welche Europa sich hätte entrüsten können, und doch hatte man Karl X genugsam geschreckt, um ihn zu einer übereilten Flucht zu nöthigen. Von diesem Augenblick an eilte er seiner ewigen Verbannung entgegen.

Alles gelang diesem Herzog von Orleans.

Die Reise nach Cherbourg war traurig und feierlich bis an's Ende. Bei schönem Wetter gingen die zwei Prinzessinnen zu Fuß. Ihr Anzug war sehr vernachlässigt, weil ihre Leute weder Weißzeug noch Kleider hatten mitnehmen können. Der Anblick der Bevölkerung in den Orten, durch welche der Zug ging, hatte etwas Ernstes und Gesammeltes. Einige Offiziere erschienen auf der Straße und neigten sich vor diesen gedemüthigten Größen. Bei Carentan kamen ihrer zwei. „Meine Herren," sagte der König zu ihnen, „bewahren Sie diese guten Gesinnungen für dieses Kind, das allein Sie alle retten kann." Dabei deutete er auf ein blondes Köpfchen, das sich am Schlage eines der nachfolgenden Wagen zeigte. Aber die Zeit rückt heran, wo der Himmel das Geschick von Reichen nicht mehr auf gebrechlichen Häuptern ruhen läßt.

Am 14. August um zwei Uhr kam Karl X in Valognes an und schrieb von da aus an den König von England, den er um eine Zufluchtsstätte ersuchte. Gewiß war man ihm die Gastfreundschaft schuldig, welche Ludwig XVI dereinst Jakob II gewährt hatte.

In Valognes traten die Offiziere der Leibwache mit den zwölf ältesten Gardisten jeder Kompagnie vor und gaben dem König ihre Standarten zurück. Es war dies eine thränenvolle und lehrreiche Zeremonie. Der König berührte die Seide der Fahnen und sagte: „Ich hoffe, daß mein Sohn sie Ihnen zurückgeben wird." Ehe er Valognes verließ, zeigte er sich mit seiner Familie auf der Treppe des Wirthshauses, wo er abgestiegen war. Er trug einen einfachen blauen Frack mit Metallknöpfen ohne Stern und Ordensbänder. Er wollte die Menge, die sich im Hofe drängte, anreden, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen. So trennte man sich schweigend.

Von der Höhe der Küste, welche nach Cherbourg führt, erblickten die Verbannten das Meer. Die Kolonne machte Halt. Auf einmal brach eine seltsame Bewegung in den Reihen aus. Reiter, welche der Bedeckung vorangegangen waren, kommen im Galopp zurück und überbringen unheilvolle Nachrichten. Wirklich strömt eine große, theilweise aus den Arbeitern des Hafens und einigen hundert Pionnieren zusammengesetzte Menge dem Zuge entgegen mit einem Getöse, ähnlich dem Wogengebraus. Bald stand die Spitze der Kolonne diesem murrenden Haufen gegenüber. Der Prinz von Croï ritt einen Schimmel; Federn schwankten auf seinem Generalshut, den die royalistische Kokarde schmückte; ein breites, blaues Band hing ihm von der Schulter über die Stickerei seiner Uniform herab, und sein Gesicht war nicht ohne einige Aehnlichkeit mit dem des Königs. „Das ist Karl X!" riefen Stimmen aus der Menge, und Viele stürzten mit Geschrei auf den Prinzen zu. Andere drängten sich zu gleicher Zeit in die Reihen, stießen

die Pferde und warfen drohende Blicke auf die bleichen Reiter. Von unaussprechlicher Angst gepeinigt, boten die Gardeoffiziere alles auf, einen Kampf zu vermeiden, und bewogen die Angreifer durch inständige Bitten zum Rückzuge. Karl X und sein Sohn waren schnell aus dem Wagen gestiegen und setzten zu Pferde, umgeben von treuen, aber tiefbewegten Soldaten, ihren Weg fort.

Man gelangte nach Cherbourg. In den Straßen ließ sich nur da und dort in langen Zwischenräumen revolutionäres Geschrei hören, aber dreifarbige Fahnen flatterten beinahe an allen Fenstern, und eine unermeßliche Volksmenge, durch herbeigeströmtes Landvolk verstärkt, stürzte sich dem Hafen zu. Beim Eingang der Stadt senkten die Offiziere des vierundsechzigsten Regiments ihre Degen, als die Verbannten vorüberzogen. Zwei Schiffe waren in Bereitschaft gesetzt, um den König sammt Familie und Gefolge aufzunehmen. Es waren der Great-Britain und der Charles-Carrol, befehligt von dem Kapitän Dumont von Urville. Diese Schiffe waren republikanischen Ursprungs, Amerikaner, und gehörten den Bonaparte's. Die Völker merken sich gern solche Kontraste, welche die Poesie der Geschichte sind.

Der Hafen von Cherbourg ist durch ein großes, zirkelförmiges Gitter von der Stadt geschieden. Das Thor desselben war von einigen Grenadieren bewacht, und kaum hatte der letzte Zug der Garden es passirt, so wurde es schnell vor der Menge geschlossen. Seltsam schmerzliches Schauspiel! Im Hintergrunde die Garden in Schlachtordnung am Ufer aufgestellt; Tausende von Köpfen, die sich, von Neugierde, Mitleid oder Zorn getrieben, an das Gitter drängten; vorn das Meer, das Meer, ein Bild bodenloser Tiefe und eine Erinnerung an zahllose Schiffbrüche.

Als die Wagen an einer kleinen, mit blauem Zeug überlegten Brücke ankamen, stieg die ganze königliche Familie aus. Herr von Larochejacquelein führte die trostlose Dauphine; die Herzogin von Berry, welche sich auf den Arm des Herrn von Charette stützte, zeigte mehr Entrüstung als Niedergeschlagenheit, und ihre Haltung verrieth die Gluth ihres neapolitanischen Blutes. Karl X war fortwährend ruhig: er wachte über die Gefühle seines Herzens.

Herr von Damas, der für den Herzog von Bordeaux fürchtete, nahm ihn auf den Arm und trug ihn in sichtlicher Unruhe auf das Schiff. Aber das Kind sträubte sich, und man hatte einige Mühe, seinen Widerwillen zu besiegen. Wie doch alle diese Unfälle sich gleichen! Im Jahre 1814, in Rambouillet, als Joseph die Flucht beschlossen hatte, welche das Kaiserthum preisgab, fing, so erzählt man, der kleine König von Rom im Augenblicke der Abreise plötzlich an zu weinen. Um ihn zu beschwichtigen, überhäufte

ihn seine Gouvernante mit Liebkosungen und versprach ihm neue Spielsachen, aber er weinte in Einem fort und wälzte sich unter gellendem Geschrei auf dem Boden. Das arme Kind! Diese Flucht brachte ihm den Verlust einer Krone und nach einigen Jahren freudloser Jugend einen geheimnißvollen Tod jenseits des Rheines.

Ehe er sich einschiffte, überreichte Karl X Herrn Odilon=Barrot auf seinen Wunsch ein Schreiben, worin er ihm bezeugte, wie rücksichtsvoll die Kommissäre ihn behandelt haben. Die Dauphine ihrerseits gab ihm als Zeichen der Dankbarkeit ein Blättchen Papier, worauf die zwei Worte standen „Marie Therese."

Der König empfahl sofort die Pensionäre der Zivilliste der Großmuth der Sieger. Die Garden erwarteten alle, ein Lebewohl von der königlichen Familie zu erlangen, sahen sich aber in ihrer Hoffnung getäuscht. Die Offiziere wurden von den Prinzen und den Prinzessinnen zum Handkuß zugelassen, über die Soldaten aber wurde keine Musterung gehalten. So groß ist der Hochmuth der Herren dieser Erde, selbst wenn die Hand des Herrn sie schlägt und demüthigt! Eine Wohlthat kommt sie leicht an, weil sie ihre Ueberlegenheit bezeugt; der Dank aber fällt ihnen schwer, weil er sie erinnert, daß sie anderer Menschen bedürfen.

Inzwischen vernahm man lautes Schluchzen am Ufer hin. Ein junger Mensch, Namens Bonnechose, stürzte auf das Verdeck, lief auf den Monarchen zu, fiel ihm zu Füßen, hielt seine Kniee fest umfaßt und rief unter bittern Thränen: „Ach, mein König! ach, mein König! ich will Sie nicht verlassen!" Die Gunst, um die er bat, wurde ihm nicht gewährt, und einige Zeit nachher ließ er sich in der Vendée für die Sache derjenigen tödten, deren Verbannung er nicht hatte theilen dürfen.

Endlich mußte man abreisen. Auf dem Verdecke stehend, sagte der alte König Frankreich Lebewohl. Von einem Dampfboot in's Schlepptau genommen, entfaltete der Great=Britain seine Segel, während die Garden in tiefer Stille die Küste von Cherbourg hinaufgingen. Einige Zuschauer, die auf dem Ufer stehen geblieben, verfolgten mit ihren Blicken das auf den Wogen hinfliehende Schiff, als sie es auf einmal umkehren und schnell wieder auf den Hafen zufahren sahen. Geschah es in Folge irgend eines gewaltsamen Befehls, welchen Karl X der Mannschaft ertheilt hatte? Man hätte es fürchten können, aber man hatte für alles genügend Sorge getragen: eine von Kapitän Thibault befehligte Brigg hatte Befehl erhalten, den Great=Britain zu geleiten und, wenn Karl X nur im Mindesten Miene machte, als Herr auftreten zu wollen, ihn in den Grund zu bohren. Diese unerbittliche Vorsicht wurde durch das erwähnte Ereigniß nicht gerechtfertigt. Das Schiff kam bloß zurück, um

Mundvorrath zu holen, der in diesem Unglück mehrerer Königsgeschlechter vergessen worden war.

Als alles zur Abfahrt bereit war, ertönte der Kommandoruf von Neuem. Nach England segelten jetzt die Bourbons, vielleicht auf der nämlichen Furche, welche einst das Fahrzeug der überwundenen Stuarts in den Ocean gegraben hatte. Der Himmel verkündete keinen Sturm: der Wind blies in die Segel und das Schiff entschwand auf dem Meere.

(Ende des ersten Bandes.)

Anhang.

Historische Dokumente.

Bericht des Herrn von Chantelauze. — Ordonnanzen vom 25. Juli. — Protestation der Journalisten.

Bericht an den König.

Sire!

Ihre Minister würden das Vertrauen, womit Ew. Majestät sie beehrt, schlecht verdienen, wenn sie es länger unterließen, Ihnen ein Bild unserer inneren Lage vor die Augen zu führen und Ihrer hohen Weisheit die Gefahren der periodischen Presse zu bezeichnen.

Seit fünfzehn Jahren hat sich diese Lage zu keiner Epoche in einem ernsteren und betrübenderen Lichte gezeigt. Trotz eines in unseren Annalen beispiellosen materiellen Wohlstandes beurkunden sich beinahe auf allen Punkten des Königreichs Zeichen von Desorganisation und Symptome von Anarchie.

Die Ursachen, die nach und nach darauf hingewirkt haben, die Kräfte der monarchischen Regierung zu schwächen, gehen heutzutage damit um, ihre ganze Natur zu verändern und zu verkehren: sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen hat die Behörde ihre normale Macht verloren und kämpft nur mit Nachtheil gegen die Faktionen; laut und offen bekennt man sich zu verderblichen, umstürzenden Lehren, die sich auf diese Art unter allen Klassen der Bevölkerung verbreiten und fortpflanzen; Befürchtungen, die nur zu allgemeinen Glauben finden, beunruhigen die Gemüther und quälen die Gesellschaft. Von allen Seiten her verlangt man von der Gegenwart Bürgschaften der Sicherheit für die Zukunft.

Ein thätiges, feuriges, unermüdliches Uebelwollen arbeitet darauf hin, alle Grundlagen der Ordnung zu untergraben und Frankreich das Glück zu rauben, dessen es unter dem Szepter seiner Könige genießt. Gewandt in dem Manövre, jede Unzufriedenheit auszubeuten und jeden Haß aufzuwiegeln, nährt es unter der Bevölkerung einen Geist des Mißtrauens und der Feindseligkeit gegen die Gewalt und sucht allenthalben den Samen der Unruhe und des Bürgerkrieges auszustreuen.

Und bereits, Sire, haben neuerliche Ereignisse bewiesen, daß die bisher auf den Höhen der Gesellschaft zusammen gehaltenen politischen Leidenschaften

auch in ihre Tiefe zu dringen und die Volksmassen aufzuregen anfangen. Desgleichen haben sie bewiesen, daß diese Massen sich nicht immer ohne Gefahr für diejenigen selbst, welche sie ihrer Ruhe zu entreißen bemüht sind, in Bewegung setzen würden.

Eine Menge im Verlauf der Wahloperationen gesammelter Thatsachen bestätigt diese Angaben und ließe uns nur zu gewiß neue Erschütterungen vorhersehen, wenn es nicht in der Macht Ew. Majestät stände, dieses Unglück abzuwenden.

Auch zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter allenthalben ein Bedürfniß nach Ordnung, Kraft und Dauer des gegebenen Zustandes, und die Aufregungen, welche für das Gegentheil zu sprechen scheinen, sind in der That und Wahrheit nur der Ausdruck dieses Bedürfnisses und ein unverwerfliches Zeugniß für dasselbe.

Man muß es wohl erkennen: diese Aufregungen, die nicht ohne große Gefahren zunehmen können, werden beinahe ausschließlich durch die Preßfreiheit hervorgebracht und in Wirksamkeit gerufen. Ein Wahlgesetz, das eben so viele Unordnungen zur Folge gehabt, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, sie zu unterhalten; aber es hieße Handgreifliches leugnen, wenn man nicht in den Journalen den Hauptherd einer Verderbniß, deren Fortschritte mit jedem Tage fühlbarer werden, und die erste Quelle des mannigfaltigen Unglücks erblickte, welches das Königreich bedroht.

Die Erfahrung, Sire, spricht lauter, als Theorien. Männer von anerkannter Aufklärung und unverdächtiger Loyalität haben, durch das schlecht aufgefaßte Beispiel eines Nachbarlandes hingerissen, glauben können, die Nachtheile der periodischen Presse werden durch ihre Vortheile aufgewogen, und ihre Exzesse durch entgegengesetzte Exzesse neutralisirt. Dem war nicht so, der Beweis liegt entschieden vor, und die Frage ist jetzt im öffentlichen Gewissen abgeurtheilt.

In der That war die periodische Presse zu allen Epochen nichts, als ein Werkzeug zu Unordnung und Empörung, und es liegt schon in seiner Natur, daß sie nichts anderes sein kann.

Wie viele und unverwerfliche Beweise ließen sich nicht für diese Wahrheit aufführen! In der heftigen, ununterbrochenen Wirksamkeit der Presse finden die allzu schnellen, allzu häufigen Wechsel unserer inneren Politik ihre Erklärung. Sie hat nicht gestattet, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges und dauerndes Regierungssystem festsetzte, oder daß man mit Erfolg darauf hinarbeiten konnte, in allen Zweigen der Staatsverwaltung die Verbesserungen einzuführen, deren sie fähig sind. Alle Ministerien seit 1814, obgleich unter verschiedenen Einflüssen gebildet und entgegengesetzten Leitungen unterworfen, waren denselben Angriffen, denselben Anfällen, derselben Entfesselung der

Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Konzessionen von Seiten der Regierung, Parteibündnisse, nichts hat sie diesem gemeinsamen Schicksal zu entziehen vermocht.

Diese einzige Thatsache, welche so reichen Stoff zu Betrachtungen liefert, würde genügen, den wahren, unveränderlichen Charakter der Presse zu bezeichnen. Sie bemüht sich, durch fortgesetzte, ausdauernde, tagtäglich sich wiederholende Anstrengungen alle Bande des Gehorsams und der Subordination aufzulösen, die Mittel der Staatsbehörde abzunutzen, sie in der Meinung des Volkes herabzusetzen und zu erniedrigen, ihr überall Verlegenheiten zu bereiten und Feinde zu erwecken.

Ihre Kunst besteht nicht darin, an die Stelle einer gar zu gefälligen Unterwürfigkeit eine gemessene Freiheit der Prüfung zu setzen, sondern die positivsten Fragen in Zweifel zu ziehen; nicht darin, über politische Fragen eine freimüthige und nützliche Kontroverse hervorzurufen, sondern sie in einem falschen Lichte darzustellen und durch Sophismen zu entscheiden.

Auf diese Art hat die Presse in die besten Köpfe Unordnung gebracht, die festesten Ueberzeugungen erschüttert und mitten in der Gesellschaft eine Verwirrung der Grundsätze hervorgerufen, welche die unheilvollsten Versuche begünstigt. Die Anarchie in den Grundsätzen benutzt sie als Vorspiel zur Anarchie im Staate.

Es ist bemerkenswerth, Sire, daß die periodische Presse nicht einmal ihre wesentlichste Bedingung, die der Oeffentlichkeit, erfüllt hat. So seltsam dies klingen mag, so wahr ist es, daß in Frankreich keine Oeffentlichkeit in der eigentlichen und strengen Bedeutung dieses Wortes existirt. Beim gegenwärtigen Stand der Dinge gelangen die Thatsachen, wenn sie nicht ganz und gar erdichtet sind, nur auf's Gehässigste, beschnitten, entstellt und verstümmelt, zur Kenntniß von mehreren Millionen Lesern. Eine dichte, durch die Journale heraufbeschworne Wolke verhüllt die Wahrheit und fängt gewissermaßen das Licht zwischen der Regierung und dem Volke auf. Ihre königlichen Vorfahren, Sire, haben sich immer gerne ihren Unterthanen mitgetheilt: es ist dies ein Vergnügen, dessen Genuß die Presse Eurer Majestät mißgönnt hat.

Eine Frechheit, die alle Schranken überschreitet, hat in der That, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten, weder die ausdrücklichen Wünsche des Königs, noch die von der Höhe des Thrones herabgekommenen Worte geachtet. Die einen sind verkannt und entstellt worden, die anderen waren der Gegenstand boshafter Erläuterungen oder bitteren Hohnes. Auf diese Art ist der letzte Akt der königlichen Gewalt, die Proklamation, bei dem Publikum in Mißkredit gebracht worden, ehe sie noch den Wählern bekannt war.

Dies ist noch nicht alles. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Angebliches Organ der öffentlichen Meinung, trachtet sie darnach, die Debatten der beiden Kammern zu leiten, und es ist unleugbar, daß sie das Gewicht eines eben so ärgerlichen als entschiedenen Einflusses in dieselben bringt. Diese Herrschaft hat besonders seit zwei oder drei Jahren in der Deputirtenkammer den Charakter offenbarer Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Man hat in dieser Zeit gesehen, wie die Journale mit ihren Beleidigungen und Beschimpfungen die Mitglieder verfolgten, deren Stimme ihnen ungewiß oder verdächtig schien. Nur zu oft, Sire, ist die Freiheit der Berathungen in dieser Kammer unter den verdoppelten Streichen der Presse erlegen.

Mit nicht weniger strengen Ausdrücken kann man das Benehmen der Oppositionsjournale bei neueren Umständen bezeichnen. Nachdem sie selbst eine Adresse hervorgerufen, welche die Vorrechte des Thrones antastet, haben sie sich nicht gescheut, die Wiedererwählung der 221 Deputirten, deren Werk sie ist, als Grundsatz aufzustellen. Und gleichwohl hatte Ew. Majestät diese Adresse als beleidigend verworfen; Sie hatten über die darin ausgedrückte Verweigerung der Mitwirkung öffentlichen Tadel ausgesprochen; Sie hatten Ihren unveränderlichen Entschluß angekündigt, die so offenbar bloßgestellten Rechte Ihrer Krone zu vertheidigen. Die periodischen Blätter haben nicht darauf geachtet; im Gegentheil haben sie sich's zur Aufgabe gesetzt, die Beleidigung zu erneuern, fortzusetzen und zu erschweren. Ew. Majestät wird entscheiden, ob dieser verwegene Angriff noch länger ungestraft bleiben darf.

Aber unter allen Exzessen der Presse haben wir den schwersten vielleicht noch nicht aufgeführt. Von den ersten Zeiten der Expedition an, deren Ruhm einen so reinen und so dauernden Glanz auf die edle Krone Frankreichs wirft, hat die Presse mit unerhörter Heftigkeit die Ursachen, die Mittel, die Vorbereitungen und Aussichten auf Gelingen derselben bekrittelt. Ohne Gefühl für Nationalehre, hat sie keinen Theil daran, wenn unsere Flagge nicht länger durch die Beschimpfung eines Barbaren gebrandmarkt blieb. Gleichgültig für die großen Interessen der Menschheit, hat sie keinen Theil daran, wenn Europa nicht länger zu einer grausamen Sklaverei und zu schmachvollen Tributen verurtheilt blieb.

Noch nicht genug: vermöge einer Verrätherei, welche unsere Gesetze hätten bestrafen können, hat die Presse sich herbeigelassen, alle Geheimnisse der Rüstung zu veröffentlichen, den Stand unserer Streitkräfte, die Zahl unserer Truppen und Schiffe zur Kenntniß des Auslandes zu bringen, Stationspunkte anzugeben und die Mittel zu nennen, wie man der Unbeständigkeit der Winde zu begegnen und zu landen habe. Alles bis auf den Landungs-

platz wurde ausgeschwatzt, gleich als wollte man dem Feinde Gelegenheit geben, sich um so sicherer zu vertheidigen. Und etwas Beispielloses bei einem zivilisirten Volke: die Presse hat sich nicht gescheut, über die Gefahren der Expedition einen blinden Lärm zu schlagen und dadurch Muthlosigkeit unter dem Heere zu verbreiten. Sie hat den Führer der Unternehmung selbst dem Hasse der Soldaten preisgegeben und dieselben dadurch recht eigentlich aufgereizt, die Fahne der Empörung gegen ihn zu erheben oder ihre Standarten zu verlassen! Das zu thun, haben die Organe einer Partei gewagt, welche sich für national ausgibt.

Was diese Partei tagtäglich im Innern des Reiches zu thun wagt, hat keinen geringeren Zweck, als die Elemente des öffentlichen Friedens zu zerstreuen, die Bande der Gesellschaft aufzulösen und, man täusche sich hierin nicht, den Boden unter unsern Füßen zittern zu machen. Scheuen wir uns nicht, hier den ganzen Umfang unserer Uebel aufzudecken, um den ganzen Umfang unserer Mittel dagegen desto besser würdigen zu können. Eine systematische, in's Große organisirte und mit einer Beharrlichkeit sonder Gleichen geleitete Verläumdung greift von nah oder fern selbst die niedrigsten Agenten der Gewalt an. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Beschimpfung sicher, wenn er von seinem Souverän den mindesten Beweis von Vertrauen oder Zufriedenheit erhält. Ein großes, über Frankreich ausgebreitetes Netz umgarnt alle Staatsbeamten; in bleibenden Anklagestand versetzt, scheinen sie gewissermaßen von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen; man schont nur diejenigen, deren Treue wankt; man lobt nur diejenigen, deren Treue unterliegt; die anderen werden von der Faktion dazu bezeichnet, später ohne Zweifel der Volksrache geopfert zu werden.

Eben so heftig verfolgt die periodische Presse mit ihren giftigen Pfeilen die Religion und den Priesterstand. Sie will – und das wird sie stets wollen — selbst den letzten Keim von religiösen Gefühlen mit der Wurzel aus dem Herzen der Völker reißen. Sire, zweifeln Sie nicht daran, daß ihr dies gelingen wird, indem sie die Grundlagen des Glaubens angreift, die Quellen der öffentlichen Moral verfälscht und über die Diener der Altäre mit vollen Händen Spott und Verachtung häuft.

Man muß gestehen, keine Macht ist im Stande, einem so kräftigen Auflösungsmittel, wie die Presse, zu widerstehen. Zu allen Epochen, wo sie sich ihrer Fesseln entledigt, hat sie Einfälle, Einbrüche in den Staat gemacht. Man kann die Aehnlichkeit ihrer Wirkungen seit fünfzehn Jahren nur höchst auffallend finden, trotz der Verschiedenheit der Umstände und trotz des häufigen Wechsels der Männer, welche die politische Bühne besetzt hielten. Ihre Bestimmung ist mit einem Worte, die Revolution wieder zu beginnen, deren Grundsätze sie laut und offen predigt. Zu wiederholten Malen unter das

Joch der Zensur gestellt, hat sie immer nach wiedererlangter Freiheit ihr unterbrochenes Werk von Neuem aufgenommen. Um es mit mehr Erfolg fortzusetzen, hat sie eine thätige Bundesgenossin in der Departementalpresse gefunden, welche dadurch, daß sie lokale Eifersucht und Gehässigkeit gegen einander hetzte, die minder Beherzten einschüchterte und die Behörden durch endlose Stänkereien neckte, einen beinahe entschiedenen Einfluß auf die Wahlen ausgeübt hat.

Diese letzteren Wirkungen, Sire, sind vorübergehend; dauerndere aber machen sich an den Sitten und dem Charakter der Nation bemerklich. Eine lügenhafte, heftige, leidenschaftliche Polemik, eine Schule des Skandals und der Frechheit bringt in denselben wichtige Veränderungen, tief greifende Verschlechterungen hervor; sie gibt den Gemüthern eine falsche Richtung, erfüllt sie mit Bedenklichkeiten und Vorurtheilen, lenkt sie von ernsten Studien ab, schadet somit dem Fortschritt der Künste und Wissenschaften, erregt eine immer wachsende Gährung, nährt selbst im Schooße der Familien unseligen Zwiespalt und könnte uns allmälig in die Barbarei zurückführen.

Gegen so viele von der periodischen Presse erzeugte Uebel müssen Gesetz und Justiz auf gleiche Weise ihre Ohnmacht eingestehen.

Es wäre überflüssig, den Ursachen nachzuforschen, welche die Repression geschwächt und allmälig zu einer nutzlosen Waffe in der Hand der Regierung gemacht haben. Es genügt uns, die Erfahrung zu befragen und den gegenwärtigen Stand der Dinge genau zu bezeichnen.

Die richterlichen Sitten und Gebräuche lassen sich nicht leicht zu einer kräftigen Repression herbei. Diese Beobachtungswahrheit, die von offenen Augen schon lange erkannt worden ist, hat sich neuerdings bis zur evidentesten Klarheit herausgestellt. Um den Bedürfnissen, wodurch sie hervorgerufen worden ist, zu genügen, hätte die Repression rasch und kraftvoll sein müssen; allein sie ist langsam, schwach und beinahe ein Nichts geblieben. Wenn sie einschreitet, ist der Schaden bereits angerichtet; die Strafe aber macht ihn nicht wieder gut, sondern fügt vielmehr das Aergerniß der Debatte noch hinzu.

Die gerichtliche Verfolgung wird müde, die aufrührerische Presse wird es niemals. Erstere hält ein, weil sie gar zu viel einzuschreiten hätte; letztere vermehrt ihre Kräfte mit jedem neuen Verbrechen.

Unter verschiedenen Umständen hat die Verfolgung ihre Perioden der Thätigkeit oder Schlaffheit gehabt. Aber ob das Staatsministerium eifrig ist oder lau, was kümmert das die Presse? Sie sucht in der Verdoppelung ihrer Exzesse die Bürgschaft ihrer Straflosigkeit. Die Ungenügsamkeit oder vielmehr Nutzlosigkeit der in den bestehenden Gesetzen festgestellten Vorsichtsmaßregeln ist durch Thatsachen bewiesen. Ebenso schlagende, thatsächliche Beweise sind dafür vorhanden, daß die öffentliche Sicherheit durch die Preß-

frechheit gefährdet ist. Es ist Zeit, es ist mehr als Zeit, ihren Verwüstungen Einhalt zu thun.

Vernehmen Sie, Sire, diesen Schrei der Entrüstung und des Schreckens, der von allen Punkten ihres Königreichs her erschallt. Die friedliebenden, die rechtschaffenen Leute, die Freunde der Ordnung erheben flehend ihre Hände gegen Ew. Majestät. Alle verlangen von Ihnen Schutz gegen die Wiederkehr des namenlosen Unglücks, unter welchem ihre Väter oder Sie selbst so viel zu seufzen hatten. Diese Besorgnisse sind zu gegründet, um nicht gehört, diese Wünsche sind zu gesetzlich, um nicht erfüllt zu werden.

Hiezu gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich in die Charte zurückzugehen. Wenn die Ausdrücke des Artikels 8 zweideutig sind, so ist sein Sinn um so klarer und handgreiflicher. So viel ist gewiß, daß die Charte die Freiheit der Journale und der periodischen Schriften nicht gestattet hat. Das Recht, seine persönlichen Ansichten zu veröffentlichen, schließt offenbar nicht das Recht in sich, auf dem Wege einer Unternehmung die Meinungen Anderer zu veröffentlichen. Das Eine ist die Anwendung einer Fähigkeit, welche das Gesetz freilassen oder Beschränkungen unterwerfen konnte, das Andere ist eine Spekulation der Industrie, welche, wie alle andern und noch mehr als andere, die Oberaufsicht der Staatsbehörde voraussetzt.

Die Absichten der Charte in dieser Beziehung sind genau entwickelt in dem Gesetz vom 21. Oktober 1814, welches gewissermaßen einen Anhang zu ihr bildet; daran kann man um so weniger zweifeln, als dieses Gesetz den Kammern am 5. Juli, d. h. einen Monat nach der Promulgation der Charte, vorgelegt worden ist. Im Jahre 1819, selbst in der Epoche, wo ein entgegengesetztes System in den Kammern vorwaltete, wurde laut in derselben ausgesprochen, daß der Artikel 8 sich nicht auf die periodische Presse beziehe. Diese Wahrheit wird überdieß von den Gesetzen selbst bewiesen, welche den Journalen die Bedingungen einer Kaution auferlegt haben.

Jetzt, Sire, bleibt nur noch die Frage übrig, wie diese Rückkehr zur Charte und zum Gesetz vom 21. Oktober 1814 bewerkstelligt werden muß. Die Wichtigkeit der gegenwärtigen Umstände hat diese Frage entschieden.

Man darf sich nicht täuschen. Wir befinden uns nicht mehr in den gewöhnlichen Verhältnissen der Repräsentativregierung. Die Grundsätze, auf welchen sie festgestellt worden ist, haben inmitten der politischen Wechsel nicht unangerührt bleiben können. Eine unruhige Demokratie, die bis in unsere Gesetze gedrungen ist, geht darauf aus, sich an die Stelle der legitimen Gewalt zu setzen. Vermittelst dieser Journale und des Zusammenwirkens zahlreicher Bünde verfügt sie über die Majorität der Wahlen. Sie hat, so weit es von ihr abhing, die regelmäßige Ausübung des wesentlichsten Vorrechtes der Krone, die Wahlkammer aufzulösen, gehemmt. Eben dadurch ist

die Konstitution des Staates erschüttert: Ew. Majestät allein besitzt noch die Kraft, sie wieder auf ihren Grundlagen zu befestigen und zu kräftigen.

Das Recht, so wie die Pflicht, ihre Aufrechthaltung zu sichern, ist das unzertrennliche Attribut der Souveränetät. Keine Regierung auf Erden könnte sich erhalten, wenn sie nicht das Recht hätte, für ihre Sicherheit zu sorgen. Diese Macht existirt schon vor den Gesetzen, denn sie liegt in der Natur der Dinge selbst. Dies, Sire, sind Maximen, welche sowohl die Weihe der Zeit, als die Beistimmung aller Publizisten Europa's für sich haben.

Aber diese Maximen haben noch eine andere positivere Weihe, die der Charte selbst. Der Artikel 14 hat Ew. Majestät mit genügender Macht bekleidet, zwar nicht, um unsere Institutionen zu ändern, aber doch, um sie zu befestigen und unveränderlicher zu machen.

Gebieterische Nothwendigkeiten erlauben es nicht mehr, die Ausübung dieser höchsten Gewalt zu verschieben. Der Augenblick ist gekommen, um zu Maßregeln zu schreiten, die zwar im Geiste der Charte liegen, aber sich außerhalb der gesetzlichen Ordnung bewegen, deren sämmtliche Mittel vergebens erschöpft worden sind.

Diese Maßregeln, Sire, nehmen Ihre Minister, welche den Erfolg derselben zu sichern verpflichtet sind, keinen Anstand, Ihnen vorzuschlagen, überzeugt, daß die Macht bei dem Rechte bleiben wird.

Wir sind mit der tiefsten Ehrfurcht,

Sire,

Ew. Majestät

ergebenste und getreueste Unterthanen,

Der Präsident des Ministerrathes,

Fürst von **Polignac.**

Der Siegelbewahrer Minister Staatssekretär der Justiz,

Chantelauze.

Der Minister Staatssekretär der Marine und Kolonien,

Baron von **Haussez.**

Der Minister Staatssekretär des Innern,

Graf von **Peyronnet.**

Der Minister Staatssekretär der Finanzen,

Montbel.

Der Minister Staatssekretär der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts,

Graf von **Guernon = Ranville.**

Der Minister Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten,

Baron **Capelle.**

Ordonnanzen des Königs.

Karl von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß.

Auf den Bericht Unseres Ministerrathes,

Haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt:

Art. 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist aufgehoben.

Art. 2. Die Bestimmungen der Artikel 1, 2 und 9 vom Titel 1 des Gesetzes vom 21. Oktober 1814 sind wieder in Wirksamkeit gesetzt.

Demgemäß kann kein Journal und keine periodische oder halb periodische Schrift, welche schon gegründet ist oder noch gegründet werden soll, ohne Unterschied der darin zu behandelnden Gegenstände weder in Paris noch in den Departements erscheinen ohne die Genehmigung, welche die Verfasser und der Drucker besonders von Uns ausgewirkt haben werden.

Diese Genehmigung muß alle drei Monate erneuert werden.

Sie kann zurückgenommen werden.

Art. 3. Die Genehmigung kann den Journalen und periodischen oder halb periodischen Schriften, welche in den Departements erscheinen oder erscheinen sollen, von den Präfekten provisorisch ertheilt und provisorisch zurückgenommen werden.

Art. 4. Die Journale und Schriften, welche gegen die Bestimmungen des Art. 2 erscheinen, werden alsbald mit Beschlag belegt werden.

Die Pressen und Lettern, welche zu ihrem Drucke gedient haben, werden an einem öffentlichen Orte verwahrt und versiegelt, oder zertrümmert werden.

Art. 5. Keine Schrift unter zwanzig Druckbogen kann in Paris ohne die Genehmigung Unseres Ministers Staatssekretärs des Innern, und in den Departements ohne die der Präfekten erscheinen.

Jede Schrift von mehr als zwanzig Druckbogen, die nicht ein abgeschlossenes Werk bildet, wird gleicherweise der Nothwendigkeit der Genehmigung unterworfen.

Die ohne Genehmigung erscheinenden Schriften werden alsbald mit Beschlag belegt.

Die Pressen und Lettern, welche zu ihrem Drucke gedient haben, werden an einem öffentlichen Orte verwahrt und versiegelt, oder zertrümmert werden.

Art. 6. Die Memoiren über Prozesse und die Memoiren der gelehrten oder literarischen Gesellschaften sind der vorläufigen Genehmigung unterworfen, wenn sie ganz oder theilweise von politischen Gegenständen handeln, ein Fall, in welchem die in Art. 5 vorgeschriebenen Maßregeln ihre Anwendung auf sie finden.

Art. 7. Jede den gegenwärtigen Verfügungen zuwiderlaufende Bestimmung wird außer Wirkung gesetzt.

Art. 8. Die Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz wird in Gemäßheit des Art. 4 der Ordonnanz vom 27. November 1816 und dessen, was in der vom 18. Januar 1817 vorgeschrieben ist, statthaben.

Art. 9. Unsere Minister Staatssekretäre sind mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanzen beauftragt.

Gegeben in Unserm Schlosse zu Saint-Cloud den 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung.

Der König: **Karl.**

Der Präsident des Ministerrathes, Prinz von Polignac;
Der Siegelbewahrer Frankreichs Justizminister, Chantelauze;
Der Minister Staatssekretär der Marine und Kolonien, Baron von Haussez;
Der Minister Staatssekretär der Finanzen, Montbel;
Der Minister Staatssekretär der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf von Guernon-Ranville;
Der Minister Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten, Baron Capelle.

Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß.

In Betracht des Art. 50 der konstitutionellen Charte,

In Kenntniß gesetzt von den Umtrieben, die auf mehrern Punkten Unsers Königreiches angewandt worden sind, um während der letzten Operationen der Wahlkollegien die Wähler zu täuschen und irre zu führen,

Nach Anhörung Unseres Rathes,

Haben Wir verordnet und verordnen:

Art. 1. Die Kammer der Abgeordneten der Departements ist aufgelöst.

Art. 2. Unser Minister Staatssekretär des Innern ist mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt.

Gegeben zu Saint-Cloud am 25. Tag des Monats Juli im Jahr der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung.

Der König: **Karl.**

Der Minister Staatssekretär des Innern, Graf von Peyronnet.

Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß.

Da Wir beschlossen haben, die Wiederkehr der Umtriebe zu verhindern, die einen verderblichen Einfluß auf die letzten Operationen der Wahlkollegien ausgeübt haben.

Da Wir in Folge dessen die Prinzipien der konstitutionellen Charte und die Wahlbestimmungen, deren Nachtheile Uns die Erfahrung kennen gelehrt hat, reformiren wollen.

So haben Wir die Nothwendigkeit erkannt, das Uns zustehende Recht anzuwenden, durch Akte, welche von Uns ausfließen, für die Sicherheit des Staates und für die Unterdrückung jedes die Würde Unserer Krone antastenden Unternehmens zu sorgen.

Aus diesen Gründen,

Nach Anhörung Unseres Staatsrathes,

Haben Wir verordnet und verordnen:

Art. 1. Gemäß des Artikels 15, 30 und 36 der konstitutionellen Charte wird die Kammer der Abgeordneten nur aus Departements-Deputirten bestehen.

Art. 2. Der Wählerzensus und der Wählbarkeitszensus werden ausschließlich aus den Summen bestehen, für welche der Wähler und der Wählbare persönlich in der Eigenschaft als Eigenthümer oder Nutznießer unter dem Titel Grundsteuer, Personal- und Mobiliarsteuer eingeschrieben sind.

Art. 3. Jedes Departement wird die Anzahl Deputirte haben, welche ihm durch den Art. 36 der konstitutionellen Charte zugewiesen ist.

Art. 4. Die Deputirten werden erwählt und die Kammer erneuert werden in der Form und für die Zeit, welche durch den Art. 37 der konstitutionellen Charte festgesetzt sind.

Art. 5. Die Wahlkollegien werden sich in Bezirkskollegien und Departementskollegien theilen.

Ausgenommen sind jedoch die Wahlkollegien der Departements, denen bloß ein einziger Deputirter zugetheilt ist.

Art. 6. Die Wahlkollegien der Departements werden aus sämmtlichen Wählern zusammengesetzt werden, die ihren politischen Aufenthalt in dem Bezirke haben.

Die Bezirkswahlkollegien werden aus dem höchst besteuerten Viertel der Departementswähler zusammengesetzt werden.

Art. 7. Die gegenwärtige Beschränkung der Bezirkswahlkollegien ist beibehalten.

Art. 8. Jedes Bezirkswahlkollegium wird eine Anzahl Kandidaten erwählen, gleich der Anzahl der Departementsdeputirten.

Art. 9. Das Bezirkskollegium wird sich in eben so viele Sektionen theilen, als es Kandidaten zu ernennen hat.

Diese Theilung wird nach Maßgabe der Zahl der Sektionen und der Wähler des Kollegiums mit möglichster Berücksichtigung der Lokalverhältnisse stattfinden.

Art. 10. Die Sektionen des Bezirkswahlkollegiums werden sich an verschiedenen Orten versammeln.

Art. 11. Jede Sektion des Bezirkswahlkollegiums wird einen Kandidaten erwählen und zwar jede einzelne für sich zur Wahl schreiten.

Art. 12. Die Präsidenten der Sektionen des Bezirkswahlkollegiums werden von den Präfekten unter den Wählern des Bezirks ernannt werden.

Art. 13. Das Departementskollegium wird die Deputirten erwählen.

Die Hälfte der Deputirten des Departements muß aus der allgemeinen Liste der von den Bezirkskollegien vorgeschlagenen Kandidaten gewählt werden.

Wenn jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungleich ist, so wird die Theilung ohne Beschränkung des dem Departementskollegium vorbehaltenen Rechtes stattfinden.

Art. 14. Im Fall, daß in Folge von Uebergehungen, ungültigen oder doppelten Ernennungen, die Liste der von den Bezirkskollegien vorgeschlagenen Kandidaten unvollständig sein sollte; wenn diese Liste weniger, als die Hälfte der verlangten Zahl aufführt, kann das Departementskollegium einen weitern Deputirten außerhalb der Liste wählen; wenn die Liste weniger, als den vierten Theil aufführt, kann das Departementskollegium die Gesammtheit der Deputirten des Departements außerhalb der Liste wählen.

Art. 15. Die Präfekte, Unterpräfekte und Generäle, welche die Militärdivisionen in den Departements kommandiren, können in den Departements, wo sie ihre Funktionen ausüben, nicht gewählt werden.

Art. 16. Die Liste der Wähler wird von dem Präfekten im Präfekturrath festgesetzt werden. Sie wird fünf Tage vor der Versammlung der Kollegien angeschlagen werden.

Art. 17. Reklamationen in Beziehung auf die Wahlfähigkeit, über welche die Präfekte keine Entscheidung gegeben haben, werden in der Kammer der Abgeordneten zu gleicher Zeit abgeurtheilt werden, wo sie über die Gültigkeit der Operationen der Kollegien erkennen wird.

Art. 18. In den Wählerkollegien der Departements werden die zwei ältesten und die zwei höchst besteuerten Wähler die Funktionen der Stimmensammler versehen.

Dieselbe Bestimmung wird in denjenigen Sektionen der Bezirkskollegien beobachtet werden, die aus mehr als fünfzig Wählern zusammengesetzt sind.

In den andern Sektionen der Kollegien werden die Funktionen des Stimmensammlers von dem ältesten und dem höchstbesteuerten Wähler versehen werden.

Der Sekretär wird im Kollegium der Kollegiumssektionen von dem Präsidenten und den Stimmensammlern ernannt werden.

Art. 19. Keiner wird in das Kollegium oder die Kollegiumssektion zugelassen, wenn er nicht auf der Liste der Wähler steht, aus denen sie bestehen müssen. Diese Liste wird dem Präsidenten zugestellt werden und am Sitzungsort des Kollegiums während der Dauer seiner Operationen angeschlagen bleiben.

Art. 20. Jede Erörterung und jede Berathung irgend einer Art unter den Wahlkollegien ist untersagt.

Art. 21. Die Polizei des Kollegiums gehört dem Präsidenten. Ohne sein Verlangen kann keine bewaffnete Macht in der Nähe des Sitzungsortes aufgestellt werden. Die Militärkommandanten sind gehalten, seinen Requisitionen Folge zu leisten.

Art. 22. Die Ernennungen finden in den Kollegien und Kollegiumssektionen durch absolute Stimmenmehrheit statt.

Wenn jedoch die Ernennungen nach zweimaliger Abstimmung nicht beendigt sind, so wird das Bureau die Liste der Personen festsetzen, welche das zweite Mal die meisten Stimmen erhalten haben. Diese Liste wird doppelt so viele Namen enthalten, als noch Ernennungen vorzunehmen sind. Beim dritten Mal können die Stimmen nur den auf der Liste verzeichneten Personen gegeben werden und die Ernennung wird nach der relativen Majorität statt finden.

Art. 23. Die Wähler werden nach Listenbülletins stimmen. Jedes Bülletin wird so viele Namen enthalten, als Ernennungen vorzunehmen sind.

Art. 24. Die Wähler werden ihre Stimme auf dem Bureau schreiben oder daselbst von einem der Stimmensammler schreiben lassen.

Art. 25. Name, Stand und Wohnort jedes Wählers, der sein Bülletin abgibt, werden von dem Sekretär auf eine zur Konstatirung der Wählerzahl bestimmte Liste eingeschrieben werden.

Art. 26. Jede Abstimmung wird sechs Stunden lang eröffnet sein und das Ergebniß in der Sitzung bekannt gemacht werden.

Art. 27. Für jede Sitzung wird ein Protokoll aufgesetzt werden. Dieses Protokoll wird von sämmtlichen Mitgliedern des Bureau unterzeichnet werden.

Art. 28. In Gemäßheit des Art. 46 der konstitutionellen Charte kann kein Gesetzesamendement in der Kammer gestellt werden, wenn es nicht von Uns vorgeschlagen oder bewilligt, und wenn es nicht in die Bureaux verwiesen und dort abgehandelt worden ist.

Art. 29. Alle der gegenwärtigen Ordonnanz zuwiderlaufende Bestimmungen sind außer Wirkung gesetzt.

Art. 30. Unsere Minister Staatssekretäre sind mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt.

Gegeben zu Saint-Cloud am 25. Tag des Monats Juli im Jahr der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung.

Der König: **Karl.**

Der Präsident des Ministerrathes, Fürst von Polignac.
Der Siegelbewahrer Justizminister, Chantelauze.
Der Minister Staatssekretär der Marine und Kolonien, Baron von Haussez.
Der Minister Staatssekretär der Finanzen, Montbel.
Der Minister Staatssekretär der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf von Guernon-Ranville.
Der Minister Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten, Capelle.

Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß.

In Betracht der königlichen Ordonnanz vom heutigen Tage bezüglich auf die Organisation der Wahlkollegien;

Auf den Bericht Unseres Ministers Staatssekretärs im Departement des Innern, haben Wir verordnet und verordnen wie folgt:

Art. 1. Die Wahlkollegien werden sich versammeln, nämlich die Wahlkollegien der Bezirke am 6. September dieses Jahrs, und die Wahlkollegien der Departements am 18. desselben Monats.

Art. 2. Die Pairskammer und die Kammer der Abgeordneten der Departements sind auf den 28. desselben Monats September dieses Jahrs einberufen.

Art. 3. Unser Minister Staatssekretär des Innern ist mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt.

Gegeben im Schloß zu Saint-Cloud am 25. Tag des Monats Juli im Jahr der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung.

Der König: **Karl.**

Der Minister Staatssekretär des Innern, Graf von Peyronnet.

Protestation der Journalisten.

(27. Juli 1830.)

Man hat seit sechs Monaten oft angekündigt, die Gesetze werden verletzt, ein Staatsstreich werde ausgeführt werden; der gesunde Verstand des Publikums sträubte sich, es zu glauben. Das Ministerium wies diese Anmuthung als eine Verläumdung zurück. Gleichwohl hat der Moniteur wirklich diese merkwürdigen Ordonnanzen veröffentlicht, welche die schreiendste Verletzung der Gesetze sind. Die Herrschaft der Gesetze ist also abgebrochen; die der Gewalt hat begonnen.

In der Lage, worein wir gesetzt sind, hört der Gehorsam auf, Pflicht zu sein. Diejenigen Bürger, die vor allen andern berufen sind, zu gehorchen, sind die Schriftsteller der Journale; sie müssen auch zuerst das Beispiel des Widerstandes gegen die Behörde geben, welche den gesetzlichen Charakter abgestreift hat. Die Gründe, worauf sie sich stützen, sind der Art, daß ihre bloße Aufzählung genügt.

Die Gegenstände, auf welche sich die heute veröffentlichten Ordonnanzen beziehen, gehören zu denjenigen, über welche die Regierung, der Charte gemäß, nicht allein verfügen kann. Die Charte sagt Art. 8, daß die Franzosen in Preßangelegenheiten gehalten seien, sich den Gesetzen zu fügen; sie sagt nicht, den Ordonnanzen. Die Charte sagt Art. 35, daß die Organisation der Wahlkollegien durch die Gesetze bestimmt werden soll; sie sagt nicht, durch die Ordonnanzen.

Die Krone hatte bisher selbst diese Artikel anerkannt; sie hatte nicht daran gedacht, sich, sei es nun mit einer angeblichen konstituirenden Gewalt oder mit der dem Art. 14 fälschlich beigelegten Gewalt, gegen dieselben zu bewaffnen.

Jedesmal, wenn schwierig befundene Umstände ihr eine Modifikation, sei es nun im Preßsystem oder im Wahlsystem, zu erheischen schienen, hat sie sich an die beiden Kammern gehalten. Als man die Charte abändern mußte, um die Siebenjährigkeit und die integrale Erneuerung einzuführen, hat sie sich nicht an sich selbst, als die Urheberin dieser Charte, sondern an die Kammern gehalten. Das Königthum hat also diese Artikel 8 und 35 anerkannt, selbst angewendet und sich in Beziehung auf dieselben weder eine konstituirende, noch eine diktatorische Gewalt angemaßt, welche beide nirgends existiren.

Die Tribunale, denen das Interpretationsrecht zusteht, haben diese selben Grundsätze feierlich anerkannt. Der königliche Hof von Paris und mehrere andere haben die Herausgeber der Bretagner Verbindung als

Urheber von Beleidigungen gegen die Regierung verurtheilt. Sie haben die Voraussetzung, daß die Regierung die Gewalt der Ordonnanzen anwenden könnte da, wo allein die Gewalt des Gesetzes zulässig ist, als Beleidigung gegen dieselbe betrachtet. Somit ist durch den ausdrücklichen Text der Charte, durch die bisher von der Krone befolgte Praxis, durch die Entscheidungen der Tribunale festgesetzt, daß in Angelegenheiten der Presse und Wahlorganisation einzig und allein die Gesetze, d. h. der König und die Kammern, zu bestimmen haben.

Heute hat also die Regierung die Gesetzlichkeit verletzt. Wir sind der Pflicht des Gehorsams entbunden, wir werden unsere Blätter herauszugeben suchen, ohne um die uns auferlegte Genehmigung zu bitten: wir werden uns bemühen, daß sie wenigstens heute über ganz Frankreich verbreitet werden. Das legt uns unsere Bürgerpflicht auf, und wir erfüllen sie.

Wir haben der ungesetzlich aufgelösten Kammer diese Pflichten nicht vorzuzeichnen, aber wir können sie im Namen Frankreichs bitten, daß sie sich auf ihr offenbares Recht stütze und, so viel an ihr ist, der Verletzung der Gesetze Widerstand leiste. Dieses Recht ist so gewiß, wie dasjenige, auf welches wir uns stützen. Die Charte sagt Art. 50, der König könne die Abgeordnetenkammer auflösen; allein dazu ist nöthig, daß sie zuvor versammelt, als Kammer konstituirt war und ein System aufgestellt hat, welches geeignet ist, ihre Auflösung hervorzurufen. Aber vor der Versammlung, vor der Konstituirung der Kammer sind bloß Wahlen da. Nun sagt die Charte nirgends, daß der König die Wahlen kassiren könne. Die heute veröffentlichten Ordonnanzen sind weiter nichts, als eine Kassation der Wahlen, somit ungesetzlich, denn sie thun etwas, wozu die Charte nicht ermächtigt. Die erwählten und auf den 3. August einberufenen Deputirten sind also in aller Form Rechtens erwählt und einberufen. Ihr Recht ist heute noch dasselbe, wie gestern. Frankreich bittet sie, es nicht zu vergessen. Alles, was sie können, um diesem Rechte Geltung zu verschaffen, das zu thun ist auch ihre Pflicht.

Die Regierung hat heute den Charakter der Gesetzlichkeit verloren, welcher Gehorsam gebietet. Wir widerstehen ihr in dem, was uns betrifft; die Sache Frankreichs ist es, zu beurtheilen, wie weit sich sein eigener Widerstand erstrecken soll.

Haben unterzeichnet die gegenwärtig in Paris anwesenden Geranten und Redakteure der Journale:

Herren: Gauja, Gerant des National;

Thiers, Mignet, Carrel, Chambolle, Peysse, Albert Stapher, Dubochet, Rolle, Redakteure des National;

Leroux, Gerant des Globe;

von Guizard, Redakteur des Globe;
Sarrans der jüngere, Gerant des Courrier des Electeurs;
B. Dejean, Redakteur des Globe;
Guyet, Mousette, Redakteure des Courrier;
Auguste Fabre, Hauptredakteur der Tribune des Departements;
Année, Redakteur des Constitutionnel;
Cauchois-Lemaire, Redakteur des Constitutionnel;
Senty, Redakteur des Temps;
Haussman, Redakteur des Temps;
Avenel, Redakteur des Courrier Français;
Dussard, Redakteur des Temps;
Levasseur, Redakteur der Revolution;
Evariste Dumoulin;
Alexis von Jussieu, Redakteur des Courrier Français;
Chatelain, Gerant des Courrier Français;
Plagnol, Hauptredakteur der Revolution;
Fazy, Redakteur der Revolution;
Busoni, Barbaroux, Redakteure des Temps;
Chalas, Redakteur des Temps;
A. Billard, Redakteur des Temps;
Ader, Redakteur der Tribune des Departements;
F. Larreguy, Redakteur des Journal du Commerce;
J. F. Dupont, Advokat, Redakteur des Courrier Français;
Ch. von Remusat, Redakteur des Globe;
B. von Lapelouze, einer der Geranten des Courrier Français;
Bohain und Rocqueplan, Redakteure des Figaro;
Coste, Gerant des Temps;
J. J. Baude, Redakteur des Temps;
Bert, Gerant des Journal du Commerce;
Leon Pillet, Gerant des Journal de Paris;
Vaillant, Gerant des Sylphe.

Ende der historischen Dokumente des ersten Bandes.

[illegible], Redakteur des Siècle;
[illegible], Gerant des Courrier des [illegible]
[illegible];
[illegible], Redakteur des Siècle;
[illegible], Redakteur des Courrier;
[illegible], Hauptredakteur der Tribune des Dé-
partements;
[illegible], Redakteur des Constitutionnel;
[illegible], Redakteur des Constitutionnel;
[illegible], Redakteur des Temps;
[illegible], Redakteur des Temps;
[illegible], Redakteur des Courrier Français;
[illegible], Redakteur des Temps;
[illegible], Redakteur des Républicain;
[illegible];
[illegible], Redakteur des Courrier Français;
[illegible], Gerant des Courrier Français;
[illegible]
[illegible]
[illegible], Redakteur des Temps;
[illegible], Redakteur des Temps;
[illegible], Redakteur des Temps;
[illegible], Redakteur der Tribune des Departements;
[illegible], Redakteur des Journal du Commerce;
[illegible], Redakteur des Courrier
Français;
[illegible], Redakteur des Siècle;
[illegible], einer der Gerants des Courrier
Français;
[illegible], Redakteur des Figaro;
[illegible], Gerant des Figaro;
[illegible], Redakteur des Temps;
[illegible], Gerant des Journal du Commerce;
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blanc, Louis,

Louis Blanc's Geschichte der zehn Jahre 1830 - 1840

Bd.: 1

Hamburg (1847)

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Rev.o.573(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11754063-9